

HEYNE  
BÜCHER

JOHN NORMAN

# Die Erforscher von GOR

FANTASY



**John Norman**

**Die Erforscher von Gor**

**Band 13 des Gor-Zyklus**

**SCANNED BY WALDSCHRAT**

HEYNE-BUCH Nr. 06/4045  
im Wilhelm Heyne Verlag, München

Titel der amerikanischen Originalausgabe  
EXPLORERS OF GOR  
Deutsche Übersetzung von Thomas Schlück  
Das Umschlagbild schuf Vincente Segrelles/Norma

2. Auflage

Redaktion: F. Stanya  
Copyright © 1979 by John Lange  
Copyright © 1984 der deutschen Übersetzung by  
Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, München  
Printed in Germany 1984  
Umschlaggestaltung: Atelier Ingrid Schütz, München  
Satz: Schaber, Wels/Österreich  
Druck und Bindung: Ebner Ulm

ISBN 3-453-30987-1

Sie war wunderschön.

Sie kniete an dem niedrigen kleinen Tisch, hinter dem ich saß. Wir befanden uns im großen Saal des Samos, der uns, ebenfalls im Schneidersitz hockend, Gesellschaft leistete. Es war früher Abend in Port Kar, und ich hatte mit Samos gegessen, dem Ersten Kapitän des Kapitänsrates, jener hohen Vereinigung, die in Port Kar die Macht innehatte. Brennende Fackeln erleuchteten den großen Raum, der das riesige Landkartenmosaik enthielt.

Das Abendessen war uns von der Sklavin gebracht worden, die jetzt in unserer Nähe kniete.

Ich betrachtete sie. Sie trug eine einteilige Reptuch-Tunika, an den Beinen hoch eingeschnitten, um sie besser zur Geltung zu bringen, um den Hals einen Schließkragen aus Stahl und am Bein das Brandzeichen, das übliche Kajira-Zeichen Görs, der erste Buchstabe des Wortes Kajira, etwa anderthalb Zoll hoch und einen halben Zoll breit.

»Haben die Herren noch Wünsche an Linda?« fragte das Mädchen.

»Nein«, antwortete Samos.

Mit gesenktem Kopf zog sie sich zurück. Sie nahm das kleine Tablett von dem Gestell am Tisch. Es enthielt das Gefäß mit dem dicken süßen Likör aus dem fernen Turia, dem Ar des Südens, und die beiden winzigen Gläser, aus denen wir getrunken hatten. Ebenfalls stand darauf das Metallgefäß, in dem sich der dampfende, bitter schmeckende Wein des fernen Thentis befunden hatte, einer Stadt, die berühmt war wegen ihrer Tarn-Schwärme. Außerdem befanden sich darauf die dazugehörigen Trinkgefäße wie auch die weichen, feuchten Tücher, mit denen wir uns die Hände abgewischt hatten.

Es war eine vorzügliche Mahlzeit gewesen.

Sie stand auf, das Tablett in den Händen. Der schimmernde Kragen schmiegte sich ihr an den Hals.

Ich erinnerte mich, daß sie vor etlichen Monaten noch einen einfachen Eisenkragen getragen hatte, von brutalen Hammerschlägen festgemacht.

Sie blickte Samos an. Ihre Lippen bebten.

Sie war das Mädchen, welches die Botschaft der Scytale ins Haus des Samos gebracht hatte, ein speziell markiertes Haarband, das man um einen Speerschaft wickeln mußte, um die Nachricht sichtbar werden zu lassen. Zarendargar, auch Halb-Ohr genannt, Kriegsherr der Kurii, hatte mir ausrichten lassen, daß er mich am >Ende der Welt< sehen wolle. Meine Vermutung, daß er damit den Pol der nördlichen Gor-Halbkugel gemeint hatte, erwies sich als richtig. An jenem Ort war ich Halb-Ohr in einem riesigen Komplex entgegengetreten, in einem ausgedehnten Versorgungsdepot, das Waffen, Treibstoff und andere Vorräte enthielt, mit denen die geplante Invasion Gors, der Gegenerde, unterstützt werden sollte.

Das Mädchen, das uns heute abend bedient hatte, wußte damals nicht, daß es eine Botschaft beförderte.

Wie anders erschien sie mir heute! Als sie in Samos' Haus gebracht wurde, trug sie noch die barbarische Kleidung der Erde, jene männerimitierende Aufmachung, die so sehr von ihrer Weiblichkeit ablenkte. Samos hatte die Bedeutung des Halsbandes sofort erkannt und mich aufgefordert zu kommen. Ich hatte das Mädchen ebenfalls verhört, das damals nur Englisch verstand. Ich wußte noch, wie arrogant sie gewesen war, bis sie erfuhr, daß sie sich nicht mehr unter Männern befand, wie sie sie von der Erde gewohnt war.

Samos hatte sie in den Keller bringen und brandmarken lassen, und dann hatten sich die Wächter mit ihr vergnügt. Ich hatte gedacht, er würde sie verkaufen, doch er hatte sie behalten. Sie war bei ihm im Haus geblieben und wußte inzwischen, was es bedeutete, den Kragen zu tragen.

»Du kannst dich zurückziehen«, sagte Samos zu dem Mädchen.

»Herr!« flehte sie mit tränenerstickter Stimme.

Vor wenigen Monaten hatte sie das Goreanische noch nicht beherrscht, jetzt sprach sie es fließend und in allen Nuancen. Mädchen stellen sich schnell auf die Sprache ein, die ihr Herr spricht.

Samos blickte zu ihr auf. »Bring die Sachen in die Küche und erwarte meine weiteren Befehle«, sagte er.

»Ja, Herr«, erwiderte sie und wandte sich ab.

Samos war sicher einer der strengsten Männer auf Gor. Das Mädchen hatte einen rücksichtslosen, wenig kompromißbereiten Herrn gefunden.

»Aber sprechen wir nicht mehr von Sklavinnen«, sagte ich, »die dem Vergnügen der Männer dienen, sondern von ernsteren Dingen!«

»Einverstanden«, meinte er. »Es gibt allerdings wenig Neues zu berichten.«

»Die Kurii sind sehr ruhig«, sagte ich.

»Ja.«

»Hüte dich vor einem ruhigen Feind!« sagte ich lächelnd.

»Natürlich.«

»Es ist ungewöhnlich, daß du mich in dein Haus einlädst, um mir zu sagen, daß du mir nichts mitzuteilen hast.«

»Meinst du, du bist der einzige, der ab und zu im Interesse der Priesterkönige tätig ist?«

»Wohl nicht«, gab ich zurück. »Aber was soll die Frage?«

»Wie wenig wir doch von unserer Welt wissen!« seufzte Samos.

»Ich verstehe nicht, was du meinst.«

»Erzähl mir, was du über den Cartius weißt.«

»Eine wichtige subäquatoriale Wasserstraße«, erklärte ich.

»Er verläuft in nordnordwestlicher Richtung, durchströmt die Regenwälder und mündet in den Ushindi-See, von dem dann die Flüsse Kamba und Nyoka abzweigen. Der Kamba mündet direkt ins Thassa. Der Nyoka mündet in den Hafen der Stadt Schendi und fließt von dort weiter ins Thassa.«

Schendi war ein Freihafen in der Äquatorzone Gors und auf dem ganzen Planeten bekannt. Es war zugleich der Heimathafen der Liga der Schwarzen Sklavenhändler.

»Es wurden einmal Mutmaßungen angestellt, der eigentliche Cartius sei ein Zufluß des Vosk«, bemerkte Samos.

»So hat man mir erzählt«, bemerkte ich.

»Wir wissen inzwischen aber, daß der Thassa-Cartius und der subäquatoriale Cartius nicht ein und derselbe Fluß sind.«

»Man hatte angenommen und auf zahlreichen Landkarten festgehalten«, sagte ich, »daß der subäquatoriale Cartius nicht nur in den Ushindi-See mündet, sondern im Norden wieder hervortritt und das geneigte Flachland im Westen durchquert, um bei Turmus in den Vosk zu münden. Turmus war der letzte große Flußhafen am Vosk, ehe die beinahe unüberwindlichen Sümpfe des Mündungsdeltas begannen. Der schwarze Geograph von der Insel Anango hatte berechnet, daß die beiden Flüsse in Anbetracht der Höhenunterschiede nicht identisch sein können. Sein Schüler Shaba war der erste, der den Ushindi-See umfuhr. Er stellte fest, daß der Cartius - wie bekannt - in den Ushindi-See mündet, daß aber nur zwei Flüsse diesen See wieder verlassen, der Kamba und der Nyoka. Die Quelle des Vosk-Nebenflusses, jetzt Thassa-Cartius geheißen, wurde fünf Jahre später von dem Forscher Ramus von Tabor gefunden, der sich neun Monate lang mit seiner kleinen Expedition unter den Flußstämmen umtat und über die sechs Katarakte hinaus in das Ven-Hochland vordrang. Der Thassa-Cartius entwässert mit seinen Nebenflüssen dieses Hochgebiet und die davon abfallenden Ebenen.«

»Das weiß ich seit gut einem Jahr«, sagte ich. »Warum sprichst du jetzt davon?«

»Wir wissen ja so viele Dinge nicht«, sagte Samos nachdenklich.

Ich zuckte die Achseln. Es gab auf Gor noch viele Gebiete, die unerforscht waren. Nur wenige Menschen kannten sich beispielsweise in den Territorien östlich der Voltai- und Thentisberge aus oder westlich der entlegeneren Inseln bei Cos und Tyros. Noch unbefriedigender war natürlich der Umstand, daß noch nördlich Schendis, im Süden des Vosk und westlich Ars weite, unerschlossene Gebiete lagen.



»Es gab gute Gründe anzunehmen, daß der Cartius über den Ushindi-See zum Vosk führt«, sagte ich.

»Ich weiß«, gab Samos zurück. »Die Tradition - und die Richtung, die die Flüsse nahmen. Wer hätte in den Städten schon begreifen können, daß es nicht ein und derselbe Strom war?«

»Selbst die Bootsführer auf dem subäquatorialen Cartius und jene des weit im Norden liegenden Thassa-Cartius dachten, es wäre nur ein Fluß.«

»Ja«, sagte Samos. »Bis Ramani seine Berechnungen anstellte und Shaba und Ramus ihre Expeditionen durchführten - wer hätte da Grund gehabt, etwas anderes anzunehmen?«

»Die Regenwälder haben den meisten zivilisierten Menschen den echten Cartius von Süden her verschlossen«, sagte ich, »und was an Handel getrieben wurde, beschränkte sich auf die Ubarate am Südufer des Ushindi-Sees. Damals begnügte sich der Handel damit, das Thassa über den Kamba oder den Nyoka zu erreichen.«

»Niemand fand eine Notwendigkeit, von Ushindi aus eine Nordwestpassage zu finden«, sagte Samos.

»Zumal man die Feindseligkeit der Stämme an jenem Fluß kannte, der jetzt Thassa-Cartius genannt wird.«

»Gewiß«, meinte Samos.

»Aber sicher hat man doch vor der Expedition Shabas nach dem Austritt des Cartius aus dem Ushindi-See gesucht«, meinte ich.

»Womöglich sind solche Kundschafter von den Stämmen am Nordufer des Sees erschlagen worden«, bemerkte Samos.

»Wie kommt es dann, daß Shabas Expedition erfolgreich gewesen ist?«

»Hast du schon einmal von Bila Huruma gehört?« fragte Samos.

»Flüchtig.«

»Er ist ein schwarzer Ubar«!, erklärte Samos, »blutrünstig und genial, ein mächtiger, weitblickender Mann, der am Südufer des Ushindi sechs Ubarate vereinigte - mit Hilfe

von Messer und Speer. Sein Reich erstreckt sich inzwischen bis zum Nordufer, wo er der Konföderation der hundert Dörfer Tribut, Kailiauk-Zähne und Frauen abfordert. Shabas neun Boote trugen an ihren Masten solche haarigen Schilde, wie Bila Hurumas Abgesandte sie als Amtszeichen verwenden.«

»Damit war ihre Sicherheit garantiert«, sagte ich.

»Sie wurden mehrmals angegriffen«, fuhr Samos fort, »kamen aber mit dem Leben davon. Ich meine allerdings auch, daß sie ohne die Autorität Bila Hurumas ihre Mission nicht hätten vollenden können.«

»Bila Hurumas Einfluß an der Nordküste ist also groß, aber nicht allumfassend«, stellte ich fest.

»Und es gibt großen Widerstand dagegen«, stellte Samos fest, »und zwar zu schließen aus der Tatsache, daß auf Shabas Expedition Überfälle verübt wurden.«

»Er muß ein mutiger Mann sein«, meinte ich.

»Es gelang ihm, sechs Boote durchzubringen und den größten Teil seiner Leute.«

»Ich finde es beeindruckend«, sagte ich, »daß ein Mann wie Bila Huruma daran interessiert war, eine geographische Expedition zu unterstützen.«

»Es ging ihm darum, die Nordwestpassage zu finden«, meinte Samos. »Das hätte ihm etliche neue Märkte erschlossen, es hätte allgemein die Wirtschaft gefördert, weil sich nämlich für die Waren des Nordens und die Produkte des Südens ein wertvoller neuer Handelsweg geöffnet hätte.«

»Damit ließe sich natürlich auch die Gefahr einer Verschiffung auf dem Thassa vermeiden«, fügte ich hinzu,

»und ... nun ja ... das Tor aufstoßen für die Eroberung neuer Territorien!«

»Ja«, sagte Samos und ergänzte: »Du denkst wie ein Krieger.«

»Shabas Arbeit aber«, fuhr ich fort, »ergab doch, daß eine solche Passage nicht existiert.«

»Ja«, entgegnete Samos. »Das ist ein Ergebnis seiner Expedition. Wenn du aber schon nichts über die Rolle Bila Hu-

rumas in dieser Angelegenheit weißt, so hast du doch sicher von den weiteren Entdeckungen Shabas gehört.«

»Im Westen des Ushindi-Sees gibt es Flutgebiete und Sümpfe, durch die erhebliche Wassermengen in den See abgegeben wurden. Unter erheblichen Mühen, unter Beschränkung auf vierzig Männer und zeitweise nur zwei Boote, die in Richtung Osten durch die Sümpfe mehr gezerrt und geschoben werden mußten, erreichte Shaba nach zwei Monaten das Westufer eines Sees, den wir inzwischen als Ngao-See kennen.«

»Ja«, sagte Samos.

»Er ist so groß wie der Ushindi-See, wenn nicht gar größer«, sagte ich, »der zweite der großen Äquatorseen.«

Es mußte ein großartiger Moment für Shaba und seine Leute gewesen sein, als sie nach langen Mühen ihre Schiffe zur Weite des Ngao-Sees transportiert hatten. Anschließend waren sie erschöpft zu den restlichen Booten und Leuten zurückgekehrt, die am Ostufer des Ushindi-Sees auf sie gewartet hatten.

»Shaba setzte die Umfahrung des Ushindi-Sees sodann fort«, erklärte Samos. »Zum ersten Mal erfaßte er die Mündung des eigentlichen Cartius, des subäquatorialen Cartius, auf einer Karte. Anschließend fuhr er weiter nach Westen, bis er die sechs Ubarate und das Kernreich Bila Hurumas erreichte.«

»Zweifellos wurde er dort wie ein Held begrüßt«, bemerkte ich.

»Ja«, gab Samos zurück, »und das ist kein Wunder.«

»Im nächsten Jahr«, fuhr ich fort, »begab er sich mit elf Booten und tausend Leuten auf eine neue Expedition, die, so darf ich vermuten, von Bila Huruma finanziert wurde, mit dem Ziel, den Ngao-See auf ähnliche Weise zu erfassen.«

»Genau«, sagte Samos.

»Und dort stellte er fest, daß der Ngao-See unglaublicherweise lediglich durch einen großen Fluß an seinem Ostende gespeist wurde. Dieser Strom war so breit, daß er sogar dem Vosk den Rang streitig machen konnte - ein Fluß, den Shaba Ua nannte.«

»Ja«, bestätigte Samos.

»Wegen seiner zahlreichen Stromschnellen und Katarakte ist er allerdings unpassierbar.«

»Es ist unbekannt«, bestätigte Samos, »wie ausgedehnt diese Hindernisse sind oder ob Straßen oder Nebenkanäle angelegt werden können.«

»Shaba vermochte dem Fluß mit seinen Männern und Booten nur ungefähr hundert Pasang weit zu folgen«, sagte ich, »mußte jedoch vor großen Katarakten umkehren.«

»Die Bila Huruma-Fälle, wie er sie taufte«, äußerte Samos.

»Die Boote waren zu groß zum Tragen.«

»Sie waren auch nicht darauf eingerichtet;- auseinander-genommen zu werden«, berichtete Samos. »So zwangen die Steilheit des Geländes, der Dschungel und die Feindseligkeit einiger Binnenstämme zum Rückzug.«

»Die Expedition des Shaba kehrte daraufhin zum Ngao-See zurück, beendete die Umschiffung und fuhr später durch die Sümpfe zum Ushindi-See und in die sechs Ubarate zurück.«

»Ja«, äußerte Samos.

»Ein bemerkenswerter Mann«, stellte ich fest.

»Sicherlich einer der führenden Geographen und Forscher Gors«, meinte Samos, »und ein Mann, dem höchstes Vertrauen entgegengebracht wird.«

»Ach?«

»Shaba ist Agent der Priesterkönige.«

»Das wußte ich nicht«, erwiderte ich.

»Du mußt doch ab und zu vermutet haben, daß auch andere der Sache der Priesterkönige dienen.«

»Davon ausgehen mußte ich schon«, entgegnete ich. Allerdings hatte ich Samos in dieser Angelegenheit nie bedrängt. Es erschien mir besser, nicht von zu vielen Agenten der Priesterkönige zu wissen. Im allgemeinen arbeiteten wir unabhängig voneinander - eine grundsätzliche Sicherheitsmaßnahme. Sollte einer von uns gefangen und gefoltert werden, konnte er im Notfall nicht verraten, was er nicht wußte. Natürlich war mir bekannt, daß die meisten Agenten vordringlich Beobachtungen vornahmen und

Informationen sammeln. Das Haus des Samos war ein Hauptquartier, zu dem die meisten dieser Agenten direkt oder indirekt Bezug hatten und dem sie Bericht erstatteten. Von hier wurde die Tätigkeit zahlreicher Agenten geleitet und koordiniert. Zugleich war es eine Sammelstelle für Informationen, die in bearbeiteter Form ins Sardargebirge weitergeleitet wurden.

»Warum erzählst du mir das alles?« fragte ich.

»Komm mit!« forderte Samos mich auf und verließ seinen Platz.

Er führte mich aus dem Zimmer. Ich folgte ihm. Wir kamen an den Wächtern vorbei, die an der Tür des großen Saals standen. Samos sagte nichts weiter. Ich folgte ihm mehrere Minuten lang. Er schritt durch etliche große Säle und stieg dann über Rampen und Treppen in die Tiefe. An verschiedenen Punkten, meistens vor Portalen, wurden Zeichen und Gegenzeichen ausgetauscht. An den dicken Wänden begann sich Feuchtigkeit zu zeigen. Immer tiefer drangen wir in die Unterwelt des Bauwerks vor, wobei wir zuweilen Gänge beschrifteten, die über Käfige hinwegführten. Die hübschen Bewohnerinnen dieser Käfige blickten erschrocken zu uns empor. In einem Korridor kamen wir an zwei nackten Mädchen vorbei, die auf Händen und Knien den Boden schrubbten, bewacht von einem Mann mit Peitsche. In immer tiefere Ebenen führte unser Weg - dabei offenbarte sich uns die ganze Welt des Sklavenhandels. Es dauerte nicht mehr lange, da hatten wir das unterste Kellergeschoß erreicht, eine Ebene schärfster Sicherheit für die Gefangenen. An den Mauern rieselte Wasser herunter. Hier und dort blinkten Pfützen zwischen den Bodenplatten. Eine Urt verschwand in einer Maueröffnung.

Samos blieb vor einer dicken Eisentür stehen; ein schmaler Fensterschlitz wurde geöffnet, und Samos äußerte die Losung dieses Abends und erhielt die passende Antwort. Die Tür öffnete sich. Zwei Wächter standen dahinter. Vor der achten Zelle links blieben wir stehen. Samos gab den beiden Männern ein Zeichen. Sie traten vor. Neben der Tür lagen Seile und Haken und etliche Fleischstücke.

»Du darfst drinnen nicht sprechen«, forderte Samos mich auf und reichte mir eine Haube mit Augenlöchern.

»Kennt die oder der Gefangene dieses Haus oder seine Angehörigen?«

»Nein«, entgegnete Samos.

Ich setzte die Kapuze auf, und auch Samos verhüllte sein Gesicht. Die beiden Wächter machten sich gleichfalls unkenntlich. Dann öffneten sie den Beobachtungsschlitz in der Tür, warfen einen Blick hinein und ließen die Tür aufschwingen. Die Türfüllung bewegte sich nach innen. Ich wartete neben Samos. Die beiden Wächter griffen nun nach Ketten, die oberhalb der Tür befestigt waren, und senkten einen schweren Holzsteig auf das Wasser. Der ganze große Raum schien eine einzige Wasserfläche zu sein, die sich in Schwellenhöhe erstreckte. Der Holzsteig schwamm, von den Ketten festgehalten, auf dem Wasser. An den Seiten war der Gang durch einen sechs Zoll hohen Rand abgesichert. Ich hörte es leise gegen das Metall kratzen, ich glaubte unmerkliche Bewegungen am Metall festzustellen, als stießen zahlreiche winzige Körper dagegen.

Samos blieb in der Nähe der Tür stehen und hob eine Fackel. Die beiden Wächter traten auf den Steig hinaus, der etwa zwanzig Fuß lang war. Die überflutete Zelle war rund und besaß einen Durchmesser von ungefähr fünfundvierzig Fuß. In der Mitte der Zelle ragte ein metalleingefaßter Mast etwa vier Fuß hoch aus dem Wasser. Dieser Pfeiler stützte eine kleine runde Plattform, die ebenfalls mit Metall bedeckt war, etwa zehn Zoll breit, ungefähr acht Zoll über dem Wasser.

Einer der Wächter stieß einen langen Holzpfeiler ins Wasser, das demnach etwa acht Fuß tief sein mußte. Daraufhin befestigte der andere Mann ein schweres Fleischstück an einem der Haken, an dem ein Seil befestigt war, hielt das Fleisch ein Stück von der Plattform weg und tauchte es ins Wasser. Beinahe sofort geriet das Wasser in der Nähe des Fleisches ins Schäumen. Ich spürte, wie mir Feuchtigkeit an die Beine spritzte, obwohl ich ein gutes Stück entfernt stand. Schon zog der Wächter den Haken wieder aus dem

Wasser. Das Fleisch war verschwunden. Winzige Tharlarien, ähnlich den Exemplaren, die in den Sumpfwäldern südlich Ars gefunden wurden, fielen zuschnappend von dem blanken Haken. Solche Tharlarien, zu Tausenden angreifend, vermögen einem Ehn in kürzester Zeit das Fleisch von den Knochen zu reißen.

Das Mädchen auf der Plattform, das sich nackt an den Pfosten klammerte und einen Metallkragen um den Hals trug, warf den Kopf in den Nacken und schrie jämmerlich auf.

Die beiden Wächter zogen sich zurück. Kapuzenbewehrt trat Samos nun auf den Holzsteig hinaus, der von den Ketten gestützt wurde. Ich folgte ihm. Er hob die Fackel.

Die Gefangene, wenige Zoll über den tödlichen Tharlarien hockend, blickte uns bedrückt entgegen. Hilflos klammerte sie sich an dem Pfosten fest. »Bitte, bitte, bitte!« murmelte sie immer wieder.

Sie sprach Englisch.

Wie Samos' anderes Erdenmädchen, Linda, hatte sie blaue Augen und blondes Haar. Sie war ein wenig schlanker als Linda. Sie hatte hübsche Fesseln, an denen sich ein Beinring gut machen würde. Ich bemerkte, daß sie noch kein Brandzeichen trug.

Samos gab mir das Signal zum Rückzug. Ich machte kehrt und verließ den Holzsteig vor ihm. Hinter uns zogen die Wächter den Holzgang wieder hoch, sicherten ihn, knallten die Tür zu und schlossen den Beobachtungsschlitz. Das Schloß rastete ein.

Draußen steckte Samos die Fackel wieder in den Ring.

Wir nahmen die Kapuzen ab. Ich folgte Samos schließlich aus den unteren Ebenen des Hauses zurück in seinen Saal.

»Ich verstehe nicht, was das alles soll, Samos!« sagte ich.

»Hier spielen sich tiefgreifende Dinge ab, die nicht nur dir große Sorgen bereiten, sondern auch mir«, sagte Samos.

»Warum hast du mir das Mädchen in der Zelle gezeigt?« wollte ich wissen.

»Was hältst du von ihr?« fragte Samos.

»Ich würde sie auf einem viertklassigen Markt mit etwa

fünf Kupfertarsk einschätzen, vielleicht sogar als ein Mädchen, das nur für einen Gruppenverkauf in Frage kommt. Sie ist schön, aber nichts Überragendes. Offensichtlich ist sie ahnungslos und nicht ausgebildet. Sie hat allerdings hübsche Fesseln.«

»Sie spricht die Erdensprache Englisch, nicht wahr?« fragte Samos.

»Offenkundig. Soll ich sie für dich verhören?«

»Nein.«

»Versteht sie das Goreanische überhaupt?« fragte ich.

»Nur wenige Worte.«

»Dann scheint mir die Sache ziemlich klar auf der Hand zu liegen«, meinte ich.

»Erklär mir deine Gedanken!« forderte Samos mich auf.

»Sie ist ein einfaches Mädchen, das von Sklavenhändlern der Kurii nach Gor gebracht wurde.«

»Ach?«

»Ja, den Eindruck habe ich. Als Kur-Agenten ausgebildete Frauen verstehen normalerweise sehr gut Goreanisch.«

»Sie ist deiner Meinung nach aber nicht so hübsch wie die Durchschnittssklavin, die von der Erde importiert wird?« erkundigte sich Samos.

»Das ist sicher subjektiv. Ich habe aber eine hohe Meinung von dem Geschmack der Kur-Sklavenhändler«, sagte ich. »Sie vermögen in jeder Frau die Sklavin zu erkennen. Meines Wissens haben sie sich bisher noch nie geirrt.«

»Selbst die weiblichen Kur-Agenten scheinen gleich im Hinblick auf ihr Potential als Sklavinnen ausgewählt worden zu sein, denk nur an Pepita, Elicia und Arlene.«

»Zweifellos sollten sie irgendwann einmal männlichen Kur-Agenten zum Geschenk gemacht werden«, meinte ich.

»Jetzt gehören sie uns«, sagte Samos. »Was ist mit der Sklavin Vella?« fragte er nach kurzem Zögern.

»Für mich war sie genaugenommen nie eine Agentin der Kurii«, antwortete ich.

»Sie hat die Priesterkönige verraten«, meinte er, »und in der Tahari den Kurii gedient.«



»Richtig«, sagte ich.

»Gib sie mir!« sagte Samos.

»Sie gehört mir«, erwiderte ich. »Wenn sie gestraft werden muß, werde ich das tun.«

»Wie du willst.«

»Übrigens meine ich«, fuhr ich fort, »daß das Mädchen unten in der Tharlarionzelle zu nichts anderem bestimmt war, als einem goreanischen Herrn als Sklavin zu dienen. Allerdings trägt sie noch kein Brandzeichen - also dürfte sie von den Kurii noch gar nicht an einen Goreaner verkauft worden sein.«

»Das ist klug überlegt«, sagte Samos.

»Wie ist sie in deine Gewalt geraten?«

»Rein zufällig«, antwortete Samos. »Kennst du Kapitän Bejar?«

»Natürlich«, antwortete ich. »Er gehört dem Rat an. Am 25. Se'Kara war er bei uns.« Dies war das Datum einer großen Seeschlacht, die im ersten Jahr der Herrschaft des Kapitänsrates von Port Kar stattfand. Nach anderer Rechnung hatte es sich um das Jahr 10120 C.A. (Contasta Ar, also seit der Gründung Ars) gehandelt. Im Augenblick schrieben wir das Jahr 7 der Herrschaft des Kapitänsrates von Port Kar, nach Ar-Zeitrechnung also das Jahr 10126 C.A. Bei jener historischen Seeschlacht waren die vereinigten Flotten von Cos und Tyros vor Port Kar zurückgeschlagen worden. Bejar, Samos, ich und viele andere hatten an den Kämpfen teilgenommen. Übrigens hatte sich Port Kar in jenem Jahr zum erstenmal einen Heimstein zugelegt.

»Auf hoher See brachte Bejar ein Schiff auf Cos auf«, fuhr Samos fort.

Ich spitzte die Ohren. Cos und Tyros, zwei Insel-Ubarate in unsicherer Allianz - das eine unter der Herrschaft des großäugigen Chendar, des Meeres-Sleen, das andere von dem widerlichen Lurius aus Jad gelenkt -, standen offiziell mit Port Kar im Krieg. Seit mehreren Jahren jedoch hatte es keine großen Schlachten mehr gegeben. Seit längerer Zeit hatte Cos mit Auseinandersetzungen am Vosk zu tun - dabei ging es um wirtschaftliche und politische Interessen-

konflikte im Bereich des großen Flusses wie auch in den benachbarten Tälern der Nebenflüsse. Die Produkte und Märkte dieser Gegend sind ziemlich wichtig. Zwar sind die meisten Städte am Fluß kleine Freistaaten, doch können sie es sich nicht leisten, Großmächte wie Cos und dessen Hauptkonkurrenten Ar zu ignorieren. Cos und Ar stehen im Wettbewerb miteinander, die Flußstädte unter Vertrag zu nehmen, den Verkehr zu kontrollieren und den Handel und Wandel am Fluß zu ihrem Vorteil zu beeinflussen. Ar ist eine Binnenmacht und verfügt über keine Marine. Es hat sich aber eine ganze Flotte von Flußschiffen zugelegt, die sich oft mit den Cos-Schiffen anlegt, die auf Cos gebaut und über Land zum Fluß geschafft worden sind, der ein viele tausend Quadrat-Pasang umfassendes Mündungsgebiet besitzt, das allerdings wegen der starken Versumpfung mit Schiffen nicht passierbar ist.

»Es war ein rücksichtsloser Kampf«, fuhr Samos fort.

»Aber schließlich fielen Schiff, Besatzung, Passagiere und Fracht doch an Bejar.«

»Ah, jetzt verstehe ich - das Mädchen gehörte zur Sklavinnenfracht dieses Schiffes.«

Samos lächelte. »Sie war als freie Frau gekleidet und befand sich unter den Passagieren«, erklärte er. »Entkleidet wurde sie erst, als sie auf Bejars Planken stand und zu den anderen gefangenen Frauen in Ketten gelegt wurde.«

»Sie war Passagier an Bord!« rief ich.

»Ja.«

»Und ihre Reisepapiere waren in Ordnung?«

»Ja.«

»Interessant.«

»Das dachte ich mir.«

»Wie kommt es, daß ein Erdenmädchen, das kaum Goreanisch spricht, in Freiheit und ohne Brandzeichen auf einem Cos-Schiff reist?«

»Ich meine«, äußerte Samos, »daß das auf jeden Fall mit den anderen zu tun hat, den Kurii.«

»So darf man vermuten«, sagte ich.

»Bejar«, fuhr Samos fort, »kennt mich gut und wußte na-

türlich, daß ich mich sehr für ein ungebrandetes Barbarenmädchen interessieren würde. So machte er mich auf sie aufmerksam. Ich ließ sie in Maske aus seinen Gehegen zu mir bringen.«

»Ein interessantes kleines Rätsel«, sagte ich. »Möchtest du ganz bestimmt nicht, daß ich sie in ihrer Muttersprache verhöre?«

»Nein - jedenfalls nicht im Augenblick.«

»Wie du willst.«

»Setz dich!« forderte Samos mich auf und deutete auf einen Platz an dem kleinen Tisch, an dem wir zu Abend gegessen hatten.

Ich kam seiner Aufforderung nach, und er setzte sich mir gegenüber.

»Weißt du, was das ist?« fragte er, griff unter seine Tunika und zog ein kleines Lederpaket hervor, das er für mich auffaltete. Der Inhalt bestand aus einem großen Ring, nicht zu groß für die Finger eines Menschen. Er legte das Schmuckstück auf den Tisch.

»Natürlich«, erwiderte ich. »Es ist der Ring, den ich in der Tahari an mich brachte, der Ring, der das Licht-Ablenkungsfeld steuert und seinen Träger im sichtbaren Bereich des Spektrums unsichtbar macht.«

»Ach, wirklich?«

Ich betrachtete den Ring. Ich nahm ihn zur Hand. Er bestand aus Gold und war mit einem Silberplättchen verziert. An der Außenseite des Ringes, der Fassung gegenüber, gab es einen eingelassenen kreisförmigen Schalter. Trug ein Kur den Ring an einem Glied seiner linken Pfote und drehte die Ringfassung nach unten, lag der Schalter griffbereit außen. Er konnte ihn dann mit einem Teil seiner rechten Pfote drücken.

»Ich nehme es jedenfalls an«, sagte ich.

Ich betrachtete den Ring. Vor langer Zeit, kurz nach meiner Rückkehr aus der Tahari, hatte ich Samos den Ring gegeben, damit er ihn zur Analyse ins Sardargebirge schickte. Ich war der Ansicht, daß ein solches Gebilde den Agenten der Priesterkönige nützen konnte. Es verwirrte mich, dass

der Ring von den Kurii nicht öfter eingesetzt wurde. Ich hatte seither nichts mehr von dem Ring gehört.

»Bist du ganz sicher«, fragte Samos, »daß dies der Ring ist, den du mir zur Weiterleitung ins Sardargebirge gegeben hast?«

»Er sieht jedenfalls ganz so aus.«

»Ist es derselbe Ring?«

»Nein«, sagte ich schließlich, nachdem ich mir das Stück noch einmal genau angesehen hatte. »Der Ring aus der Tahari hatte an der Ecke der Silberplatte einen winzigen Kratzer.«

»Ich hatte es auch nicht angenommen«, meinte Samos.

»Wenn dies ein Unsichtbarkeitsring ist, so können wir von Glück sagen, daß er uns zugefallen ist«, sagte ich.

»Meinst du wirklich, ein solcher Ring würde einem menschlichen Agenten anvertraut?«

»Wahrscheinlich nicht«, antwortete ich.

»Ich gehe davon aus, daß dieser Ring kein Unsichtbarkeitsfeld verbreitet.«

»Aha!«

»Bitte drück den Knopf nicht!« forderte Samos mich auf.

»Nein.«

»Ich will dir von fünf Ringen erzählen«, sagte Samos.

»Und zwar sind das Informationen, die ich erst in letzter Zeit aus dem Sardargebirge erhalten habe, die aber auf uralten Erkenntnissen basieren - zurückgehend auf die Äußerungen eines betrunkenen Kur-Kommandanten, bestätigt durch Dokumente, die in verschiedenen Wracks gefunden wurden. Die jüngsten dieser Unterlagen sind etwa vierhundert Jahre alt. Vor langer Zeit, womöglich vor vierzigtausend Jahren, verfügten die Kurii über eine Technologie, die das bei weitem übersteigt, was sie jetzt besitzen. Die Technologie, die sie heute so gefährlich macht, stellt nur den Überrest eines technischen Wissensstandes dar, der in den eigenen Stammesfehden weitgehend zum Opfer gefallen ist, - bei Auseinandersetzungen, die zur Vernichtung der Kur-Heimatwelt führten. Die Unsichtbarkeitsringe waren das Produkt eines großen Kur-Wissenschaftlers, den wir zur

eigenen Bequemlichkeit Prasadak von der Karrash-Klippe nennen wollen. Er war ein ziemlich verschlossener Bursche und vernichtete vor seinem Tod sämtliche Pläne und Unterlagen. Allerdings hinterließ er fünf Ringe. Bei der Eroberung seiner Stadt - dies ereignete sich etwa zwei Jahre nach seinem Tod - wurden die Ringe gefunden.«

»Was wurde aus den Ringen?«

»Zwei wurden im weiteren Verlauf der Kur-Geschichte zerstört«, antwortete Samos. »Einer ging vor drei- bis vier-tausend Jahren auf dem Planeten Erde vorübergehend verloren. Ein Hirte namens Gyges nahm ihn einem getöteten Kur-Kommandanten ab. Der Hirte benutzte die Kraft des Ringes, um den Thron eines Lydia genannten Landes an sich zu bringen, das damals auf der Erde existierte.«

Ich nickte. Lydia war dann an die Perser gefallen, und zwar im sechsten Jahrhundert vor Christi, um eine der auf der Erde gebräuchlichen Zeitrechnungen zu erwähnen. Natürlich war das lange nach Gyges' Herrschaft.

»Unwillkürlich muß man an den Flußhafen an der Lauriusmündung denken«, sagte Samos.

»Ja«, äußerte ich. Die Hafenstadt hieß Lydius.

»Vielleicht gibt es da eine Verbindung«, überlegte Samos.

»Vielleicht. Vielleicht aber auch nicht.«

»Später holten sich die Kurii den Ring zurück«, fuhr Samos fort. »Gyges wurde ermordet. Der Ring selbst wurde kurze Zeit später bei einer Explosion vernichtet.«

»Interessant«, bemerkte ich.

»Somit waren noch zwei Ringe übrig«, stellte Samos fest.

»Einer dieser beiden war zweifellos der aus der Tahari.«

»Zweifellos.«

Ich betrachtete den Ring, der auf dem Tisch lag. »Meinst du, dies ist der fünfte Ring?« fragte ich.

»Nein«, gab Samos zurück. »Ich glaube, der fünfte Ring wäre zu wertvoll, um von der Stahlwelt fortgebracht zu werden, auf der er aufbewahrt wird. Ich nehme nicht an, daß man ihn hier unten aufs Spiel setzen würde.«

»Vielleicht vermag man die Ringe inzwischen nachzubauen«, mutmaßte ich.

»Das erscheint mir aus zwei Gründen unwahrscheinlich«, erwiderte Samos. »Wenn es erstens möglich gewesen wäre, den Ring nachzubauen, so wäre das im Lauf der Geschichte der Kurii garantiert geschehen, insbesondere vor dem erheblichen Technologie-Abstieg und dem Rückzug auf die Stahlwelten. Zweitens muß man die Geheimniskrämerei des Ring-Erbauers bedenken, jenes Prasadak von der Karash-Klippe. Und so vermute ich, daß es einen zusätzlichen Grund gibt, der die Zerlegung und den anschließenden Nachbau des Rings unmöglich macht.«

»Dieses Geheimnis könnte zweifellos von den Bewohnern des Sardargebirges gelöst werden«, sagte ich. »Welchen Fortschritt hat man fortan mit dem Ring aus der Tahari-gemacht?«

»Der Tahari-Ring ist nie im Sardargebirge eingetroffen«, antwortete Samos. »Das erfuhr ich erst vor einem Monat.« Ich bezwang meine Zunge. Wie betäubt saß ich hinter dem Tisch.

»Wem hattest du den Ring anvertraut, um ihn ins Sardargebirge zu bringen?«

»Einem unserer zuverlässigsten Agenten«, erwiderte Samos.

»Wem?«

»Shaba, dem Geographen aus Anango, dem Erforscher des Ushindi-Sees, dem Entdecker des Ngao-Sees und Ua-Flusses.«

»Zweifelloos ist ihm etwas Übles zugestoßen«, sagte ich.

»Ich nehme es nicht an.«

»Ich verstehe nicht, was du meinst.«

»Dieser Ring«, antwortete Samos und deutete auf das Schmuckstück vor uns, »wurde in der Habe des Mädchens gefunden, das sich jetzt unten in der Tharlarionzelle befindet. Sie hatte den Ring in Besitz, als Bejar ihr Schiff kaper-te.«

»Dann ist es bestimmt nicht der fünfte Ring.«

»Aber was will man damit?« fragte Samos.

Ich zuckte die Achseln. »Keine Ahnung!«

»Schau mal«, sagte Samos und legte die Hand auf einen

flachen schwarzen Kasten von der Art, wie sie oft zur Aufbewahrung von Papieren verwendet werden. In den Kasten war ein Tintenfaß und eine Rinne für Schreibfedern eingebaut. Er öffnete das Behältnis und zog mehrere zusammengefaltete Papiere heraus, Briefe, deren Siegel erbrochen waren.

»Diese Papiere wurden ebenfalls bei unserer blonden Gefangenen gefunden«, sagte Samos.

»Was sind das für Dokumente?« fragte ich.

»Hier haben wir Reisepapiere«, antwortete er, »und eine Cos-Bürgerschaftsbescheinigung, zweifellos gefälscht. Am wichtigsten aber sind Empfehlungsbriefe und Kreditbriefe auf verschiedene Banken in Schendis Straße der Münzen.«

»An wen sind die Empfehlungsschreiben gerichtet?« fragte ich. »Und auf wen lauten die Kreditbriefe?«

»Ein Brief ist an einen gewissen Msaliti gerichtet«, antwortete Samos, »und der andere an Shaba.«

»Und die Kreditbriefe?«

»Sie lauten auf Shaba.«

»Dann sieht es ganz so aus«, sagte ich, »als hätte Shaba die Absicht, den Agenten der Kurii den Brief auszuhändigen, dafür ein Honorar entgegenzunehmen und dann den Ring, den wir vor uns liegen haben, ins Sardargebirge weiterzubefordern.«

»Ja«, sagte Samos.

»Die Priesterkönige würden aber beim Drücken des Schalters sofort merken, daß der Ring falsch ist«, sagte ich.

»Ach so!« fügte ich hinzu.

»Ja, das befürchte ich auch«, sagte Samos. »Ich nehme an, wenn der Schalter gedrückt wird, ereignet sich eine Explosion.«

»Der Ring dürfte eine Bombe sein.«

Samos nickte. Infolge von Gesprächen mit mir und seiner Arbeit für das Sardargebirge war er natürlich mit bestimmten technologischen Möglichkeiten vertraut. Wie die meisten Goreaner hatte er jedoch noch nie eine Detonation selbst erlebt.

»Es wäre wohl wie ein Blitz«, sagte er langsam.

»Es könnten Priesterkönige ums Leben kommen«, sagte ich.

»Ein Keil des Mißtrauens könnte sich zwischen Menschen und Priesterkönige schieben«, erklärte Samos.

»Und dafür hätten die Kurii den Ring zurück, und Shaba wäre ein reicher Mann.«

»Sieht so aus«, sagte Samos.

»Das Schiff hatte Schendi zum Ziel?«

»Natürlich.«

»Glaubst du, das Mädchen da unten weiß von diesen Dingen?«

»Nein«, gab Samos zurück, »ich glaube, "sie ist sorgfältig dafür ausgesucht worden, den Ring und die Papiere zu überbringen und sonst nichts. Wahrscheinlich warten in Schendi schon erfahrenere Kur-Agenten, um den Ring, sobald er ausgehändigt worden ist, in Empfang zu nehmen.«

»Vielleicht sogar Kurii«, sagte ich.

»Das Klima würde einem Kur sehr zu schaffen machen«, meinte er, »aber unmöglich ist es nicht.«

»Bestimmt hat Shaba sich versteckt«, fuhr ich fort. »Ich halte es nicht für wahrscheinlich, daß ich ihn ausfindig machen kann, indem ich einfach nach Schendi reise.«

»Wahrscheinlich kann man ihn über Msaliti aufspüren«, sagte er.

»Das mag eine schwierige Sache werden«, vermutete ich.

Samos nickte. »Shaba ist ein sehr intelligenter Mann.

Msaliti weiß vermutlich nicht, wo er steckt. Allerdings können wir davon ausgehen, daß Shaba sich mit Msaliti in Verbindung setzt und nicht umgekehrt - und wenn Shaba einen Verdacht schöpft, läßt er sich vielleicht nicht mehr blicken.«

»Folglich ist das Mädchen der Schlüssel zum Aufenthaltsort Shabas«, sagte ich. »Und das ist auch der Grund, warum ich sie nicht verhören durfte. Das ist der Grund, warum sie nicht einmal wissen darf, daß sie in deiner Gewalt gewesen ist.«

»Genau«, sagte Samos. »Sie darf keinerlei Informationen über ihre derzeitige Gefangenschaft haben.«



»Es ist bekannt oder wird sich bald herumsprechen, daß Bejar ihr Schiff aufgebracht hat«, fuhr ich fort. »Zweifelloso liegt es längst als Prise an seiner Pier. So kann man sie nicht einfach freilassen und wegschicken. Niemand würde das glauben. Man würde vielmehr gleich eine List vermuten, man würde sie als Lockvogel für Shaba ansehen.«

»Wir müssen versuchen, den Ring zurückzubekommen«, sagte Samos, »oder schlimmstenfalls verhindern, daß er in die Hände der Kurii fällt.«

»Shaba wird Wert auf die Kreditbriefe legen«, sagte ich, »während es den Kurii auf den Ring ankommt. Ich glaube, er oder sie oder beide werden sehr daran interessiert sein, mit unserer hübschen Gefangenen in Kontakt zu kommen.«

»Genau das habe ich mir auch gesagt«, meinte Samos.

»Es dürfte bald bekannt sein, daß sie von Bejar gefangen-genommen wurde«, sagte ich. »Wenn seine anderen weiblichen Gefangenen zur Auktion kommen, sollte sie als eine unter vielen mit dabei sein.«

»Die Gefangenen werden als Sklavinnen verkauft«, sagte Samos. »Ich lasse das Mädchen in einen Sklavensack stecken und zu Bejar zurückschicken.«

»Richtig. Und ich nehme verkleidet an dem Verkauf teil«, sagte ich, »und beobachte, wer sie ersteht.«

»Das könnte irgend jemand sein«, sagte Samos. »Vielleicht wird sie von einem Urt-Jäger oder einem Ruderma-cher gekauft. Was dann?«

»Na, dann gehört sie eben einem Urt-Jäger oder einem Rudermacher« sagte ich. »Wenn es dazu kommt, legen wir uns einen neuen Plan zurecht.«

»Gut«, sagte Samos und reichte mir den Ring und die Pa-piere.

»Die Sachen brauchst du vielleicht«, sagte er, »falls du Shaba begegnest. Vielleicht kannst du dich als Kur-Agent ausgeben - er kennt dich ja nicht - und die Kur-Kreditbriefe gegen den echten Ring eintauschen. Wir könnten dann das Sardargebirge warnen, damit man auf Shaba mit dem fal-schen Ring gefaßt ist und mit ihm nach Belieben verfährt.«

»Ausgezeichnet«, sagte ich. »Diese Unterlagen verbreiten natürlich die Grundlage für unsere Strategie.« Ich brachte Ring und Papiere in meiner Robe unter.

»Ich bin optimistisch«, sagte Samos.

»Ich auch«, gab ich zurück.

»Aber hüte dich vor Shaba!« meinte er. »Er ist ein gewiefter Mann. Er läßt sich bestimmt nicht so ohne weiteres hinter Licht führen.«

Samos und ich standen auf.

»Seltsam«, sagte ich, »daß die Ringe nie nachgebaut wurden.«

»Dafür gibt es sicher einen Grund«, meinte Samos.

An der Tür blieb Samos stehen.

»Du darfst nicht über Schendi hinaus ins Landesinnere vordringen«, sagte er. »Das ist Bila Hurumas Reich.«

»Soviel ich weiß, ist er ein großer Ubar.«

»Er ist aber auch ein sehr gefährlicher Mann«, gab Samos zurück, »und wir leben in schwierigen Zeiten.«

»Er ist ein Mann mit Weitblick«, sagte ich.

»Und läßt sich von einer Gier lenken, die kein Erbarmen kennt.«

»Aber sein Weitblick führt immerhin dazu, daß er den Ushindi- und den Ngao-See mit einem Kanal durch die Sümpfe verbinden will, die dadurch trockengelegt werden, nicht wahr?«

»Die Arbeit an einem solchen Projekt ist bereits im Gange«, sagte Samos.

»Das nenne ich Weitblick und Ehrgeiz«, sagte ich.

»Natürlich«, erwiderte Samos. »Ein solcher Kanal wäre von unschätzbarem wirtschaftlichen und militärischen Wert. Der Ua, der die Geheimnisse des Landesinneren trägt, strömt in den Ngao-See, der dann über einen Kanal mit dem Ushindi-See verbunden wäre. In den Ushindi mündet der subäquatoriale Cartius. Aus dem Ushindi gehen die Flüsse Kamba und Nyoka hervor, die zum Thassa strömen.«

»Ja, es wäre eine unglaubliche Leistung«, sagte ich.

»Hüte dich vor Bila Huruma!« warnte Samos.

»Ich rechne damit, daß ich mit ihm zu tun bekomme«, sagte ich.  
»Viel Glück, Kapitän!« sagte Samos.

-2-

Das Mädchen schrie und versuchte ihre Ketten abzustreifen. Sie war bemüht, ihre Blößen zu verdecken.

Die anwesenden Männer betrachteten sie verwundert. War sie noch nie verkauft worden?

»Ein weiteres Mädchen, das von unserem hervorragenden Kapitän Bejar an Bord der Blüten von Telnus vorgefunden wurde, als er dieses Schiff kaperte!« rief der Auktionator, der das Mädchen grob an den Haaren festhielt. Er hieß Vart und war Sklavenhändler. Ar hatte ihn aus seinen Mauern verbannt, weil er Sklavenunterlagen gefälscht hatte. Er hatte ein Mädchen als Vergnügungssklavin angepriesen, bei dem sich später herausstellte, daß es nicht einmal die elf Küsse beherrschte.

»Eine blonde, blauäugige Barbarin!« rief der Auktionator.

»Noch ungeübt, ohne große Sprachkenntnisse, zuvor frei, vom Eisen noch nicht geküßt. Was wird geboten?«

»Ein Kupfer-Tarsk!« rief ein Mann aus der Menge.

»Ich höre ein Tarsk! Bietet jemand mehr?«

»Das nächste Mädchen!« meldete sich eine Stimme aus dem Publikum.

Das Mädchen war zwar hübsch, aber nicht ganz so attraktiv wie die meisten goreanischen Sklavinnen. Ich nahm nicht an, daß sie einen hohen Preis erbringen würde. So mochte sie irgendeinem zufallen, was für meine Pläne nicht gerade günstig war. Ich blickte in die Runde. Das Publikum war gemischt, wie es bei Sklavenhändlern vom Schlage Varts üblich war - etwa zweihundert Zuschauer und Kaufinteressenten.

»Bietet jemand zwei Tarsk?«

Gelächter klang auf.

»Was für ein billiger Laden dies doch ist!« sagte ein Mann

neben mir. »Schaut mal, er hat ihr noch nicht mal ein Brandzeichen gegeben!«

»Das kommt zu ihrem Preis noch dazu«, murrte ein anderer.

»Damit dürftest du keine Sorgen haben«, sagte der erste Mann zu mir.

Ich trug das Wams des Metallarbeiters. Normalerweise ist dieser Berufsstand für das Brandmarken von Sklavinnen zuständig.

Ich wünschte, Bejar oder Vart hätten das Mädchen kennzeichnen lassen - dann wäre es mir leichter gefallen, ihr auf der Spur zu bleiben. \*

»Du scheinst mir beinahe wertlos zu sein«, sagte Vart jetzt auf Goreanisch zu ihr. Sie verstand ihn nicht, erkannte aber, daß er nicht zufrieden war.

»Zwei Tarsk!« meldete sich jemand aus dem Hintergrund.

»Lächerlich, aber wir müssen weiterkommen. Bietet jemand mehr?«

Stille herrschte in der Runde.

»Meine Hand ist offen!« rief Vart. »Soll ich sie schließen?

Soll ich sie schließen, damit wir dich endlich los sind?«

»Laß deine Hand offen!« ertönte eine Stimme.

Ein großer Mann stand am hinteren Eingang, groß und dunkelhäutig. Über der Schulter trug er die enggewirkte Aba eines Seemanns, rot- und weißgestreift, darunter eine knöchellange weiße Robe, goldbestickt, mit einem goldenen Gürtel abgesetzt. Im Gürtel steckte ein Krummdolch. Auf dem Kopf trug er eine Mütze mit den beiden goldenen Quasten Schendis.

»Wer ist das?« fragte der Mann neben mir.

»Keine Ahnung«, gab ich zurück.

»Ja, Herr?« fragte der Auktionator. »Möchtest du weiterbieten?«

»Ja«, sagte der Mann.

»Ich halte ihn für einen Handelskapitän«, sagte ein Mann in meiner Nähe.

Ich nickte. Es war eine logische Vermutung. Der Bursche trug das Weiß und Gold eines Kaufmanns unter der Aba

eines Seemanns. Kaum anzunehmen, daß ein Händler sich so kleiden würde, ohne dazu berechtigt zu sein. Goreaner nehmen es mit diesen Dingen genau. Zweifellos gehörte ihm das Schiff, das er kommandierte.

»Wie heißt er, wie heißt sein Schiff?« fragte ich.

»Das weiß ich nicht«, antwortete der Mann.

»Was bietet der Herr?« fragte der Auktionator.

Stille trat ein.

»Einen Tarsk«, sagte der Mann.

Wir blickten uns an. Gelächter wurde laut.

»Verzeih mir, Herr«, sagte der Sklavenhändler, »aber wir hatten bereits ein höheres Gebot.«

»Ich biete einen Silber-Tarsk«, lautete die Antwort.

»Aiii!« rief ein Mann.

»Einen Silber-Tarsk?« wiederholte der Verkäufer ungläubig.

Ich lächelte vor mich hin. Das Mädchen war verkauft.

Der Auktionator hob die rechte Hand. »Ich schließe jetzt die Hand«, sagte er und ballte die Faust. »Verkauft für einen Silber-Tarsk.«

Das Mädchen starrte entsetzt auf die Faust des Mannes.

Dieser wandte sich sodann an den Käufer.

»Mit wem hat das Haus die Ehre, diesen Abschluß zu tätigen?« fragte er.

»Ich bin Ulafi«, antwortete der Mann, »Kapitän der Schendi-Palme.«

»Es ist uns eine Ehre«, sagte der Auktionator.

Ich kannte Ulafi vom Hörensagen als klugen Kaufmann und Kapitän. Begegnet waren wir uns noch nicht. Angeblich besaß er ein gutes Schiff.

»Liefere das Mädchen an mein Schiff«, sagte Ulafi, »ans Pier der roten Urt, im Morgengrauen! Wir brechen mit der Flut auf.«

Er warf dem Auktionator einen Silber-Tarsk zu, der die Münze geschickt auffing und in seiner Tasche verschwinden ließ.

»Es soll geschehen, Herr«, versprach der Auktionator.

Daraufhin verließ der große Mann das Lagerhaus, in dem Vart seine Geschäfte tätigte.

Plötzlich warf das Mädchen den Kopf in den Nacken und schrie bedrückt auf. Offenbar wurde ihr erst jetzt richtig bewußt, was mit ihr geschehen war.

Man hatte sie verkauft.

-3-

Es war um die fünfte Stunde.

An den Kanälen war es noch dunkel. Zu dieser Stunde scheint es in Port Kar sehr ruhig zu sein. Den Seesack über die Schulter geworfen, folgte ich einem Kanalweg. Die Luft war feucht. In Nischen eingelassene Lampen und hohe Laternen erzeugten hier und dort undenkliche Lichthöfe an den Mauern und auf dem geneigten Pflaster, dem ich folgte. Ich roch das Thassa, die See.

Zwei Wächter, die an mir vorbeikamen, hoben ihre Laterne.

»Tal«, sagte ich zu ihnen und setzte meinen Weg fort.

Wie schon am Vorabend trug ich das Gewand eines Metallarbeiters.

Neben mir plätscherte leise eine Urt im Wasser. Ich kam an schmalen Eisentüren vorbei, die in die Mauern eingelassen waren. Soweit es bei goreanischen Anwesen Höfe und Gärten gibt, sind sie meistens in den Bau einbezogen. In Port Kar jedoch, das im Delta des Vosk errichtet worden war, gab es nur wenige Gärten - der Platz war knapp.

Nachdem die blonde Sklavin verkauft worden war, hatte ich Varts Auktion nicht sofort verlassen, um nicht erkennen zu lassen, daß ich speziell an ihr interessiert gewesen war. Ich hatte mir noch die Verkäufe etlicher anderer Mädchen angeschaut.

Plötzlich blieb ich stehen. Einige Meter vor mir lag ein dunkelhaariges Mädchen mit dem Bauch nach unten auf dem schmalen Gang und fischte mit der Hand im Kanalwasser herum. Offenbar suchte sie nach Abfällen, die noch

eßbar waren. Sie war barfuß und trug eine kurze braune Tunika. Ich hielt sie nicht für eine Sklavin. In den Hafenstädten gibt es zahlreiche vagabundierende Mädchen, die sich mit Bettelei und Diebstahl über Wasser halten und nachts in Kisten und unter Brücken und Hafenmauern schlafen. Man nennt sie die Urt-Mädchen des Hafens. Von Zeit zu Zeit wird ein Vorstoß unternommen, ihrem Treiben ein Ende zu machen, doch selten führen solche Maßnahmen zum Ziel.

Das Mädchen hörte mich kommen, zog hastig die Beine an, sprang auf und drehte sich zu mir um. Sie lächelte strahlend. Ihr Gesicht war hübsch.

»Tal«, sagte sie.

»Tal«, gab ich zurück.

»Du bist kräftig«, bemerkte sie.

Wir befanden uns in der Nähe des Piers der Roten Urt - in keinem sehr einladenden Bezirk.

Ich stellte meinen Seesack ab. »Es ist gefährlich hier«, sagte ich. »Du müßtest längst zu Hause sein.«

»Ich habe kein Zuhause«, antwortete sie und fuhr mir mit der Fingerspitze spielerisch über die Schulter. »Wer würde schon einem kleinen Urt-Mädchen etwas tun?«

»Was willst du?« fragte ich. Das leise Geräusch hinter mir hatte ich nicht überhört.

»Für einen Tarsk bin ich dir zu Gefallen«, sagte sie, »auch als Sklavin, wenn du möchtest.«

»Wenn ich eine Sklavin will«, antwortete ich, »nehme ich mir eine echte Sklavin und keine freie Frau, die so tut, als wäre sie versklavt.«

Zornig richtete sie sich auf. »Ich bin willig und hübsch«, sagte sie. »Versuch's doch mal mit mir!«

Ich berührte sie an der Hüfte. Sie fühlte sich gut an. Anschließend faßte ich sie an den Oberarmen und blickte ihr in die Augen. Sie hob die Lippen meinem Mund entgegen.

»Nein!« schrie sie mit flackerndem Blick, als ich sie urplötzlich hochriß und mich dabei drehte - sie wußte sofort, daß sie damit in die Bahn des Hiebes gebracht wurde. Ihren schlaffen Körper ließ ich sofort zu Boden fallen.

»Du solltest den Atem anhalten«, sagte ich zu dem Mann, »wenn du dich anschleichst. Außerdem solltest du schon frühzeitig den Arm heben, damit das Rascheln deines Ärmels dich nicht verrät. Schließlich müßte das Mädchen die Augen geschlossen halten, damit sie nicht als Spiegel dienen.« Es hatte mir keine Mühe gemacht, seine Annäherung zu erspüren. Die Sinne eines Kriegers sind nun mal geübt - schließlich mag das Leben davon abhängen.

Mit einem Wutschrei griff der Mann an. Ich umfaßte seine ungeschickte rechte Hand, die den Knüppel hielt, drehte sie herum und schleuderte ihn mit dem Gesicht nach unten zu Boden. Bewußtlos blieb er liegen. Ich nahm ein Stück Schnur aus meinem Seesack und fesselte ihn. Dann wandte ich mich dem Mädchen zu. Sie hielt ich einen Augenblick lang in das kalte Kanalwasser. Als ich sie wieder hochzerre, schnappte sie nach Luft. Ihr Haar und ihre kurze Tunika waren tropfnaß. »Bitte laß mich gehen!« flehte sie. »Man würde mich versklaven!«

»Weißt du noch, was du zu mir sagtest, ehe ich dich umdrehte?« fragte ich.

»Nein.«

»Komm, sag's noch einmal!«

»Ich bin willig und hübsch«, stammelte sie. »Probier's mal mit mir ...«

»Na schön«, sagte ich.

Ich zwang sie, mir zu dienen, soweit eine freie Frau dazu in der Lage ist.

Sie blickte zu mir auf. »Habe ich dir gut gedient?« fragte sie. Tränen funkelten in ihren Augen.

»Ja.«

»Dann laß mich frei!«

Anstelle einer Antwort begann ich sie an den Mann zu fesseln, der noch bewußtlos am Kanalufer lag. So würden die Wächter die beiden finden.

»Man wird ihn verbannen und mir den Sklavenkragen anlegen«, sagte sie.

»Ja«, gab ich zurück.

Ich kniete neben ihr nieder. Aus dem Beutel nahm ich



eine Tarskmünze und steckte sie ihr in den Mund. Da ich nicht die Absicht hatte, sie selbst zur Sklavin zu machen, erschien es mir angebracht, sie für ihre Dienste zu entlohnen. Ich zahlte ihr den Preis, den sie selbst genannt hatte. Ich richtete mich auf, schulterte meinen Seesack und setzte pfeifend meinen Weg zur Pier der Roten Urt fort, wo Ulafis Schiff zu finden war, die Schendi-Palme. Gleich darauf beschleunigte ich meine Schritte, denn ein Alarm wurde angeschlagen. Hinter mir ertönten eilige Schritte, und ich drehte mich um. Ein dunkelhäutiger Seemann eilte an mir vorbei in Richtung Hafen. Ich folgte ihm.

-4-

»Wie lange wird sie schon vermißt?« fragte ich.  
»Gut eine Ahn«, antwortete ein Mann. »Der Alarm ist aber erst jetzt geläutet worden.«  
Wir standen in der Nähe des hohen Pults, an dem der Pier-Praetor seines Amtes waltete.  
»Es schien kein Grund zu bestehen, früher darauf aufmerksam zu machen«, sagte der Mann. »Man konnte davon ausgehen, daß Wächter oder die Besatzung der Schendi-Palme sie recht bald aufspüren würden.«  
»Sie sollte an Bord dieses Schiffes gehen?« fragte ich.  
»Ja«, entgegnete der Mann. »Jetzt muß man ihr wohl die Füße abhacken.«  
»Ist es ihr erster Fluchtversuch?« erkundigte sich jemand.  
»Keine Ahnung«, lautete die Antwort.  
»Was soll die ganze Aufregung um eine geflohene Sklavin?« rief ein Mann mit zerrissener Kleidung, dem ein Ohr blutete. »Mich hat man ausgeraubt! Was tust du dagegen?«  
»Geduld!« sagte der Pier-Praetor. »Wir kennen das Pärchen. Seit Wochen suchen wir nach den beiden.« Der Praetor reichte einem seiner Wächter ein Stück Papier. Etliche Männer standen in unserer Gruppe. Ein anderer Wächter

hörte auf, die Alarmstange zu schlagen, die auf einem benachbarten Lagerhaus an einem Mast hing.

»Haltet nach einer geflohenen Sklavin Ausschau!« rief der Wächter. »Sie ist blond und hat blaue Augen. Sie ist eine Barbarin. Als man sie zuletzt sah, war sie nackt.«

Ich nahm nicht an, daß es lange dauern würde, sie wieder einzufangen. Es war dumm von ihr, die Flucht zu wagen. Für ein Mädchen wie sie gab es kein Entkommen. Andererseits trug sie noch kein Brandzeichen und keinen Sklaventräger. Es mochte problematisch sein, sie sofort zu finden.

»Wie ist sie denn entkommen?« fragte ich einen Mann neben mir.

»Varts Helfer hat sie auf der Pier abgeliefert«, lautete die Antwort. »Er ließ sie inmitten der Fracht niederknien, die , auf die Schendi-Palme verladen werden sollte. Man gab ihm eine Quittung für sie, und dann zog er wieder ab.«

»Er hat sie nicht an Händen und Füßen gefesselt?« fragte ich.

»Nein«, antwortete der Mann. »Aber wer hätte das auch für nötig gehalten?«

Ich nickte. Seine Worte waren logisch. Innerlich aber lächelte ich. Sie hatte einfach die Ladezone verlassen, sobald niemand mehr auf sie achtete, sie hatte sich unbemerkt entfernt. Wären ihre Kenntnisse über Gor ausgedehnter gewesen, hätte sie es nicht ohne weiteres gewagt zu fliehen. Sie begriff noch nicht, daß sie jetzt eine Sklavin war. Sie hatte , noch nicht erfaßt, daß die Flucht einem Wesen wie ihr für alle Zeit verboten war.

»Bringt das Mädchen zum Praetor dieser Pier zurück!« setzte der Wächter seine Ausrufung fort.

»Was ist mit den beiden, die mich ausgeraubt haben?« rief der Mann mit der zerrissenen Kleidung und dem blutigen Ohr.

»Du bist nicht der erste«, sagte der Praetor von der Höhe seines Pultes herab. »Auf sie gibt es längst einen Steckbrief.«

»Wer hat dich ausgeraubt?« fragte ich den Mann.

»Ich glaube, es waren zwei«, antwortete er. »Ein dunkel-

haariges Urt-Mädchen in einer braunen Tunika. Ich wurde von hinten niedergeschlagen. Anscheinend hat sie einen männlichen Komplizen.«

»Sie verwickelte dich in ein Gespräch?« fragte ich. »Und als du dann abgelenkt warst, wurdest du von hinten angegriffen?«

»Ja«, antwortete der Mann mürrisch.

»Ich habe vorhin zwei Personen gesehen, auf die die Beschreibung paßt«, sagte ich. »Und zwar auf dem Nord weg des Rand-Kanals, der ganz in der Nähe dieser Pier mündet.«

»Wir schicken zwei Wächter los«, sagte der Praetor. »Vielen Dank für die Information, Bürger!«

»Sicher sind sie längst fort«, meinte der Überfallene.

»Vielleicht noch nicht«, mutmaßte ich.

Der Praetor schickte zwei Mann los, die sich schnellen Schrittes in Richtung Rand-Kanal entfernten.

»Haltet nach einer entflohenen Sklavin Ausschau!« rief der Wächter über die Menge hinweg. Ich hörte, wie er weitere Informationen hinzufügte, die ihm offenbar soeben von einem Pier-Läufer übermittelt worden waren. Sie umfaßten aber kaum mehr als die Maße des Mädchens, die Varts Verkauf sunterlagen entnommen werden konnten.

Ich schritt bis zum Ende der Pier, etwa hundert Meter entfernt, wo die Schendi-Palme vertäut war. Hafenarbeiter, die schwere Ballen auf den Schultern trugen, gingen in langen Reihen an Bord und verschwanden unter Deck. Das Kommando führte der Zweite Offizier des Schiffes. Das erste graue Licht füllte den Himmel. Noch war der goldene Rand Tor-tu-Gors nicht auszumachen, des Lichts auf dem Heimstein, das sich im Osten der Stadt erhob.

»Fahrt ihr nach Schendi?« fragte ich den Offizier.

»Ja«, gab er zurück und hob den Blick von seiner Ladelleiste.

»Ich würde gern bei euch eine Passage buchen«, sagte ich.

»Wir nehmen keine Passagiere mit«, sagte er.

»Ich könnte bis zu einem Silber-Tarsk zahlen«, sagte ich.

Daß ich mir mehr leisten konnte, wollte ich lieber nicht ver-

lauten lassen. Wenn es gar nicht anders ging, konnte ich mit irgendeinem anderen Schiff fahren. Ein eigenes Schiff zu mieten, war nicht ratsam - das hätte bestimmt Verdacht erweckt. Es wäre auch nicht klug gewesen, eines meiner eigenen Schiffe, beispielsweise die Dorna oder die Tesephone, in den Süden zu holen. Man mochte sie identifizieren. Goreanische Seeleute erkennen Schiffe ebenso leicht wie Gesichter. Das gilt natürlich für Seeleute aller Länder und aller Welten.

»Wir nehmen keine Passagiere mit«, wiederholte der Zweite Offizier.

Achselzuckend wandte ich mich ab. Natürlich hätte ich es vorgezogen, mit diesem Schiff zu fahren, denn dort würde sich auch das Mädchen befinden, sollte man sie wieder einfangen. Ich durfte nicht riskieren, ihre Spur zu verlieren. Ich blickte zum hohen Deck der Schendi-Palme empor. Dort entdeckte ich Kapitän Ulafi im Gespräch mit einem Mann, den ich für den Ersten Offizier hielt. Die beiden beachtetten mich nicht.

Ich verweilte einige Sekunden lang und betrachtete die anmutig geschwungene Wandung der Schendi-Palme. Sie war ein mittelgroßes Schiff, dessen Verhältnis von Länge zu Breite etwa sechs zu eins betrug, während Langschiffe etwa im Verhältnis acht zu eins gebaut werden. Das Schiff wies an jeder Seite zehn Ruder auf, besaß zwei Steuerruder und zwei Festmasten mit Lateinersegeln. Die meisten goreanischen Schiffe wurden mit Doppelrudern gesteuert. An Bord von Rundschiffen sind die Masten gewöhnlich fest angebracht, während sich der eine Mast eines Langschiffes vor dem Kampf entfernen läßt. Die meisten goreanischen Schiffe besitzen Lateinersegel; damit lassen sie sich dichter vor den Wind steuern. Außerdem bietet das lange dreieckige Segel ein sehr ansprechendes Bild.

Ich wandte dem Schiff den Rücken. Ich wollte nicht dabei auffallen, daß ich es mir zu gründlich anschaute. Nach den Gezeitentabellen würde die Flut sechs Ehn nach der siebten Ahn ihren Höhepunkt erreichen.

Ich stellte mir die Frage, ob Ulafi auch ohne die blonde

Barbarin ablegen würde. Ich nahm es nicht an. Ich hoffte, daß er den Silber-Tarsk für sie nicht nur deswegen bezahlt hatte, weil sie ihm irgendwie gefiel. Das wäre sehr ärgerlich. Ich war überzeugt, er würde warten, bis man sie wieder eingefangen hatte. Wenn er dadurch jedoch die Flut verpaßte, würde ihn das bestimmt nicht freuen.

Am Pult des Pier-Praetors schien sich etwas ereignet zu haben, und ich kehrte dorthin zurück.

»Sie ist es!« sagte der überfallene Mann und deutete auf das kleine dunkelhaarige Mädchen. Sie stand gefesselt vor dem hohen Tisch des Praetors. Neben ihr, ebenfalls gesichert, stand ihr Komplize. Beide waren durch eine Halsschlinge miteinander verbunden. Interessanterweise trug das Mädchen keine Tunika mehr; ich hatte ihr das Kleidungsstück lediglich über die Hüfte hochgeschoben. Es erschien mir nicht wahrscheinlich, daß der Wächter sie entblößt hatte, da ich sie nach wie vor für eine freie Frau hielt. Jetzt aber war sie nackt.

»Die beiden waren wie Vulos aneinandergebunden«, sagte ein Wächter lachend.

»Wer mag das nur gewesen sein?« fragte jemand.

»Wächter waren es nicht«, sagte einer der Uniformierten.

»Wir hätten die beiden sofort abgeliefert.«

»Sieht so aus, als hätten sich die beiden das falsche Opfer ausgesucht«, meinte jemand.

»Sie ist es!« wiederholte der Mann mit dem blutigen Ohr.

»Sie hat mich abgelenkt, während der andere, so vermute ich, mich niederschlug.« Er deutete auf den Mann.

Das Mädchen schüttelte den Kopf. Anscheinend wollte sie etwas sagen.

»Was hast du da im Mund, Mädchen?« fragte der Praetor. Einer der Wächter öffnete ihr unsanft die Lippen und holte die große Münze heraus. Zehn solcher Münzen ergeben einen Kupfer-Tarsk. Hundert Kupfer-Tarsk sind ein Silber-Tarsk.

Der Praetor legte die Münze auf seinen hohen Tisch, der zudem noch durch eine Sichtkante vor dem Antragsteller abgeschirmt wurde.

»Gib mir meine Münze zurück!« forderte das Mädchen.  
»Still!« sagte der Wächter.  
»Sie hat dich also mit dem Mann zusammen überfallen?«  
fragte der Praetor und deutete auf das gefesselte Mädchen.  
»Ja«, antwortete der Mann.  
»Nein!« rief das Mädchen. »Ich habe ihn nie zuvor gesehen!«  
»Ich verstehe«, sagte der Praetor, der das Mädchen zu kennen schien.  
»Ha!« rief der Mann, der sie beschuldigte.  
»Wie kommt es, daß du hilflos gefesselt am Kanal lagst?«  
fragte der Praetor.  
Das Mädchen blickte sich nervös um. »Räuber haben uns überfallen und gefesselt«, sagte sie.  
Gelächter wurde laut.  
»Ihr müßt mir glauben! Ich bin eine freie Frau!«  
»Untersucht den Beutel des Mannes«, ordnete der Praetor an.  
Einer der Wächter öffnete den Beutel und fuhr mit den Fingern durch die Münzen, die sich darin befanden.  
Verblüfft starrte das Mädchen auf den Beutel. Anscheinend hatte sie nicht gewußt, daß er soviel Geld enthielt.  
Zornig wanden sich ihre kleinen Hände in den Fesseln.  
»Es sieht so aus«, sagte der Praetor lächelnd, »als hätte der Mann, der euch überfiel, euer Geld gar nicht mitgenommen.«  
Der Gefesselte schwieg. Mürrisch blickte er zu Boden.  
»Außerdem hinterließ er dir einen kleinen Tarsk«, wandte sich der Praetor an das Mädchen.  
»Mehr habe ich nicht gespart«, sagte sie leise.  
Wieder lachten die Umstehenden.  
»Beraubt worden bin ich nicht«, sagte der Gefesselte.  
»Doch unerklärlicherweise schlug man mich von hinten nieder. Dann fesselte man mich an dieses kleine Urt-Mädchen. Anscheinend ist sie auf den Piers als Gaunerin bekannt. Feinde wollten mich offensichtlich mit ihrer Schuld in Verbindung bringen. Ich habe aber nichts mit ihr zu tun.«  
»Turgus!« rief sie.

»Ich habe sie in meinem ganzen Leben noch nicht gesehen«, fuhr er fort.

»Turgus!« rief sie. »Nein, Turgus!«

»Hast du gesehen, wie ich dich niederschlug?« wandte sich der Mann, der den Namen Turgus zu tragen schien, an den Überfallenen.

»Nein«, antwortete dieser. »Nein, das habe ich nicht gesehen.«

»Ich war es nicht«, sagte der Gefesselte daraufhin. »Bindet mich los, denn ich bin unschuldig. Es liegt auf der Hand, daß ich das Opfer einer Verschwörung geworden bin.«

»Er hat mir gesagt, was ich tun soll!« rief das Mädchen.

»Er hat mir alles aufgetragen!«

»Wer bist du schon, du kleine Herumtreiberin?« fragte der Gefesselte. »Es liegt doch auf der Hand«, wandte er sich an den Praetor, »daß dieses Urt-Mädchen mich in ihre Machenschaften verstricken will, um selbst besser davonzukommen.«

»Ich versichere dir«, sagte der Praetor lächelnd, »daß sie keine Rücksicht erfahren soll.«

»Vielen Dank, Offizier!« sagte der Mann.

Das Mädchen stieß einen Wutschrei aus und versuchte nach dem Mann zu treten. Ein Wächter hielt sie fest.

»Wie heißt du?« fragte der Praetor.

»Sasi«, antwortete sie.

»Lady Sasi?« fragte er.

»Ja«, gab sie zurück. »Ich bin frei!«

Die Männer lachten. Aufgebracht blickte sie sich um. Ich nahm nicht an, daß sie sich um ihre Freiheit noch groß Gedanken machen mußte.

»Normalerweise trägt eine freie Frau mehr als Fesseln«, sagte der Praetor lächelnd.

»Als ich gefesselt dalag, wurde mir mein Gewand gestohlen«, antwortete sie. »Jemand riß es mir ab.«

»Wer mag das gewesen sein?« fragte der Praetor. »Ein vorbeikommender Mann, der deinen Körper sehen wollte?«

»Ein Mädchen raubte mir die Tunika!« rief sie zornig. »Ein blondes Mädchen. Sie war nackt. Sie stahl mir mein

Gewand, woraufhin ich nackt war! Wenn es dir um das Gesetz geht, solltest du sie suchen lassen! Ich bin bestohlen worden! Du solltest die kleine Diebin verfolgen und nicht mich hier festhalten. Ich bin eine ehrliche Bürgerin!«

Wieder lachten die Umstehenden.

»Würdest du mich jetzt freilassen, Offizier?« fragte der Gefesselte. »Hier hat es einen Irrtum gegeben.«

Der Praetor wandte sich an zwei Wächter. »Schaut euch in der Gegend um, wo diese beiden gefunden wurden«, sagte er. »Ich glaube, unsere vermißte Sklavin wird sich im Gewand dieses Urt-Mädchens wieder anfinden.«

Zwei Wächter machten sich sofort auf den Weg. Die Vermutung des Praetors erschien mir begründet. Andererseits würde sich das Mädchen nicht an dem Ort herumtreiben, an dem sie die elende kleine Tunika des Urt-Mädchens an sich gebracht hatte. Nun ja, vielleicht ließ sich ihre Spur aufnehmen.

»Ich verlange Gerechtigkeit!« rief das Mädchen.

»Die sollst du bekommen, Lady Sasi«, sagte der Praetor. Sie erbleichte.

»Wenigstens muß sie für das Brandeisen nicht erst noch entkleidet werden«, sagte ein Mann grinsend neben mir.

»Ist dies das Mädchen, das dich in ein Gespräch verwickelte, ehe du überfallen wurdest?« wandte sich der Praetor an den Betroffenen.

»Ja.«

»Ich wollte ihn nur um einen Tarsk anbetteln«, sagte sie.

»Ich wußte nicht, daß der da dich niederschlagen wollte.«

»Warum hast du ihn nicht auf die Annäherung des Mannes aufmerksam gemacht?« fragte der Praetor.

»Ich habe nicht gesehen, wie der Mann näherkam.«

»Aber eben hast du doch gesagt, du wußtest nicht, daß er den Mann niederschlagen würde. Also mußt du ihn doch gesehen haben.«

»Laß mich bitte frei!« flehte sie.

»Niemand hat gesehen, wie ich den Mann niederschlug«, sagte der Mann, den das Mädchen als Turgus identifiziert hatte. »Ich bin unschuldig. Gegen mich gibt es keinen



Beweis. Mit der kleinen Schlampe könnt ihr tun, was ihr wollt.  
Ich aber muß freigelassen werden.«

Das Mädchen senkte den Kopf. »Laß mich bitte frei!«  
sagte sie.

»Mir wurde ein Gold-Tarn gestohlen«, sagte der Überfallene.

»So eine Münze befindet sich hier im Beutel«, stellte ein Wächter fest.

»Auf meiner Goldmünze hatte ich meine Initialen eingekratzt - Ba-Ta Shu, Bern Shandar - und auf die andere Seite die Trommel des Tabor geritzt.«

Der Wächter hielt dem Praetor die Münze hin. »Stimmt!«  
sagte dieser.

Plötzlich bäumte sich der Gefangene in seinen Fesseln auf. Zwei Wächter mußten ihn festhalten. »Er ist kräftig!«  
sagte einer.

»Die Münze wurde mir in den Beutel geschmuggelt«, behauptete der Mann. »Man will mich hereinlegen.«

»Du bist eine Urt, Turgus!« rief das Mädchen.

»Nein, du bist hier das Urt-Mädchen!« fauchte er zurück.

»Man hat euch zusammen erwischt«, sagte der Praetor und begann einige Papiere auszufüllen. »Wir suchen schon lange nach euch.«

»Ich bin unschuldig«, sagte der Mann.

»Wie nennst du dich selbst?« fragte der Praetor.

»Turgus.«

Der Beamte trug den Namen in die Unterlagen ein und interzeichnete sie.

Dann blickte er auf Turgus hinab. »Wie kommt es, daß du gefesselt warst?« erkundigte er sich.

»Mehrere Männer fielen über mich her«, antwortete der andere. »Ich wurde von hinten niedergeschlagen.«

»Dein Gesicht sieht mir aber nicht danach aus.«

Turgus' Züge boten keinen hübschen Anblick. Ich hatte seinen Kopf seitlich gegen das Pflaster geschmettert.

»Turgus aus Port Kar«, sagte der Praetor, »in Anbetracht der hier ermittelten Tatsachen und des auf dich ausgesetzten Steckbriefs ergeht hiermit gegen dich das Urteil der

Verbannung. Wirst du nach Sonnenuntergang noch in der Stadt angetroffen, fällst du der Aufspießung anheim. Bindet ihn los!«

Die Wächter kamen der Aufforderung nach.

Turgus ließ sich keine Gefühlsregung anmerken. Er drehte sich um und schritt durch die Menge. Dabei fiel sein Blick auf mich.

Er erbleichte, machte kehrt und floh.

Ich bemerkte den interessierten Blick eines in der Nähe stehenden dunkelhäutigen Seemannes - es war der Mann, der mich vor einiger Zeit auf meinem Weg in den Hafen überholt hatte.

Das Mädchen blickte zu dem Praetor empor.

»Die Lady Sasi«, sagte dieser, »wird in Anbetracht der hier ermittelten Tatsachen und des auf sie ausgestellten Steckbriefes zur Sklaverei verurteilt.«

»Nein, nein!« kreischte sie.

»Das Mädchen soll zur nächsten Schmiede gebracht und gebrandmarkt werden. Anschließend ist sie vor der Werk-; statt fünf Ehn lang auszustellen und dem erstbesten Interessenten für die Kosten der Brandung zu veräußern. Wird sie in dieser Zeit nicht verkauft, kommt sie auf den öffentlichen Markt.«

Das Mädchen musterte den Praetor stumm.

»Diese Tarsk-Münze«, fuhr der Beamte fort und deutete auf das Geldstück, das man ihr abgenommen hatte, »geht in den Besitz der Hafenbehörden über.«

Ich bemerkte, daß Ulafi, der Kapitän der Schendi-Palme, mit seinem Ersten Offizier in der Menge stand. Ich schob mich neben die beiden.

»Ich würde gern an Bord der Schendi-Palme mitfahren«, sagte ich leise.

»Du bist kein Metallarbeiter«, bemerkte Ulafi zu mir.

Ich zuckte die Achseln. »Ich möchte eine Passage buchen«, wiederholte ich.

»Wir nehmen keine Passagiere mit«, sagte er. Er und der Erste Offizier wandten sich daraufhin ab. Ich blickte den beiden nach.

Der Praetor unterhielt sich nun mit Bern Shandar aus Tabor. Papiere wurden ausgefüllt, mit deren Hilfe der Mann sein gestohlenen Gut zurückerhalten würde.

»Kapitän!« rief ich.

Ulafi drehte sich um. Die Menschenmenge lief bereits auseinander.

»Ich könnte für die Passage einen Silber-Tarsk zahlen«, sagte ich.

»Es scheint dir sehr daran zu liegen, aus Port Kar wegzukommen«, sagte er.

»Mag sein«, gab ich zurück.

»Wir befördern keine Passagiere«, informierte er mich und wandte sich ab. Sein Erster Offizier folgte ihm.

Ich näherte mich einem Wächter nahe der Praetor-Station. »Welche Anstrengungen werden unternommen, die geflohene Sklavin wiederzufinden?« fragte ich.

»Gehörst du zur Schendi-Palme?« fragte er.

»Ich hoffe, an Bord dieses Schiffes eine Passage zu finden«, erwiderte ich. »Ich fürchte, der Kapitän wird die Abreise so lange hinauszögern, bis das Mädchen gefunden ist.«

»Wir suchen nach ihr«, sagte der Wächter.

»Vielleicht trägt sie das Gewand eines Urt-Mädchens«, sagte ich.

»Das wissen wir, Bürger!«

»Ich«, sagte ein Wächter, der unser Gespräch belauscht hatte, »habe ein Mädchen, auf das die Beschreibung paßt, vor kurzem angehalten. Sie trug die Tunika eines Urt-Mädchens, doch als ich sie zwang, mir ihren Oberschenkel zu zeigen, war dort kein Brandmal zu sehen.«

»Wo hast du so ein Mädchen gefunden?« fragte ich.

»In der Nähe der Gewürz-Pier«, lautete die Antwort.

»Vielen Dank, Wächter!«

Instinktiv mochte das Mädchen das Richtige tun - sie würde sich möglichst gut zu verstecken suchen, ohne den Bereich des Hafens zu verlassen; der Rest der Stadt war sicher zu fremd für sie. Es gab verschiedene Möglichkeiten. Sie konnte sich zwischen Kisten und Ballen auf den Piers

verbergen, sie mochte in Kisten, unter Planen oder in großen Taurollen Schutz suchen. Natürlich waren den Wächtern solche Möglichkeiten bekannt, die systematisch jeden Winkel absuchen würden.

Ich hatte mich zur Gewürz-Pier begeben.

Ich nahm nicht an, daß das Mädchen sich so wenig einfallsreich verstecken würde - sie würde dafür sorgen, daß man sie nicht gleich als Verdächtige ansehen mußte, denn zweifellos war sie hochintelligent. Schließlich hatte man sie zur Kur-Agentin gemacht.

Ich packte ein dunkelhaariges Urt-Mädchen am Arm.

»Laß mich los!« kreischte sie. »Ich habe nichts getan!«

»Wo finden sich die Urt-Mädchen zusammen?« fragte ich.

»Laß mich los!« forderte sie erneut, doch ich schüttelte sie kräftig durch. »Oh! Oh!« rief sie.

Ich hielt sie fest und blickte sie starr an. Sie senkte den Kopf.

»Einige Mädchen treffen sich hinter den Paga-Tavernen am Nordufer der Band-Gasse.«

Der Band-Kanal gehörte zu den besseren Wasserstraßen Port Kars. Ein schmalerer Kanal, der südlich davon abgeht, wird Band-Gasse genannt. Die Nacht war angebrochen, und die Tavernen, die mit der Rückfront an den schmalen Kanal stießen, warfen jetzt bestimmt den Unrat der letzten Nacht hinaus. An solchen Orten kommen zuweilen die Urt-Mädchen zusammen, um sich an den Überresten zahlreicher Feste schadlos zu halten.

Bis zum Höhepunkt der Flut war es nur noch knapp eine Stunde. Hastig überquerte ich zwei Brücken, die Kanäle überspannten. Dann ging ich in östlicher Richtung, bog einmal links und einmal rechts ab und befand mich am Nordufer der Band-Gasse. Die meisten kleineren Kanäle - so auch die Band-Gasse - führten nicht direkt ins Thassa, sondern waren nur Nebenarme. Die größeren Kanäle in Port Kar sind übrigens selten überbrückt. Und wenn es doch Brücken gibt, handelt es sich meistens um Drehbrücken, die sich, von Schwimmelementen getragen, zur Seite ziehen lassen. Auf diese Weise können sich Handelsschiffe

mit unbeweglichen Masten auch in der Stadt bewegen. Militärisch gesehen, können Kanäle andererseits blockiert oder auch als Teile von Befestigungsanlagen für bestimmte Stadtteile verwendet werden.

Ich entdeckte sie in Gesellschaft mehrerer anderer Mädchen auf dem Hinterhof des Silbernen Kragens. Die Mädchen wühlten Drahtbehälter durch, die offenbar Abfall enthielten. Es waren hübsche Mädchen mit ansprechenden Beinen - allerdings waren sie zerlumpt und verdreckt. Das blonde Mädchen sah nicht anders aus - eins unterschied sie jedoch von ihren sechs Begleiterinnen: ihre offensichtliche Abscheu vor dem Unrat und die Feindseligkeit der anderen.

Die Blonde entdeckte mich. Im ersten Augenblick reagierte sie ängstlich; dann schien sie sich einzureden, daß ich sie unmöglich kennen konnte. Schließlich war sie eines unter vielen Urt-Mädchen. Sie trug kein Brandzeichen.

Sie tat, als hätte sie mich nicht bemerkt, und näherte sich dem Abfallkorb. Dabei versuchte sie den typischen Schlenderschritt der Urt-Mädchen nachzuahmen. Dann überwand sie sich dazu, die Hand in den frischen, feuchten Unrat zu schieben. Dabei blickte sie zu mir herüber und bemerkte, daß ich sie noch immer beobachtete. Ihre Hand umfaßte eine halbe gelbe goreanische Birne, in der die Überreste eines halbmondförmigen Verrkäses steckten. Ohne den Blick von mir zu wenden, hob sie ihren Fund an den Mund. Ich nahm nicht an, daß der Bissen schlecht schmeckte. Dabei sah sie so aus, als müßte sie sich jeden Moment übergeben. Urplötzlich wurde sie am Handgelenk gepackt. Ein großgewachsenes Mädchen in einer kurzen weißen Tunika fuhr die Blonde an: »Was willst du? Du gehörst nicht zu uns!« Sie nahm der Fremden ihren Fund ab. »Du hast dich nicht mit den Paga-Helfern eingelassen wie wir«, fuhr sie fort. »Verschwinde!« rief das Mädchen in Weiß. Die Urt-Mädchen waren bereit, für ihren Hunger alles zu tun.

Mit einer gewissen Erleichterung, ohne allerdings zu verstehen, was da eben gesagt worden war, zog sich die blonde Barbarin zurück. Gegen ihren Willen erschauerte sie, als

das Mädchen in der weißen Tunika achtlos in das Stück Birne mit dem Käse biß. Dann blickte sie zu mir herüber., Sie hatte keine Chance.

Das Mädchen stand gefesselt vor dem Tribunal des Praetors.

»Ist dies deine Sklavin?« wandte sich der Hafenbeamte an Ulafi aus Schendi.

»Ja«, antwortete er.

»Woher soll ich wissen, daß sie Sklavin ist?« fragte der Praetor. »Ihr Bein ist nicht gebrandmarkt. Ihre abweisende Haltung deutet darauf hin, daß sie eine freie Frau ist.«

»Sie wurde als freie Frau von Bejar an Bord der Blüte von Telnus gefangengenommen«, antwortete Ulafi. »Sie weiß noch nicht, was mit ihr geschehen ist.«

»Ist Bejar anwesend?« fragte der Praetor.

»Nein!« rief ein Mann. Bejar war gestern zu neuer Fahrt ausgelaufen, zu neuen Abenteuern auf dem schimmernden Thassa.

»Ihre Maße entsprechen der der Sklavin«, sagte Ulafi.

»Ich habe hier ihre Sklavenpapiere, die mir heute früh von Varts Helfer ausgehändigt wurden.« Er reichte dem Praetor die Unterlagen.

Der Beamte sah die Papiere durch. »Ist jemandem hier bekannt, daß diese Frau Ulafi gehört und Sklavin ist?« fragte er.

Ich wollte dazu nichts sagen, denn damit hätte ich offenbaren müssen, daß ich beim Verkauf anwesend gewesen war. Es war mir lieber, wenn diese Tatsache nicht bekannt wurde.

»Man hätte sie brandmarken sollen«, stellte der Praetor fest. »Sie hätte gleich den Kragen bekommen müssen.«

»Ich habe einen Kragen hier«, sagte Ulafi und hob ein Stahlband, auf dem fünf Palmen dargestellt waren wie auch das Symbol Schendis, Kette und Krummsäbel. »Ich möchte mit der Flut auslaufen«, fuhr der Kapitän fort. »In weniger als einer halben Ahn haben wir Hochwasser.«

»Tut mir leid«, sagte der Praetor.

»Hat man nicht nach Vart geschickt, der meine Behauptung bestätigen kann?«

»Ja«, entgegnete der Praetor. »Trotzdem muß ich diese Frau wohl freilassen«, fuhr er fort und blickte auf das Mädchen hinab. »Schade, denn sie ist sehr hübsch.«

»Nein!« sagte Ulafi.

»Moment!« rief ein Mann. »Da kommt Vart!«

Das Mädchen trat bedrückt einen Schritt zurück.

»Kennst du dieses Mädchen?« wandte sich der Praetor an den Sklavenhändler.

»Natürlich«, sagte Vart. »Sie wurde gestern abend als Sklavin an diesen Kapitän verkauft. Er hat einen Silber-Tarsk für sie bezahlt.«

Der Wächter neben der Blondin zwang die Sklavin in die Knie.

»Die Sklavin wird hiermit Ulafi aus Schendi zugesprochen«, verkündete der Praetor.

Die Anwesenden brachen in Jubelgeschrei aus und applaudierten auf goreanische Weise, indem sie sich mit der rechten Hand gegen die linke Schulter schlugen.

»Vielen Dank, Praetor!« sagte Ulafi und erhielt vom Magistraten die Sklavenpapiere.

»Kapitän Ulafi«, sagte der Beamte. »Du solltest sie brandmarken lassen, ehe du den Hafen verläßt.«

»Ja, Praetor!« antwortete Ulafi und wandte sich an seinen Ersten Offizier. »Zum Auslaufen alles vorbereiten. Wir haben noch zwanzig Ahn.«

»Jawohl, Kapitän!« antwortete der Mann. Dann wandte er sich an zwei Seeleute von seinem Schiff, die im Hintergrund gewartet hatten. »Peitscht sie aus, damit sie begreift, daß sie jetzt Sklavin ist und zu gehorchen hat! Anschließend bringt ihr sie zur Metallschmiede. Ich erwarte euch dort. Bringt außerdem eine Stange und einen Käfig mit.«

»Jawohl, Kapitän!« sagte einer der Männer.

»Und du kannst mich gern begleiten, wenn du möchtest«, sagte Ulafi zu mir.

Ich folgte ihm zur Metallschmiede. Vor der Werkstatt stand frisch gebrandmarkt und mit einem Halskragen

verziert das Mädchen, das bis vor kurzem noch Sasi geheißen hatte. Ein Wächter behielt sie im Auge. Sie war eine billige Sklavin, aber hübsch. Als sie mich erblickte, versuchte sie ihre Blöße zu verdecken und sich zusammenzuducken. Ich lächelte. Begriff sie nicht, daß sie das Brandzeichen trug?

»Mach das Eisen heiß!« sagte Ulafi zu dem Metallarbeiter, einem muskulösen Burschen mit einer Lederschürze.

»Wir haben stets mehrere Eisen im Feuer«, sagte der Mann, nachdem er uns gebührend begrüßt hatte.

»Wir nehmen das ganz normale Kajira-Zeichen«, sagte Ulafi.

Minuten später wurde das Mädchen gebracht. Offenbar konnte sie nicht mehr gehen, denn einer der Männer hatte sie sich über die Schulter geworfen. Sie stand unter Schock-einwirkung.

Sie hatte zu fliehen versucht. Sie hatte vor dem Praetor gelogen. Doch weder waren ihr die Füße abgehackt noch Ohren oder Nase abgeschnitten worden. Man hatte ihr die große Gnade erwiesen, sie lediglich auszupeitschen. Natürlich hatte es sich um erstmalige Verfehlungen gehandelt, war sie doch eine ahnungslose Barbarin. Inzwischen jedoch wußte sie bestimmt, daß goreanische Männer nichts durchgehen lassen und daß wiederholte Verfehlungen nicht so rücksichtsvoll geahndet werden würden.

Das Mädchen war in das Brandungsgestell eingeschlossen worden und konnte sich nicht mehr rühren. Schluchzend starrte sie um sich.

»Das Eisen ist bereit«, meldete der Schmied.

Ulafi warf dem Mann einen Kupfer-Tarsk zu. »Mein Freund hier«, sagte er und deutete auf mich, »wird das Eisen führen.« [

Ich blickte ihn an, und er lächelte. »Du bist doch Metallarbeiter, oder nicht?« fragte er.

»Vielleicht«, gab ich zurück. Zuvor hatte er behauptet, ich gehöre dieser Kaste wohl nicht an.

»Wir sind zum Ablegen bereit!« meldete Ulafis Erster Offizier, der in diesem Augenblick die Werkstatt betrat.

»Gut«, antwortet Ulafi.



Ich zog Lederhandschuhe an, drehte das Eisen im Feuer und hielt es hoch.

»Nein!« flehte das Mädchen. »Bitte berühre mich damit nicht!«

Ich blickte sie an. Ich sah sie in diesem Augenblick nicht als Agentin der Kurii - sondern lediglich als schöne Frau, des Brandzeichens würdig.

Ich brandete sie.

»Ausgezeichnete Arbeit!« sagte Ulafi.

Während das Mädchen noch schluchzte und schrie, befreite der Schmied sie aus dem Gestell. Ulafi ließ sie sofort als Sklavin fesseln und in den mitgebrachten Käfig stecken, der von zwei Männern an einer Stange getragen wurde.

Ich nahm nicht an, daß sie noch einmal fliehen würde. Ich war überzeugt, sie würde mich ohne weiteres zu Shaba führen, dem Geographen aus Anango. In meinem Seesack ruhten auf ihn ausgestellte Kreditbriefe, die bei Schendi-Bankiers eingelöst werden konnten. Zwischen diesen Papieren lag auch der falsche Ring, den das Mädchen bei sich gehabt hatte.

»Ich bin dir dankbar, daß du meine Sklavin zurückgebracht hast«, sagte Ulafi.

»Ach, das war nichts«, gab ich zurück.

»Du hast sie außerdem vorzüglich gebrandet«, fuhr er fort. »Es wird der Augenblick kommen, da sie stolz sein wird auf dieses Zeichen.«

Ich zuckte die Achseln. »Kapitän«, sagte ich.

»Ja?«

»Ich möchte noch immer eine Passage an Bord deines Schiffes buchen - nach Schendi.«

Er lächelte. »Das sei dir gern gestattet.«

»Vielen Dank!«

»Es kostet dich einen Silber-Tarsk«, fuhr er fort.

»Oh!« machte ich.

Er zuckte die Achseln. »Ich bin Kaufmann«, erklärte er.

Ich gab ihm einen Silber-Tarsk, und er machte kehrt und ging auf das Schiff zu.

»Ich wünsche dir alles Gute«, sagte ich zu dem Schmied.

»Ich dir ebenfalls«, antwortete er.

Ich fragte mich, wieviel Ulafi wußte. Daraufhin verließ ich ebenfalls die Schmiede.

Draußen war der Wächter im Begriff, seinen Schützling loszubinden, der früher den Namen Sasi getragen hatte.

»Du hast sie in der vorgeschriebenen Zeit nicht verkaufen können?« fragte ich.

»Wer will schon ein Urt-Mädchen?« gab er zurück. »Ich bringe sie jetzt auf den öffentlichen Sklavenmarkt.«

Das Mädchen blickte mich an und erschauerte.

»Was willst du für sie haben?« fragte ich.

»Das Branden hat einen Kupfer-Tarsk-gekostet«, antwortete er.

Ich blickte sie an. Sie erwiderte zitternd meinen Blick und schüttelte abwehrend den Kopf.

Ich warf dem Mann einen Kupfer-Tarsk zu.

»Sie gehört dir«, sagte er.

Er nahm ihr die Halsfessel ab.

»Unterwirf dich!« forderte ich.

Sie kniete vor mir nieder und senkte den Kopf. Ich hielt ihr einen geöffneten Sklavenkragen hin, den ich aus meinem Seesack genommen hatte.

»Kannst du lesen?« fragte ich sie.

»Nein, Herr«, antwortete sie.

»Hier steht: >Ich bin das Mädchen Tarls aus Teletus.<«

»Ja, Herr!« gab sie zurück. <• -

Dann schloß ich den Kragen um ihren Hals. Ich hatte mir ausgerechnet, daß ein Mädchen - beispielsweise eine in Schendi gekaufte Sklavin - meine Rolle als Metallarbeiter von der Insel Teletus echter gestalten konnte. Diesem Zweck mochte dieses kleine Wesen ohne weiteres dienen.

Es bestand kein besonderer Grund, mit dem Erwerb der Sklavin bis Schendi zu warten. Außerdem mochte sie Ulafi, der einigermaßen mißtrauisch war, durch den Kragen überzeugen lassen, daß ich ein ehrlicher Bursche war. Ich reiste mit einem Mädchen, das einen Namenkragen trug.

»Sind Papier auf sie ausgestellt?« fragte ich den Wächter.

»Nein«, antwortete dieser. Die meisten goreanischen

Sklaven haben keine Papiere. Brandzeichen und Kragen werden als ausreichende Identifikation angesehen. Ich zerrte die kleine Sklavin hoch und deutete auf die Schendi-Palme.

»Siehst du das Schiff?«

»Ja, Herr«, antwortete sie.

»Lauf dorthin, so schnell dich deine kleinen Beine tragen!« sagte ich. »Sag den Männern, sie sollen dich in einen Käfig stecken!«

Ich warf mir meinen Seesack über die Schulter und folgte ihr. Kaum war ich über die Planke an Bord getreten, da wurde die Brücke zum Land eingezogen. Männer schlossen und sicherten die Reling.

Die kleine dunkelhaarige Sklavin wurde in einen Käfig gestoßen. Nebenan war die blonde Barbarin untergebracht.

»Du!« rief das dunkelhaarige Mädchen erstaunt. Die Blonde wich zurück. »Kajira!« fauchte das dunkelhaarige Mädchen aufgebracht. Die Blonde hatte ihr die Tunika gestohlen, während sie gefesselt am Kanal lag.

Die Leinen wurden losgeworfen.

An der Backbordreling stellten sich drei Seeleute auf und schoben die Schendi-Palme mit Stangen vom Kai fort. Von den langen, schrägen Segelbäumen fiel die Leinwand herab. Die beiden Steuerleute hatten ihre Position eingenommen.

Der Erste Offizier befahl die Besatzung. Kapitän Ulafi stand auf dem hohen Achterdeck.

»Fertig!« rief der Zweite Offizier.

Auf jeder Seite schoben zehn Seeleute ihre Ruder nach draußen.

»Ziehen!« rief der Zweite Offizier.

Die langen Ruder wurden in das Thassa getaucht und hoben sich tropfend aus dem grünlichen Wasser. Langsam setzte sich das Schiff in Bewegung, löste sich vom Land. Eine Brise, die über Port Kar hinweg aus dem Osten herbeiwachte, füllte die Segel.

»Ruder einziehen!« rief der Zweite Offizier.

Die Steuerleute lenkten das Schiff auf die rechte Seite der Kette roter und weißer Bojen, die aus dem Hafen führte, Ich sah zu, wie Port Kar langsam hinter uns kleiner wurde. Der Himmel war sehr blau.

Die Segel knatterten im Wind über meinem Kopf. Masten und Planken knackten. Ich empfand den salzigen Geruch des schimmernden Thassa. Ein Seemann begann ein Schendi-Lied zu singen, und sehr bald fielen andere ein.

-5-

Die Reise nach Schendi, das tief im Süden liegt, dauert mehrere Tage, auch wenn die Winde günstig sind, wie es jetzt der Fall war.

»Meinst du, sie wird eine gute Sklavin abgeben?« fragte Sasi, die neben mir stand und eine Larma aß. Wir beobachteten, wie der Zweite Offizier der blonden Sklavin Unterricht in den Positionen einer Vergnügungssklavin gab.

»Mit der Zeit kann etwas aus ihr werden«, erwiderte ich

»Wie kommt ihr im Goreanisch-Unterricht voran?«

Sie zuckte die Achseln. »Ich unterrichte sie, so gut ich kann«, entgegnete sie. »Barbarinnen sind ja so dumm!«

Auf Einladung Ulafis hatte ich Sasi angewiesen, dem blonden Mädchen mehrere Stunden täglich Unterricht in der goreanischen Sprache zu geben. Sasi hatte großen Spaß daran und ahndete jeden Fehler recht handgreiflich. Sasi war das Erste Mädchen und genoß diese Position.

Ich schaute auf das blonde Mädchen, das in der angeordneten Position auf dem Deck kniete. Der Zweite Offizier war fortgegangen. Sie regte keinen Muskel. Sie wurde vorzüglich ausgebildet.

»Ich hasse sie!« sagte Sasi.

»Warum?« wollte ich wissen.

»Sie ist dumm!«

»Das glaube ich nicht«, sagte ich. »Vergiß nicht, daß sie eine schwere Zeit durchmacht. Außerdem ist sie nur eine Barbarin.«

Ich hatte wirklich nicht den Eindruck, daß sie sich ungeschickt anstellte; sie schien ziemlich schnell zu lernen. Ich hatte das Gefühl, daß sie sich hervorragend machen würde.

»Wirst du mich heute nacht wieder ein bißchen unterrichten, Herr?« fragte Sasi.

»Vielleicht.«

Ich hatte sie bereits über jene Grenzen hinausgeführt, die eine freie Frau kennt. Gelegentlich holte ich sie nachts aus dem Käfig, dessen Schlüssel ich besaß. Nach den ersten drei oder vier Tagen hatte sich ihre Einstellung zum Sklavenkragen bereits erheblich geändert. Ein interessanter Wandel, den jede freie Frau durchmacht.

Sasi biß in ihre Larmafrucht.

In den ersten beiden Tagen hatte das blonde Mädchen keinen Bissen herunterbekommen. Sie hatte die Brei- und Fischspeisen, die ihr vorgesetzt wurden, mit Abscheu betrachtet. Doch schon am dritten Tag hatte sie den Napf leergeleckt, der ihr durch das Gitter zugeschoben wurde.

»Findest du sie hübsch, Herr?« fragte Sasi.

»Ja«, antwortete ich. Und das stimmte. Sie schien an Attraktivität zugenommen zu haben. Vermutlich lag es an der Bewegung und an der frischen Luft. Und natürlich an den neuen Erkenntnissen, die sie gewann.

»Ist sie hübscher als ich?« Sasi ließ nicht locker.

»Ihr seid auf unterschiedliche Weise hübsch«, antwortete ich. »Ihr werdet beide hervorragende kleine Sklavinnen abgeben.«

»Oh«, sagte Sasi. »Gefalle ich dir, Herr?« erkundigte sie sich.

»Ja«, erwiderte ich. »Besonders, seit du gebadet hast.«

»O Herr!« rief sie.

Gleich am ersten Tag unserer Reise hatte ich sie von Kopf bis Fuß mit Seewasser abgeschrubbt.

»Wann hattest du dich das letzte Mal gewaschen?« fragte ich weiter.

»Ich glaube, vor etwa einem Jahr warf mich mal ein Mädchen in den Süd-Kanal«, antwortete sie.

»Aha.«

»Nimmt es der Herr denn so genau?« fragte sie.

»Im allgemeinen nicht - aber was die persönliche Sauberkeit angeht, da erwarte ich künftig von dir eine gewisse Gründlichkeit. Du bist keine freie Frau mehr.«

»Nein, Herr.«

»Du machst dich gut in einem Kragen«, fuhr ich fort. »Du hättest als Sklavin geboren sein können.«

»Auf eine gewisse Weise war ich das auch«, gab Sasi zurück. ' i

»Das verstehe ich nicht.«

»Ich bin eine Frau«, sagte sie und steckte den letzten Bissen der Larma in den Mund.

Weiße Wolken standen am stahlblauen Himmel. Wenn die Winde nicht nachließen, würden wir Schendi in vier Tagen erreichen.

»Warum willst du nach Schendi reisen?« fragte mich Ulafi  
Es war später Abend. Wieder stand ich an der Reling.

»Ich bin nie dort gewesen«, antwortete ich.

»Du bist kein Metallarbeiter«, sagte er.

»Ach?« fragte ich.

»Vielleicht kennst du Chungu«, sagte er.

»Du meinst den Wachhabenden«, sagte ich.

»Richtig.«

»Vom Sehen«, antwortete ich. Ich erinnerte mich ziemlich gut an ihn. Er war an mir vorbeigegangen, als ich auf dem Weg zur Pier der Roten Urt gewesen war. Später war er mir außerdem in der Nähe des Pier-Praetors aufgefallen.

»Bevor wir wegen der geflohenen Sklavin Generalalarm gaben«, erklärte mir Ulafi, »versuchten wir sie natürlich selbst wiederzufinden. Weißt du, wir dachten wirklich, wir könnten sie innerhalb weniger Minuten aufgreifen.«

»Natürlich«, bemerkte ich.

»Sie war nackt, eine Barbarin. Wohin hätte sie gehen sollen? Was konnte sie schon unternehmen? Aber sie war schlau. Sie versteckte sich bei den Urt-Mädchen.«

»Es wäre für einen Kapitän aus Schendi sicher auch ein

bißchen peinlich gewesen«, sagte ich, »den Verlust eines Mädchens öffentlich eingestehen zu müssen.«

»Möchtest du über Bord geworfen werden?« erkundigte sich Ulafi.

»Nein, bestimmt nicht.«

»Wäre ein solches Eingeständnis nicht für jeden unangenehm gewesen?« fragte Ulafi nachdrücklich.

»Natürlich«, entgegnete ich. »Verzeih mir, Kapitän!«

»Als wir uns dann doch entschlossen, die Hilfe der Wächter in Anspruch zu nehmen«, fuhr Ulafi fort, »ließen wir den Alarm auf das Mädchen ausrufen. Chungu, einer meiner Leute, versuchte die Sklavin in der Nähe des Rand-Kanals aufzuspüren. In jenem Gebiet wurde er Zeuge, wie zwei Räuber, ein Mann und seine Komplizin, von einem Mann besiegt wurden, der wie ein Metallarbeiter gekleidet war. Der Fremde erledigte die beiden mit einer Geschicklichkeit, wie sie von einem Angehörigen der Kaste der Metallarbeiter kaum erwartet werden kann. Und er nahm sich noch die Zeit, das Mädchen zu vergewaltigen, ehe er weiterwanderte.«

»Oh«, sagte ich.

»Du warst der Bursche im Gewand der Metallarbeiter«, fuhr Ulafi fort.

»Ja«, gestand ich.

»Als die Räuber vor den Tisch des Praetors geführt wurden, fiel auf, daß sie mit Knoten gefesselt worden waren, wie sie ein Krieger kennt«, sagte Ulafi.

»Mag sein«, erwiderte ich.

»Warum reist du nach Schendi?« fragte Ulafi.

»Wenn du wußtest, daß ich nicht der Kaste der Metallarbeiter angehöre«, fragte ich, »warum hast du mich dann das blonde Mädchen brandmarken lassen?«

»Ich wollte sehen, was du tust«, erwiderte er.

»Das barg die Gefahr, daß ich dir den Schenkel des Mädchens verdorben hätte.«

»Das Zeichen ist perfekt herausgekommen«, sagte Ulafi.

»Was dir doch beweisen müßte, daß ich wirklich Metallarbeiter bin.«

»Nein«, gab er zurück, »daß du Krieger bist. Dafür spricht auch die Art und Weise, wie du dich bewegst, wie du um dich blickst, wie du dich setzt.«

Ich schaute auf das Meer hinaus. Die drei Monde standen hoch am Himmel. Das Thassa funkelte.

»War es für dich wichtig, Port Kar genau in diesem Augenblick zu verlassen?«

»Ich glaube schon«, antwortete ich.

»Warum hast du dir gerade Schendi ausgesucht?« fragte er weiter.

»Kann man in Schendi denn nicht ein Vermögen verdienen?«

»Man kann in Schendi wohl ein Vermögen verdienen«, sagte er, »es gibt dort aber auch Gefahren.«

»Gefahren?«

»Ja«, antwortete Ulafi, »sogar aus dem Landesinneren, wo sich das Ubarat Bila Hurumas erstreckt.«

»Schendi ist ein Freihafen, der unter der Verwaltung von Kaufleuten steht«, sagte ich.

»Wir hoffen, daß es auch künftig so bleibt«, sagte er.

»Dein Verdacht war richtig«, sagte ich. »Ich gehöre der Kriegerkaste an.«

Ulafi lächelte.

»Vielleicht gibt es in Schendi Leute, bei denen ich in Dienst treten könnte.«

»Der Stahl hat stets seinen Preis«, bemerkte Ulafi und schien sich abwenden zu wollen.

»Kapitän!« sagte ich.

»Ja?«

Ich deutete auf das blonde Mädchen im Käfig. »Die Sklavin dort interessiert mich«, sagte ich und blickte Ulafi an.

»Auf der Pier sagte Vart etwas davon, er habe einen Silber-Tarsk für sie erhalten. Mir will scheinen, daß ein solches Mädchen, nur durchschnittlich schön, ungeschickt und un- ausgebildet, des Goreanischen kaum mächtig, bestenfalls zwei oder drei Kupfer-Tarsk wert ist.«

»Ich kann zwei Silber-Tarsk für sie bekommen«, sagte Ulafi.



»Ist denn ihre Haar- oder Hautfarbe in Schendi so selten?« fragte ich.

»Solche Mädchen, auch viel bessere, sind in Schendi billig zu haben«, sagte er. »Du darfst nicht vergessen, daß Schendi der Heimathafen der Schwarzen Sklavenhändler ist.«

»Warum bekommst du dann zwei Silber-Tarsk für sie?«

»Sie steht auf meiner bedingten Suchliste«, entgegnete Ulafi.

»Ich verstehe«, gab ich zurück. Das hatten sich die Kur-Agenten gut ausgedacht. Sie wußten, daß das Mädchen von Cos nach Schendi unterwegs war, auf einer Reise, die gefährlich ist, insbesondere wegen der Piratenattacken von Schiffen aus Port Kar. Es war also vernünftig, Vorsorge zu treffen, sie wegzukaufen, sollte sie versklavt werden und in Port Kar zum Verkauf kommen. Zweifellos waren mit Schendi-Agenten in Tyros und wohl auch Lydius oder Scagnar ähnliche vorsorgliche Vereinbarungen getroffen worden.

»Warum läßt du sie als Sklavin ausbilden?« fragte ich.

»Sie ist nun mal Sklavin«, erwiderte der andere. »Warum also nicht?«

»Stimmt«, sagte ich lächelnd. »Wer ist dein Kunde?«

»Ist dir die Auskunft einen Kupfer-Tarsk wert?« fragte Ulafi.

»Ja«, erwiderte ich.

»Ein Sklavenhändler in Schendi namens Uchafi«, sagte er.

Ich reichte ihm einen Kupfer-Tarsk.

»Ist Uchafi ein wichtiger Sklavenhändler?« fragte ich.

»Nein. Normalerweise hat er im offenen Verkauf niemals mehr als zwei- oder dreihundert Sklaven am Lager.«

»Kommt es dir nicht seltsam vor, daß Uchafi für ein solches Mädchen zwei Tarsk bietet?« fragte ich.

»Ja«, antwortete er. »Offensichtlich führt er dieses Geschäft im Auftrag eines Dritten durch.«

»Und wer wäre das?«

»Das weiß ich nicht.«

»Für die Information würde ich einen Silber-Tarsk bezahlen.«

»Ah«, sagte Ulafi, »wie ich sehe, hast du in Schendi ein Anliegen, das du mir bisher verschwiegen hast.«

»Ein Silber-Tarsk ist geboten.«

»Es bekümmert mich zutiefst«, sagte Ulafi, »aber ich muß gestehen, daß ich es nicht weiß. Es tut mir leid.«

Ich schaute das Mädchen an. Ruhig lag sie im Käfig.

»Ist dir nicht auch aufgefallen, daß sie sich seit Beginn der Reise an ihr Dasein als Sklavin angepaßt hat?« fragte Ulafi.

»O ja«, erwiderte ich. »Sie bewegt sich viel freier. Sie ist nicht mehr so verkrampft und ungeschickt wie am Anfang. Ihre Schönheit steigert sich.«

»Ich frage mich, wer den Auftrag auf sie herausgegeben hat«, sagte er nachdenklich.

»Das wüßte ich auch gern«, sagte ich.

Ulafi wandte sich ab und ging in Richtung Heck davon.

Ich blickte über das Meer. Dann spürte ich die Nähe meiner Sklavin Sasi, die neben mir niederkniete.

»Darf ich sprechen?« fragte sie.

»Ja.«

Sie blickte zu mir empor. »Ich erbitte deinen Unterricht, Herr«, sagte sie.

»Leg dich auf meine Felle neben dem Seesack«, antwortete ich. »Ich komme gleich.«

Sie war eine vorzügliche kleine Sklavin, der ich die Wonne ihres Lebens beibringen würde. Ich war froh, daß ich sie gekauft hatte.

Mein Blick blieb am Käfig der blonden Sklavin hängen.

Sie, das ahnte ich, war der Schlüssel zu dem Geheimnis; über sie würde ich Shaba und den vierten Ring finden, einen der beiden noch existierenden Ringe, mit dem sich das Licht ablenken ließ. Das Geheimnis dieser Ringe war offenbar mit dem Kur-Erfinder von der Kharrash-Klippe untergegangen. Nach Samos' Angaben befand sich der fünfte Ring noch irgendwo auf einer der Stahlwelten und würde vermutlich nicht auf Gor oder auf die Erde gebracht werden, um dort in Gefahr zu geraten. Vielleicht wurde mit seiner

Hilfe auf der Stahlwelt die Ordnung aufrechterhalten. Geschützt von seiner Unsichtbarkeit, konnte ein Henker nach Belieben kommen und gehen. Wenn es uns gelang, den Tahiri-Ring zurückzuerlangen, den vierten Ring, konnten wir ihn vermutlich im Sardargebirge nachbauen; dieser Ring war von einer Kur-Untergruppe, die den Planeten vor der Vernichtung bewahren wollte, nach Gor gebracht worden. Solche Ringe mochten - sofern die Priesterkönige ihren Einsatz erlaubten - den Kurii das Leben auf Gor erschweren oder unmöglich machen. Mit ihrer Hilfe ließen sich ihre Festungen unterwandern. Sie mochten dazu führen, daß ein einziger Mann eine ganze Armee vernichten konnte. Es freute mich, daß der Ring nach Gor gebracht und mir von einem sterbenden Kur-Krieger in der Tahari übergeben worden war. Ohne ihn hätte ich wohl vor einigen Jahren nicht die Explosion der Sprengstoffe im Stahlturm der Tahari verhindern können, eine Detonation, die Gor und die Priesterkönige vernichten sollte, damit der Weg der Eroberer zur Erde frei wäre. Wir nahmen allerdings an, daß die Kur-Gruppe, die eine Welt opfern wollte, um eine andere zu erringen, auf den Stahlwelten im Augenblick nicht mehr die Oberhand hatte. Halb-Ohr, ein Kriegsgeneral der Kurii, dem ich im hohen Norden begegnet war, hatte dieser Gruppe nicht angehört. Es lag einigermaßen auf der Hand, daß die Kurii wieder einmal mit der Möglichkeit einer Invasion liebäugelten. Sie spürten die Schwäche der Priesterkönige. Warum sollten sie also die Vernichtung einer Welt betreiben, die ihnen wie eine reife Frucht in den Schoß zu fallen schien?

Ich wandte mich ab und ging zu Sasi.

»Riechst du es?« fragte Ulafi.

»O ja«, erwiderte ich. »Zimt und Gewürznelken, nicht wahr?«

»Ja«, sagte Ulafi. »Und viele andere Gewürze.«

Die Sonne strahlte hell, und wir wurden von einem frischen achterlichen Wind angetrieben. Die Segel standen prall über unseren Köpfen, und das Wasser des Thassa strömte zischend an den Schiffsflanken entlang.

»Wie weit noch bis Schendi?« fragte ich.

»Fünzig Pasang«, lautete die Antwort.

Land war noch nicht in Sicht.

Die beiden Mädchen, mit einer glänzenden Halskette aneinandergefesselt, hockten am Boden. In der rechten Hand hielt jede einen glatten weißen Deckstein, mit dem sie die Planken scheuerte. Auch die Mädchen hoben jetzt den Kopf und nahmen den Geruch der Gewürze wahr.

»Das sind Schendi-Möwen«, sagte Ulafi und deutete auf einige Vögel, die hoch über dem Hauptmast kreisten. »Sie übernachten an Land.«

»Das freut mich«, sagte ich. Es war eine lange Reise gewesen. Ich war begierig, in Schendi an Land zu gehen.

Ich blickte zu den Mädchen hinüber. Sasi hob den Kopf und blickte mich lächelnd an. Auch die blonde Barbarin hatte den Kopf gehoben. Sie wußte, daß wir uns dem Land näherten.

Ulafi betrachtete die blonde Barbarin. »Schendi ist nahe«, sagte er und deutete auf die Möwen.

»Ja, Herr«, sagte sie und senkte zitternd den Kopf. Als Sklavin wußte sie nicht, was sie in Schendi erwartete.

Shoka trieb die Mädchen zur Arbeit an.

Ich blieb an der Backbordreling stehen. Nach einiger Zeit bemerkte ich eine bräunliche Verfärbung des Wassers, ein Fleck, der sich mit dem Grün des Thassa vermengte.

Ich atmete tief ein und genoß den Gewürzgeruch, der stärker geworden war.

»Ein halber Strich Backbord!« rief Ulafi seinen Steuer-

leuten zu. Langsam wendete sich die Schendi-Palme ein wenig aus dem Kurs, und die mächtigen Segelbäume wurden von geschickten Seeleuten mit quietschenden Flaschenzügen verstellt, bis sie beinahe quer zum Deck standen. Der Wind, der uns eben noch von achtern angetrieben hatte, stützte jetzt unseren südöstlichen Kurs.

Wieder betrachtete ich die bräunliche Verfärbung des Wassers. Noch immer war das Land nicht aufgetaucht. Es mußte sich jedoch ganz in der Nähe befinden, denn schon jetzt waren im Wasser Spuren von Ablagerungen zu bemerken, die vermutlich von den Flüssen Kamba und Nyoka stammten. Die bräunlichen Stellen erstreckten sich viele Passag weit ins Meer hinaus.

»Segel ahoi!« rief der Ausguck. »Zwei Strich Backbord voraus!«

Männer eilten an die Backbordreling, und Ulafi erstieg die Heckaufbauten. Ich kletterte ein Stück an dem Knotenseil empor, das am Hauptmast hing. Die Segel waren noch nicht zu erkennen. Ulafi drehte nicht bei und änderte auch sonst den Kurs nicht.

Ich drückte die Füße zusammen und sicherte meine Position, indem ich den Arm um den Mast legte.

Ulafis Männer eilten nicht an die Ruder. Es wurde kein Meerwasser an Bord geschöpft. Man holte keine Eimer mit Ballast-Sand an Deck. Der Erste Offizier beaufsichtigte keine Waffenausgabe.

Es stimmte mich unbehaglich, daß die Masten nicht gesenkt werden konnten. Wie verwundbar erschien mir doch das Schiff mit den hohen Aufbauten und den schrägen Riesensegeln! Am Bug befand sich ein leichtes Katapult, das jedoch noch nicht schußklar gemacht worden war. Wenn Ulafi über Brandpfeile verfügte, so traten sie nicht in Erscheinung.

Ich blickte am Bug entlang, beinahe genau auf Kurs. Dort waren die Segel jetzt zu erkennen. Ich zählte elf. Es waren Einmaster, Rammschiffe. Trotzdem atmete ich auf. Von meiner niedrigen Position aus konnte ich die Segel sehen; folglich vermochten die Ausgucke hoch in den Masten der

anderen Schiffe die Schendi-Palme zu erkennen. Trotzdem refften die Schiffe keine Segel, sie ließen nicht erkennen, daß sie den Kurs wechseln wollten. Es hätte sich um einen stattlichen Konvoi von Handelsschiffen handeln können - dabei waren es Kriegseinheiten. Ulafi oder seine Männer schienen sich wegen der Flotte keine Sorgen zu machen. Offenbar wußten sie, welche Schiffe vor Schendi unterwegs sein würden.

»Entbietet der Flotte unseren Gruß!« rief Ulafi vom Heck und senkte das Fernglas der Hausbauer. Bunte Flaggenreihen wurden am Backbordheck aufgezogen.

Hand über Hand ließ ich mich wieder auf das Deck hinab. Auf der Steuerbordseite des Bugs suchte ich mir einen Aussichtsposten. Links und rechts von uns glitten die Schiffe der Flotte vorbei, sechs auf der einen, fünf auf der anderen Seite - schmale, elegant geschnittene Umrisse mit geradem Kiel und niedrigem Tiefgang. Ich sah, wie sich die Ruder im Gleichgewicht hoben und senkten.

»Ihr scheint ja ganz unbesorgt zu sein«, sagte ich zu Shoka, Ulafis Zweitem Offizier, der sich in meiner Nähe aufgestellt hatte.

»Wir kommen aus Schendi«, sagte er nur.

»Plötzlich habe ich das seltsame Gefühl, geschwommen zu sein, um dann unversehens in die Gesellschaft von Haien zu geraten, die stumm an mir vorbeigleiten und mich dabei anstarren.«

»So etwas kann schon beängstigend sein«, sagte Shoka.

»Gehen sie denn nie gegen Schendi-Schiffe vor?« fragte ich.

»Ich nehme es nicht an«, antwortete er. »Wenn sie es tun, dann werden Schiff und Besatzung vermutlich auf hoher See vernichtet. Man erfährt nie davon.«

»Ich finde das nicht besonders beruhigend.«

»Wir befinden uns in den Gewässern Schendis«, fuhr Shoka fort. »Wenn sie überhaupt gegen Schendi-Schiffe vorgehen, dann bestimmt nicht im Hoheitsgebiet dieses Freihafens.«

»Das klingt schon besser«, meinte ich.

Die dunklen Schiffe glitten an uns vorbei. Hier und dort gewährte ich die schwarzen Gesichter von Besatzungsmitgliedern. Die Ruderer auf unserer Seite konnte ich nicht ausmachen, denn sie wurden durch das Schanzkleid verdeckt. Wenn die Schiffe sich in der Dünung neigten, zeigten sich kurz die Ruderer auf der gegenüberliegenden Seite. Dabei handelte es sich zweifellos um freie Männer. Es ist unmöglich, Sklaven an die Ruder von Kriegsschiffen zu setzen.

Ich beobachtete die Schiffe, die einen prächtigen Anblick boten.

Shoka bedeutete den beiden Mädchen mit einer Handbewegung, an die Reling zu kommen und sich die Flotte anzuschauen.

»Ist das klug?« fragte ich. »Man sollte sie eher unter eine Plane legen, damit sie keine Aufmerksamkeit erregen. Warum zeigen, daß man zwei hübsche Sklavinnen an Bord hat?«

»Egal«, sagte Shoka, »die Sklavinnen sollen sich das anschauen!«

»Aber sie werden ebenfalls gesehen!« rief ich.

»Macht nichts«, entgegnete Shoka. »In zwei Monaten werden diese Schiffe Hunderte von Mädchen in den Laderäumen haben.«

Die beiden Sklavinnen standen neben uns an der Reling. Ich sah, wie Ulafi einen schwarzhäutigen Kapitän mit erhobener Hand grüßte. Der andere erwiderte die Geste.

»Ihr scheint keinerlei Vorsichtsmaßnahmen zu treffen«, sagte ich zu Shoka.

»Was hätte das genützt?« fragte er.

Ich zuckte die Achseln. Da hatte er recht - ein einzelnes Handelsschiff wie die Schendi-Palme hätte gegen die schnellen Rammschiffe nichts ausgerichtet.

»Und was wäre gewesen, wenn sie ein solches Vorgehen als feindlich ausgelegt hätten?« fragte Shoka.

»Da hast du recht.«

»Unsere Verteidigung besteht darin, daß wir aus Schendi stammen.«

»Aha!« sagte ich.

»Sie brauchen unseren Hafen«, fuhr Shoka fort. »Selbst der Larl ist zuweilen müde, und auch der Tarn braucht gelegentlich ein Plätzchen, an dem er die Flügel einschlagen kann.«

Ich sah die Schiffe am Horizont verschwinden. Sie fuhren in den Norden. Wenn dort der Herbst anbrach, würden sie zurückkehren, um in Schendi ausgebessert und neu provisioniert zu werden und anschließend nach Süden zu fahren, wo es dann Frühling war. Schendi, das in der Nähe des Äquators liegt, ist solchen Schiffen eine bequeme Basis für saisonale Vorstöße in beide Hemisphären. Es freute mich, daß ich die Schiffe gesehen hatte. Ich konnte mir keine angenehmere Art und Weise vorstellen, die Bekanntschaft dieser Flotte zu machen - denn es handelte sich um die Flotte der Schwarzen Sklavenhändler aus Schendi.

Am Abend desselben Tages hatten wir beikedreht, nachdem wir Schendi schon ziemlich nahegekommen waren. Die Nacht hatten wir ohne Fahrt verbracht. Am Morgen war jetzt die Küste auszumachen, ein Sandstrand, hinter dem sich dichte grüne Vegetation erstreckte, dschungelähnlich, hier und dort durch Felder und Dörfer aufgebrochen. Das eigentliche Schendi lag noch ein wenig weiter im Süden und gruppierte sich um eine kleine Halbinsel, die Schendi-Spitze. Das Wasser war hier sattbraun gefärbt, eine Veränderung, die vordringlich auf die Mündung des Nyoka-Flusses zurückging.

Wir hatten die Nacht über gewartet, damit die Schendi-Palme am frühen Vormittag in den Hafen einlaufen konnte, wenn an den Piers große Geschäftigkeit herrschte.

Ich blickte mich um. Die Schendi-Palme funkelte vor Sauberkeit. Das Deck war weiß geglättet worden, die Taue lagen säuberlich zusammengerollt an Deck, alle Gerätschaften hatte man sorgfältig verstaut und außerdem die Luken gesichert. Sämtliche Messingbeschläge waren geputzt worden. Die Schendi-Palme, deren Heimathafen Schendi war, würde stilvoll einlaufen. Ulafi verstand sein Handwerk.



Die leichten Anker wurden gelichtet. Man hite Segel, Ruder wurden durch die Öffnungen geschoben und bewegten sich auf Kommando Gudis, des Ersten Offiziers, im Takt durch das braune Wasser.

Die Mädchen knieten vor dem Heck. Man hatte sie auf besondere Weise gefesselt, denn ihnen sollte die große Ehre zuteil werden, vor den Bug gehängt zu werden.

Ich betrachtete die blonde Barbarin, die noch immer einen weiten Weg vor sich hatte, ihr Sklaventum auch vor sich selbst einzugestehen, während meine wohlgerundete kleine Sasi von den Piers der Hafenstadt Port Kar ein wahres Vergnügen war. Sie war auf Gor geboren und wußte, was es bedeutete, das Brandzeichen zu tragen. Kaum hatte sich der Kragen um ihren Hals geschlossen, war sie förmlich aufgeblht, und das nicht nur auf den Fellen.

Die Schendi-Palme fuhr jetzt langsam um die Schendi-Spitze herum. Die Segel bewegten sich seitlich an den Masten und nutzten den Wind aus. Die Ruder hoben und senkten sich regelmäßig.

Wir waren noch etwa sieben Pasang von den ersten Bojenketten entfernt. Ich vermochte im Hafen Schiffe auszumachen.

Die uns leitenden Bojen würden an Backbord liegen, während sich Schiffe, die den Hafen verließen, nach Steuerbord orientieren mußten.

»Besitzt Ulafi ein eigenes Lagerhaus im Hafen?« fragte ich.

»Nein, er hat ein Gebäude vom Rat der Kaufleute gemietet«, antwortete Shoka, der wieder in meiner Nähe stand. Im Hafen zählte ich vierzig bis fünfzig Segel. Die Gesamtzahl der ruhenden Schiffe mußte viel größer sein, denn natürlich nehmen die meisten Schiffe im Hafen die Leinwand herunter. Wer das Segel offen hatte, stand in der Regel im Begriff, in den Hafen einzulaufen oder ihn zu verlassen. Die meisten Einheiten waren nur klein, Kstenschiffe und leichte Galeeren. Außerdem würden sich im Hafen Fluschiffe befinden, mit denen der Verkehr auf dem Nyoka abgewickelt wurde.

Es war mir nicht bewußt gewesen, wie groß der Hafen Schendis war. Insgesamt muß er etwa acht Pasang breit und zwei oder drei Pasang tief sein. Am Ostende ergießt sich der Nyoka-Fluß hinein - von Steinmauern gelenkt, die etwa zweihundert Meter voneinander entfernt sind. Wegen dieser Eindämmung strömt der Nyoka an dieser Stelle viel schneller als anderswo; im allgemeinen ist er ein breiter, gemächlich dahinfließender Strom. Etwa zwei Pasang vor Schendi rücken die befestigten Ufer enger zusammen. Damit soll der Fluß gelenkt und der Hafen geschützt werden. Da sich die Wassermenge nicht verändert, führt die Verengung des Flußbettes natürlich zu einer erheblichen Beschleunigung. Für den flußaufwärts laufenden Schiffsverkehr gibt es daher Nebenkanäle, die über Schleusen für einen ruhigen Weg sorgen, bis die Boote in den eigentlichen Nyoka geleitet werden. Diese Umgehung, auch >Haken< genannt, schließt sich dem Fluß nicht gegen die Strömung an, sondern im weiten Bogen mit der Wasserbewegung. Hat man den Kanal verlassen, muß man das Boot wenden und sich mit Wind- oder Ruderkraft flußaufwärts bewegen. Der Gewürzgeruch war inzwischen noch stärker geworden - besonders taten sich Zimt und Gewürznelken hervor. Von Fischen war dagegen recht wenig zu riechen. Viele Fischarten dieser tropischen Gewässer sind eher ungenießbar oder sogar giftig, eine Folge gewisser Algenformen, von denen sie sich ernähren. Den Fischen schaden diese Pflanzen nicht, doch befinden sich darin bestimmte Stoffe, die für Menschen ungenießbar sind. Soweit ich weiß, waren dagegen die Flußfische für den Verzehr durchwegs geeignet. An den Flüssen Kamba und Nyoka sowie an den Ufern des Ushindi-Sees gab es sogar viele Dörfer, die sich im wesentlichen vom Fischfang ernährten. Allerdings werden die Fänge aus Schendi nicht exportiert. Meine Nase roch dagegen Gerbsäuren und Farben, wie sie in den Werkstätten der Lederarbeiter verwendet wurden. In Schendi wird viel Kailiaukleder verarbeitet, ein Material, das nicht nur aus dem Binnenland nach Schendi gebracht wird, sondern auch aus dem Norden und Süden, von Sammelstellen, die sich hier

und dort an der Küste befinden. Am eindrucksvollsten machte sich für mich jedoch der Geruch des Dschungels bemerkbar, der hinter Schendi begann. Dieser Duft wurde merkwürdigerweise nicht so weit auf das Meer hinausgetragen wie die schärferen Gerüche der Gewürze. Es war ein Geruch nach feuchtem, dampfendem Grün, nach unvorstellbaren Blumen, nach endlosen Weiten süßlich-fauliger Vegetation.

An Backbord glitt eine Dau vorbei, die ein rot-weiß-gestreiftes Segel hatte.

Der Bug der Schendi-Palme glitt langsam herum, die Schendi-Spitze genannte Halbinsel blieb hinter uns zurück. Die aufgemalten Augen mit den weißen und schwarzen Pupillen, die zu dem riesigen braunen Kailiauk-Kopf am Bug gehörten, blickten jetzt gelassen in den Hafen Schendis, der noch etwa vier Pasang entfernt war.

Die blonde Sklavin wandte sich seitlich an Sasi, die ihr als Erstes Mädchen übergeordnet war. »Herrin!« flüsterte sie. »Ja, Sklavin«, sagte Sasi.

Die Blonde hob die gefesselten Handgelenke, von denen ein Tau zu den Ohren des Kailiauk-Kopfes am Bug führte. »Warum sind wir so gefesselt?« fragte sie.

»Weißt du das nicht, du kleine Närrin?« fragte Sasi. Ich mußte lächeln, denn in Wirklichkeit war Sasi ein Stück kjeiner als die Barbarin. »Du kannst dich freuen, denn man findet dich hübsch genug, an den Bug gehängt zu werden!«

»Oh«, antwortete das blonde Mädchen unsicher.

Wir standen noch etwa drei Pasang vor Schendi.

Ein gutes Stück von uns entfernt, an Backbord, verließ eine zweimastige Galeere mit gelben Segeln den Hafen. Um die Schendi-Spitze kommend, etwa zwei Pasang hinter uns, tauchte ein Rundschiff auf. Es hatte die Farben Asperiches gesetzt. An Steuerbord machte ich zwei weitere Schiffe aus, ein mittelgroßes Rundschiff und eine schwere Galeere, letztere mit roten Masten. Beide kamen aus landa. »Was wird in Schendi mit uns geschehen?« wandte sich das blonde Mädchen an Sasi.

»Ich weiß nicht, was aus mir wird«, sagte Sasi. »Du kommst jedenfalls auf den Markt.«

»Ich werde verkauft?«

»Selbstverständlich!«

Unbehaglich wand sich das Mädchen in ihren Fesseln.

»Keine Angst«, fuhr Sasi fort, »du wirst es lernen, den Männern zu gefallen. Dafür werden sie schon sorgen.«

»Ja, Herrin!« antwortete die Blonde. Sie warf mir einen kurzen Blick zu und wandte sich sofort wieder ab. Ich betrachtete sie. Sie, ein Mädchen von der Erde, wußte sich unter dem Blick eines goreanischen Mannes. Sie wagte es nicht, sich nicht gut zur Schau zu stellen. Soviel hatte sie schon begriffen.

Ich lächelte.

Schon war in Ansätzen erkennbar, daß die Sklavin, die in jeder Frau ruht, angstvoll und aufgeregt zu begreifen begann, daß sie sich hier auf einer Welt befand, auf der sie endlich frei hervortreten konnte.

»Hängt sie an den Bug!« rief Ulafi in diesem Augenblick.

Zwei Seeleute eilten herbei, um Shoka zu helfen.

Es waren noch etwa zwei Pasang bis Schendi. Der Verkehr wurde dichter.

Shoka hob das blonde Mädchen mühelos an und hievte es über Bord - sie baumelte an der Handfessel, die durch das Ohr des Bug-Kailiauk führte -, das Seil wurde angezogen, bis sie mit nach oben gestreckten Händen etwa einen Fuß unter dem goldenen Ring hing. Ein Seemann machte das Tau sodann an einem Deckshaken fest. Dasselbe wurde mit Sasi auf der anderen Seite wiederholt.

Eine schwere Galeere aus Tyros mit vierzig Rudern an jeder Flanke bewegte sich langsam an uns vorbei, die gelben Lateinersegel locker am Mast. Männer unterbrachen ihre Arbeit, um sich die Schönheit der ausgestellten Sklavinnen anzuschauen. Der Kapitän senkte sein Fernglas und hob mit geballter Faust grüßend die Hand, um Ulafi zu seinem Schiff und den am Bug hängenden Mädchen zu gratulieren. Ulafi erwiderte den Gruß mit erhobener offener Hand.

Schon erreichten wir die Hafeneinfahrt und hatten gleich

darauf die Reihe der gelb-weiß-gestreiften Bojen nach Backbord genommen. Hinter uns reihten sich zwei Schiffe ein, während vor uns ein Boot in den Hafen einlief. Auf unserem Weg in das Hafenbecken kamen uns drei Schiffe entgegen, die Schendi verlassen wollten. Es gibt in diesem Hafen mehr als vierzig Kaufmannspiers, von denen jede an ihrer gesamten Länge auf jeder Seite vier Schiffe unterbringt. Die inneren Piers haben niedrigere Nummern, angefangen auf der Steuerbordseite des Hafens, wenn man in das Becken einfährt.

Wir erblickten Männer auf den Docks und den sich vorschiebbenden Kaianlagen. Viele schienen die Schendi-Palme zu erkennen, der ein freudiger Empfang bereitet wurde. Wie gesagt, hatte ich nicht gewußt, daß Schendi so groß oder so belebt sein würde. Auf vielen Piers herrschte lebhaftes Treiben. Zahlreiche Schiffe wurden be- und entladen. An den Kais und in den Lagerhäusern, deren breite Türen meist offenstanden, befanden sich gewaltige Warenlager. Am häufigsten beobachtete ich Gewürztonnen und Fellbällen, doch gab es auch viele andere Dinge, Frachten in den Lagern und am Kai, einige im Zwischenlager, andere, die gerade befördert wurden, entweder an Bord eines Schiffes oder nach der Entladung weiter in die Stadt oder ins Binnenland. Die Schendi-Palme, die inzwischen die Segel gerefft und die Segelbäume parallel zum Deck ausgerichtet hatte, glitt an den Piers entlang - viele Männer unterbrachen kurz ihre Arbeit, setzten ihre Lasten ab und winkten uns freundlich zu. Den Leuten gefällt der Anblick eines schönen Schiffes. Die beiden Mädchen am Bug minderten diesen Eindruck nicht gerade, das muß man sagen. Sie bildeten herrliche Schmuckstücke. Wir kamen an den hohen Tischen von Pier-Praetoren vorbei. Hier und dort fiel mein Blick auch auf kurzberockte Sklavinnen; an einer Stelle entdeckte ich eine Gruppe Pagamädchen, die für ihren Herrn, einen Schenkwirt, Gäste einzufangen versuchten. Viele Waren werden in Schendi umgeschlagen, wie es in jedem großen Hafen der Fall ist - dazu gehören Edelmetalle, Juwelen, Stoffe, Teppiche, Seidentuch, Hörn und Hornprodukte, Arzneien,

Zucker und Salz, Schriftrollen, Papiere, Tinten, Holz, Steine, Stoffe, Salben, Parfüme, getrocknete Früchte, ein wenig Trockenfisch, viele Arten von Wurzelgemüse, Ketten, Werkzeuge für die verschiedensten Handwerksberufe, landwirtschaftliches Gerät, etwa Hacken und metallene Pflugschare, dazu Weine und Pagasorten, bunte Vögel und Sklaven. Der wichtigste Exportartikel Schendis sind zweifellos die Gewürze und Felle, während Horn und Hornprodukte ebenfalls eine große Bedeutung haben. Zu den köstlichsten Artikeln, die hier zu haben sind, gehört der Palmwein. Zu den berühmtesten Gütern, die hier umgeschlagen werden, zählen die kleinen geschnitzten Schendi-Saphire. Im allgemeinen sind die Steine dunkelblau, einige funkeln jedoch purpurn und manche interessanterweise sogar weiß oder gelb. Sie werden normalerweise in der Form winziger Panther angeboten, manchmal stößt man aber auch auf andere Tiere, gewöhnlich kleine Landtiere oder Vögel. Selten gibt es die Steine in der Form winziger Kailiauks oder Kailiauk-Zöpfe. Interessanterweise zählen Sklaven nicht zu den wesentlichen Exportartikeln Schendis, trotz der Tatsache, daß der Hafen das Hauptquartier der Liga der Schwarzen Sklavenhändler bildet. Die Sklavenhändler bringen ihre Beute gewöhnlich gleich direkt auf die besten Märkte im Norden und Süden. Am wichtigsten dürften dabei die Jahrmärkte am Sardargebirge sein, besonders der des Monats En'Kara, des wohl besten und ausgedehntesten Ereignisses dieser Art. Damit soll nicht gesagt sein, daß Schendi keine ausgezeichneten Sklavenmärkte besitzt. Immerhin ist es einer der wichtigsten goreanischen Häfen. Die Bevölkerung Schendis dürfte etwa eine Million Menschen zählen, die Mehrzahl davon dunkelhäutig. Schendi ist jedoch ein kosmopolitischer Hafen, so daß hier alle Rassen anzutreffen sind. Zahlreiche wichtige Kaufmanns-Organisationen aus Städten der ganzen Welt haben in Schendi ihre Niederlassungen oder Vertreter. Wegen des lebhaften Umschlags im Hafen befinden sich in der Stadt auch ständig zahlreiche Seeleute auf Landgang, von vielen hundert Schiffen aus allen möglichen fernen Städten. Die Äquatorgewässer rings

um Schendi ermöglichen die Schifffahrt das ganze Jahr hindurch. Hier liegt einer der Gründe für die Bedeutung des Hafens, denn in Schendi gibt es keinen Winter. Da es ein Stück südlich des Äquators liegt, kennt es eine gewisse Trockenperiode, die zu der Zeit eintritt, wenn die südliche Hemisphäre des Planeten Winter hat. Läge Schendi nördlich des Äquators, würde diese Periode in die Zeit des nördlichen Winters fallen. Die Bauern rings um Schendi legen ihre Saat zu Beginn dieser >Trockenzeit< aus. Für jemanden wie mich, der an die nördlichen Längengrade Görs gewöhnt ist, ist die geographische Definition einer Trockenzeit nicht gerade zufriedenstellend, denn es ist im Grund nicht trocken, vielmehr fällt nur weniger Regen. Während der eigentlichen Regenzeit kann es leicht passieren, daß das Saatgut aus dem Boden geschwemmt wird. Übrigens verlegen die Bauern der Äquatorzone ihre Felder ziemlich häufig, da der Boden durch die vielen Jahrhunderte schweren Regens vieler Mineralien und Nährstoffe beraubt ist und daher durch den Anbau schnell geschwächt wird. Entgegen der landläufigen Meinung ist der Boden in tropischen Gebieten im allgemeinen nicht sehr fruchtbar. Eine Dschungelvegetation, die sich an Flüssen oder im Umfeld von Flußsystemen entwickelt, vermag auf Böden zu gedeihen, die Nährgetreide nicht hervorbringen könnten. Auf eine Weise sind die Bauern rings um Schendi eher Gärtner als Bauern. Ist ein Feld erschöpft, rodet der Bauer ein neues Gebiet und beginnt von vorn. Ganze Dörfer ziehen weiter. Diese Unfruchtbarkeit des Bodens ist einer der Hauptgründe, warum sich in der Äquatorzone Görs keine Bevölkerungszentren gebildet haben. Das Land vermag ausgedehnte Dauersiedlungen nicht zu tragen.

»Ruder einholen!« rief Gudi, der als Rudermeister fungierte. Seeleute warfen Männern auf der Pier Taue zu, die um die schweren Poller gelegt wurden. Taurollen, die man über die Reling gehängt hatten, dämpften den Anprall des Schiffes, damit seine Wandung nicht an der Kaimauer beschädigt wurde. Männer suchten ihre Sachen zusammen. Durch eine

Öffnung in der Steuerbordreling wurde der Steg geschoben. Die Pier trug die Nummer acht.

Zwei Sklavenhändler blieben an der Pier stehen und blickten zu den Mädchen empor, die an den Ringen hingen »Wenn ihr die verkaufen wollt, bringt sie zum Markt des Kovu!« rief einer der beiden, ein häßlicher Bursche, der auf der rechten Wange eine tiefe Narbe hatte.

Shoka hob die Hand zum Zeichen, daß er die Worte verstanden hatte.

Zwei Männer vom Tisch des nächsten Pier-Praetors, der für die Kais sechs bis zehn verantwortlich war, ein Schreiber und ein Arzt, betraten das Schiff. Der Schreiber trug eine Akte unter dem Arm. Er würde Ulafis Papiere überprüfen, die Registrierung des Schiffes, die Vereinbarungen hinsichtlich der Hafennutzung, die Unterlagen, die die Fracht betrafen. Der Arzt mußte sich um die Gesundheit von Besatzung und Sklaven kümmern. Vor einigen Jahren war weiter im Norden, in Bazi, die Pest ausgebrochen. Dieser Hafen war von den Kaufleuten daraufhin zwei Jahre lang geschlossen gewesen. In einem Zeitraum von etwa achtzehn Monaten hatte sich die schlimme Krankheit totgelaufen und war nach Süden und Osten ausgewandert. Von dem wirtschaftlichen Rückschlag hatte sich Bazi jedoch bis heute noch nicht erholt. Man konnte es dem Rat der Kaufleute Schendis sicher nicht verübeln, wenn er dieser Stadt ein ähnliches Schicksal ersparen wollte.

Der Schreiber und Ulafi begannen ihre Arbeit. Ich stellte mich zusammen mit den Besatzungsmitgliedern der Untersuchung des Arztes. Er beschränkte sich mehr oder weniger darauf, uns in die Augen und auf die Unterarme zu blicken. Doch unsere Augen waren nicht gelb, und unsere Haut zeigte keine Spuren jener geplatzten Pusteln, die von allen gefürchtet werden.

Zwei weißhäutige Sklavinnen, barfuß, in zerlumpter brauner Kleidung und mit goldenen Ringen in den Ohren, blieben in der Nähe unseres Bugs auf dem Kai stehen. »Wie häßlich ihr seid!« rief eine der beiden zu den Mädchen am Bug empor.



»Bist du jemals am Bug ausgestellt worden?« rief Sasi verächtlich zurück.

Darauf erhielt sie keine Antwort.

Die blonde Barbarin, die an ihrem Ring baumelte, erbebt plötzlich. Sie schien etwas verstanden zu haben, etwas, das einen bisher unbekannten Stolz in ihr weckte.

»Kann sich euer Herr nicht mal anständige Kleidung für euch leisten?« fragte Sasi die Mädchen am Kai verächtlich und blickte mich erfreut an. Ich mußte zugeben, daß sie mit den beiden richtig umgesprungen war.

»Holt die Sklavinnen herein!« sagte der Arzt jetzt und überprüfte schließlich auch die Mädchen, die vor ihm auf dem Deck abgelegt wurden.

Schließlich richtete er sich auf. »Alles in Ordnung«, sagte er. »Das Schiff kann anlegen. Alle dürfen an Land.«

»Ausgezeichnet!« sagte Ulafi.

Der Schreiber hielt die Feststellung des Arztes in seinen Unterlagen fest, eine Eintragung, die von diesem gegengezeichnet wurde.

»Ich wünsche dir viel Glück bei deinen Unternehmungen in Schendi«, sagte Ulafi daraufhin zu mir.

»Ja, vielen Dank, Kapitän!« gab ich zurück. »An dich meinen Dank für eine gute Reise!«

Er nickte. »Vielen Dank auch, daß ich deine hübsche Sklavin mit an den Bug hängen durfte.«

»Keine Ursache«, sagte ich.

»Ich wünsche dir alles Gute.«

»Ich dir auch«, erwiderte ich.

Ich bückte mich über Sasi und nahm ihr die Fesseln ab.

»Die da«, sagte Ulafi zu einem Seemann und deutete auf die blonde Barbarin, »kommt mir in Sirik und Kette an einen Ring auf der Pier. Sie darf uns nicht noch einmal fortlaufen.«

»Jawohl, Kapitän!« sagte der Mann.

Dichtauf gefolgt von Sasi, ging ich zu meinem Seesack und warf ihn mir über die Schulter.

Die blonde Sklavin wurde unterdessen an Land gebracht und angekettet. Nackt und gefesselt blickte sie zu mir auf, als ich das Schiff verließ.

Einen Augenblick lang stand in ihren Augen wieder der seltsame Ausdruck der Erkenntnis. »Nein, nein!« flüsterte sie dann auf Englisch vor sich hin. »Ich bin keine Sklavin.«  
»Wirst du mich in Schendi verkaufen?« fragte mich Sasi.

»Vielleicht - wenn mir danach ist.«

»Ja, Herr«, sagte sie.

Die blonde Barbarin hörte die Worte, reagierte aber nicht darauf. Zitternd blickte sie mich an.

Ja, man würde sie zur Frau machen, im denkbar schönsten Sinn des Wortes, zur Liebessklavin für einen Mann. Ich wandte mich zum Gehen.

»Herr!« rief sie.

Ich drehte mich noch einmal zu ihr um.

»Geh nicht!« flehte sie. »Geh noch nicht! Kauf mich!«

»Er hat doch schon ein Mädchen!« sagte Sasi ärgerlich.

»Sei still!« sagte ich zu Sasi.

»Ja, Herr.«

»Bittest du mich, dich zu kaufen?« fragte ich das blonde Mädchen.

»Ja, Herr«, gab sie zurück.

»Das tut aber nur eine echte Sklavin«, stellte ich fest. In diesen Worten wurde allgemein eine Bestätigung des Sklavendaseins gesehen.

»Ich bin Sklavin«, sagte sie.

»Ja, aber im Grunde deines Herzens verstehst du das noch nicht.«

Sie blickte mich nur an.

»Du hast deinen Kragen noch nicht richtig begriffen«, fuhr ich fort.

»Kauf mich!« sagte sie. »Bring mir bei, den Kragen zu tragen!«

»Du bringst mich in Versuchung, kleine Schlampe!«

Sie neigte sich vor mir.

»Ein anderer wird dich kaufen«, fuhr ich fort und wandte mich ab. »Wir müssen uns eine Unterkunft suchen«, sagte ich zu Sasi.

»Ja, Herr«, sagte das Mädchen.

Ich hörte das andere Mädchen hinter uns bedrückt auf-

schreien. Und obwohl wir uns nicht umdrehten, rief sie auf Englisch: »Ich hasse dich, Herr! Und ich bin keine Sklavin! Ich bin keine Sklavin!«

Ich war durchaus der Meinung, daß das Mädchen ganz nützlich sein würde. Unabsichtlich würde sie mich zu dem Geographen Shaba führen, dem Entdecker des Ngao-Sees und des Ua-Flusses. Ohne es zu wissen, würde sie mich zum Tahari-Ring leiten.

Diesen Ring wollte ich - und vielleicht auch das Blut Shabas, der die Priesterkönige verraten hatte.

-7-

Es gibt in Schendi zahlreiche vorzügliche Sklavenhäuser, insbesondere die des Ushanga, Mkufu, Utajiri, Dhähabu, Fedha, Marashi, Hariri, Kovu und Ngoma. Das Haus des Uchafu zählte allerdings nicht dazu.

Man kann es riskieren, dort ein Topfmädchen und andere unbedeutende Dienstboten zu erstehen. Folglich war es wohl angemessen, daß die blonde Barbarin, ahnungslos und unausgebildet, wie sie war, des Goreanischen kaum mächtig, dorthin verfrachtet wurde. Man konnte kaum damit rechnen, daß sie viel Aufmerksamkeit erwecken würde.-

»Kann ich dem Herrn irgendwie behilflich sein?« fragte Uchafu und humpelte herbei, auf einen knorrigen Stock gestützt.

»Vielleicht später«, sagte ich. »Ich schaue mich nur mal um.«

»Tu das nach Belieben, Herr!« sagte Uchafu. »Du wirst bald feststellen, daß wir hier die besten Sklaven von ganz Schendi anzubieten haben.« Ihm fehlten mehrere Zähne, außerdem war er auf einem Auge blind. Seine Robe war verdreckt und mit Blut und Speiseresten befleckt. In seinem Gurt steckte ein ungeschütztes langes Messer.

Uchafus Markt lag abseits des Kaufmanns-Piers, nahe der Hafeneinfahrt. Ein Fischkanal genannter Wasserlauf führt hier vorbei; im Süden schließt sich ein großer Markt an, auf

dem Flußfische für den Verzehr in Schendi verkauft werden. Die Waren werden mittels kleinerer Flußboote aus den Fischerdörfern des Nyoka herbeigebracht und über den Kanal zum Markt geschafft. In der näheren Umgebung befinden sich außerdem etliche kleinere Läden.

»Kauf mich!« sagte ein Mädchen, an dem ich vorbeikam. Es hatte braune Haut und hübsche Beine.

Meiner Schätzung nach befanden sich hier nur etwa zweihundertundfünfzig Mädchen im Angebot. Uchafu hatte kein volles Lager. Seine Geschäfte erledigte er meistens selbst, wurde aber von vier jüngeren Männern unterstützt, von denen einer sein Bruder war. Obwohl er kein volles Lager hatte, drängte er seine Mädchen zusammen und ließ etliche der palmwedelgedeckten niedrigen Unterkünfte leer, besonders die an der Außenwand.

Die meisten Mädchen waren dunkelhäutig, wie man es in dieser Gegend erwarten mußte; ich sah aber zehn bis fünfzehn weiße Mädchen und zwei, die offensichtlich orientalischer Herkunft oder sonstwie Mischlinge waren.

»Herr!« sagte ein rothaariges Mädchen und hob schüchtern die Hand. Sie wagte es nicht, mich zu berühren. Ich blickte sie an, und sie wich furchtsam zurück.

Ein Stück weiter ging ich neben einem blonden Mädchen in die Hocke, das dicke Fußgelenke hatte. Sie trug noch den Kragen ihres früheren Besitzers, auf den Uchafu mit grobem Werkzeug sein Zeichen hatte meißeln lassen. Ich mußte lächeln. In diesem Sklavenmarkt wurden sogar Kragen aus zweiter Hand verwendet. Die Kurii waren sehr geschickt. In einem solchen Handelshaus würde niemand ein wertvolles Mädchen vermuten.

»Gefällt sie dir?« fragte Uchafu, der mich eingeholt hatte. Er ließ mich nicht aus den Augen.

»Hast du noch mehr von dieser Sorte?« fragte ich. »Ich meine blonde Sklavinnen.«

»Ja«, entgegnete er, musterte mich jedoch mit einem Blick, der nicht mehr ganz so unbefangen war.

Ich schaute in die Runde. »Du hast hier viele leere Gehege«, stellte ich fest. »Warum bringst du die Mädchen so

gedrängt unter? Wäre es nicht besser, sie getrennt vorzustellen? Dann kommen sie doch bestimmt auch besser zur Wirkung.«

»So kann man sie aber besser füttern und säubern«, antwortete er. »Außerdem erwarte ich noch in diesem Monat neue Ware und brauche den Platz dann.«

»Du scheinst gar keine männlichen Sklaven zu haben«, bemerkte ich.

»Die sind in Schendi im Augenblick sehr selten«, sagte er.

»Bila Huruma, Ubar des Ushindi-Sees, setzt sie für die Arbeit an seinem großen Kanal ein.«

»Man hat mir erzählt, er will den Ushindi-See mit dem Ngao-See verbinden«, sagte ich.

»Ein verrücktes Projekt«, sagte Uchafu. »Aber was kann man von Barbaren aus dem Landesinnern anderes erwarten?«

»Ein solcher Kanal würde den Ua zum Meer hin öffnen«, sagte ich.

»Wenn alles klappt«, meinte Uchafu. »Aber der Kanal wird nie fertiggestellt. Tausende von Männern haben bereits ihr Leben gelassen. Sie sterben an der Hitze, sie werden von feindlich gesonnenen Eingeborenenstämmen getötet oder von Insekten vernichtet. Tharlarion verschlingen sie. Ein verrücktes, hoffnungsloses Unterfangen, sehr teuer - an Geld wie an sinnlos verschwendeten Menschenleben.«

»Es muß schwer sein, so viele männliche Sklaven zusammenzuholen«, sagte ich.

»Die meisten Arbeiter am Kanal sind keine Sklaven«, antwortete Uchafu. »Bei vielen handelt es sich um Verbrecher oder säumige Schuldner, ganz einfache Männer, zum Dienst gezwungen, die Opfer von Arbeitsauflagen, die den Dörfern aufgezwungen wurden. In diesem Jahr hat Bila Huruma seine Forderungen sogar gegenüber Schendi erhoben. Die Stadt mußte ihm eine bestimmte Anzahl Männer stellen.«

»Man hat sich natürlich geweigert«, sagte ich.

»Wir haben unsere Abwehr gestärkt«, sagte Uchafu, »insbesondere die Palisadenmauern, die Schendi gegen das

Landesinnere hin sichern - andererseits dürfen wir uns keinen Selbsttäuschungen hingeben. Jene Mauern wurden errichtet, um Tiere und Räuberbanden abzuhalten - nicht eine Armee aus vielen tausend Männern. Wir sind keine bewehrte Stadt, keine Festung, keine Landmacht. Wir haben nicht einmal eine Marine. Wir sind nichts anderes als ein Handelshafen.«

»Trotzdem habt ihr euch Bila Hurumas Forderungen natürlich widersetzt«, sagte ich.

»Wenn er wollte, könnte er in Schendi einfallen und es niederbrennen.«

»Barbaren aus dem Landesinnern?« fragte ich.

»Bila Huruma gebietet über eine Armee, die gut organisiert, gut ausgebildet und sehr tüchtig ist«, sagte Uchafu.

»Er leitet ein Ubarat mit vielen Distrikten und Gouverneuren, mit Gerichtshöfen, Spionen und Boten aller Art.«

»Ich wußte gar nicht, daß es hier im Süden ein Reich von solcher Macht und Ausprägung gibt«, sagte ich.

»Es ist ein großes Ubarat«, erwiderte Uchafu. »Allerdings weiß man nicht viel darüber, weil es eben im Landesinnern liegt.«

Ich schwieg.

»Schendi«, fuhr er fort, »ist wie eine Blume zu Füßen eines Kailiauk.«

»Man hat ihm also Männer geschickt?« fragte ich.

»Ja«, sagte Uchafu.

»Das tut mir leid«, bemerkte ich.

Uchafu zuckte die Achseln. »Belaste dich nicht mit unseren Sorgen!« sagte er. »Du bist nicht aus Schendi.« Er drehte sich um. »Hast du die Rothaarige gesehen?«

»Ja«, sagte ich und sah mich um. »Da drüben aber ist eine Blonde«, bemerkte ich und deutete auf das Mädchen, das eine Augenbinde trug. Sie kniete wie die anderen Mädchen im Schlamm. Sie war so gefesselt, daß sie die Kapuze, die ihr die Sicht versperrte, nicht anfassen konnte.

»Ich will dir die beiden hier zeigen«, sagte Uchafu und führte mich von dem blonden Mädchen fort.

Nachdem ich die blonde Barbarin auf der Pier zurückge-

lassen hatte, waren wir losgezogen und hatten uns in der Schindi-Höhle eine Unterkunft gesucht, einer Taverne unweit von Pier zehn. Die Zimmer waren klein, doch ausreichend, die Einrichtung bestand aus einer Matratze auf dem Boden, einer Schiffstruhe an der Wand, einem niedrigen Tisch, einer Tharlarionöllampe, einer Schale und einem Wasserkrug. Am Fuß der Matratze war ein Sklavenring in den Boden eingelassen. Ich machte Sasi daran fest, verließ das Zimmer, verschloß die Tür, verstaute den Schlüssel in meinem Beutel und kehrte unauffällig in die Nähe von Pier acht zurück, wo die Schendi-Palme entladen wurde. Ich mußte nicht lange warten. Nach kurzer Zeit war Uchafu aufgetaucht und mit Ulafi zusammengetroffen. Die Transaktion dauerte nicht lange - dann gehörte das blonde Mädchen ihm. Shoka löste den Schiffskragen von ihrem Hals, woraufhin Uchafu ihr seinen Kragen und die Gesichtsmaske anlegte und sie anschließend hinter sich her zerrte. Ich war den beiden gefolgt. Es ergab sich, daß Uchafu nicht auf direktem Weg in seinen Markt zurückgekehrt war, aber selbst wenn das Mädchen die Straßen Schendis gekannt hätte, wäre es ihr in ihrer Verwirrung wohl nicht möglich gewesen zu bestimmen, wo sie sich befand.

»Hübsch sind diese beiden«, sagte Uchafu und deutete auf zwei Blondinen. »Es handelt sich um Schwestern aus Asperiche. Du kannst sie zusammen oder getrennt kaufen, wie es dir beliebt.«

Die blonde Barbarin trug noch immer die Kapuze, die Uchafu ihr an Pier acht umgelegt hatte, und wußte bestimmt nicht, wo sie sich befand. Wegen der Preise, um die es hier ging, ahnte Uchafu natürlich, daß ihr eine gewisse Bedeutung zukam. Andererseits nahm ich nicht an, daß er wußte, worum es dabei im einzelnen ging. Auch Ulafi war in dieser Beziehung ahnungslos gewesen, davon war ich überzeugt.

»Was hältst du von den beiden?« fragte Uchafu.

Aber ich hatte kehrtemacht und schritt bereits wieder auf die blonde Barbarin zu. Uchafu eilte mir nach und faßte mich am Ärmel.

»Nein«, sagte er. »Sie nicht!«

»Warum nicht?« fragte ich und spielte den Verwirrten.

»Sie ist bereits verkauft.«

»Wieviel hast du für sie bekommen?« wollte ich wissen.

»Fünfzehn Kupfer-Tarsk«, antwortete er. Dieser Preis war für ein solches Mädchen und seine Art von Geschäft ein wenig hoch angesetzt. Vermutlich wollte er mich damit abschrecken. »Ich gebe dir sechzehn«, sagte ich.

Uchafu zog ein ärgerliches Gesicht. Ich bezwang mich, um nicht zu lächeln. Ich wußte, er hatte das Mädchen noch nicht verkauft, denn sie befand sich noch an seiner Kette. Er wartete auf seinen Käufer. Außerdem wußte ich von Ulafi, daß er zwei Silber-Tarsk für sie bezahlt hatte. Zweifellos sollte er von dem erwarteten Käufer drei oder vier Silber-Tarsk bekommen. Dann aber lächelte er und zuckte die Achseln. »Ach, wie schade!« sagte er. »Ich hätte sechzehn für sie bekommen können und habe sie für fünfzehn verkauft. Schade! Aber ich kann mein Wort nicht einfach in den Wind schlagen, denn ich habe als Kaufmann einen guten Ruf zu verlieren. So gern ich dir das Mädchen für sechzehn Tarsk lassen würde, muß ich sie doch für fünfzehn an einen Käufer geben, der schon mit mir abgeschlossen hat.«

»Ich hatte nicht angenommen, daß Ehrlichkeit im Geschäftsleben ein solches Hindernis sein kann«, bemerkte ich.

»Ach ja!« klagte er.

»Aber vielleicht ist dir dein guter Ruf ja auch einmal von Vorteil«, sagte ich.

»Das hoffe ich doch«, erwiderte er.

»Du bist einer der ehrlichsten Sklavenhändler, die mir je begegnet sind«, sagte ich. »Ich wünsche dir alles Gute.«

»Ich dir auch.«

Ich verließ seinen Markt. Erst da schien ihm aufzugehen, daß ich ja gar kein Mädchen gekauft hatte.

»Ende der Woche haben wir neue Mädchen!« rief er mir nach. »Dann solltest du doch noch einmal vorbeischauen!« Ich winkte ihm zu.



»Schneller! Schneller, du ungeschickte Sklavin!« rief der narbige, bucklige, kleine Mann, der das rechte Bein nachzog. Er trug eine schmutzige Tunika, darüber eine lange braune Aba, die ziemlich zerlumpt aussah. Ein braunes Tuch hatte er sich turbanartig um den Kopf gewunden. Er schien wütend zu sein.

»Beeilung!« rief er.

»Oh!« klagte sie schluchzend unter ihrer Gesichtsmaske, die ihr keinen Ausblick ließ. »Bitte schlag mich nicht immer! Ich beeile mich ja.«

Ich folgte den beiden in unauffälliger Entfernung. Mit Hilfe eines Fernglases der Häuserbauer hatte ich ihren Verkauf beobachtet; dabei hatte ich auf einem Dach gestanden, das sich in der Nähe von Uchafus Markt befand. Anschließend hatte ich das Glas zusammengeschoben und wieder in den Beutel gesteckt. Deutlich war zu sehen gewesen, wie Silbermünzen den Besitzer wechselten. Allerdings wußte ich nicht genau, wie viele Stücke überreicht worden waren, da der Erwerber mir den Rücken zugewandt hatte.

»Schnell!« rief er.

Er war wie ein Bettler gekleidet; doch ich glaubte nicht, daß er diesem Berufsstand angehörte - ganz abgesehen davon, daß Bettler keine Sklavinnen kaufen, zumindest nicht offen.

Ich war überzeugt, daß der Mann ein Agent der Kurii war. Wieder schlug er zu, und wieder geriet sie ins Stolpern. Noch immer trug sie die Maske, die den oberen Teil ihres Kopfes ganz verhüllte. Von Uchafus Markt hatte sie nichts mitbekommen und wußte auch nicht, wohin sie jetzt getrieben wurde. Von Schendi hatte sie bisher nur Hafen und Kaianlagen gesehen.

»Tempo!« forderte der Bucklige erneut.

»Wohin soll ich denn?« jammerte das Mädchen verwirrt. Grob griff er zu und zerrte sie am linken Arm die Straße entlang.

Von Zeit zu Zeit blickte ich mich um, sah aber nichts

Ungewöhnliches. Außer den üblichen Anwohnern solcher Straßen und Passanten fiel mir nichts auf. Heute trug ich die Kleidung der Lederarbeiter.

»Hier hinein, wertlose Sklavin!« sagte der Mann, packte das Mädchen am Arm und schob sie durch den Eingang einer Paga-Taverne, die den Namen Goldener Kailiauk trug. Er führte sie an die Wand gegenüber der Haupttür, unweit eines kleinen Nebeneingangs.

»Leg dich hierher!« befahl er.

Gehorsam ließ sie sich auf dem Holzboden nieder.

»Auf die Seite!« sagte er. »Zieh die Knie an!«

Zusammengekrümmt lag sie vor ihm. <

Er warf seine braune Aba über sie, die das Mädchen völlig verdeckte, und humpelte anschließend durch die kleine Seitentür davon.

»Hat der Herr Wünsche?« fragte ein schwarzes Pagamädchen und kniete vor mir nieder.

»Paga«, sagte ich zu ihr. Sie richtete sich auf und ging zur großen Tonne hinter dem Tresen. Ich ließ mich im Schneidersitz hinter einem niedrigen Tisch nieder, von dem aus ich das verdeckt auf dem Boden liegende Mädchen sehen konnte.

Langsam trank ich von meinem Paga und schlug die Zeit tot.

Aber niemand schien das Mädchen abholen zu wollen.

In mir regte sich die Sorge, daß hier irgendwo ein Fehler vorlag. Was war, wenn sich Ulafi hinsichtlich des Mädchens geirrt hatte? Wenn nun der Bettler das Mädchen für den Tavernenwirt erstanden hatte? Was sollte werden, wenn sie lediglich hier abgeliefert wurde, um als Pagamädchen ausgebildet zu werden? Ich schaute in die Runde. Im Lokal gab es nur noch ein anderes weißhäutiges Mädchen, eine dunkelhaarige Schönheit, die gelbe Vergnügungsseide trug. Vielleicht wollte sich der Wirt ein zweites weißes Mädchen zulegen, um seinen Gästen eine größere Abwechslung zu bieten.

Ich blickte auf das blonde Mädchen, das unter der Aba lag. Sie wagte es nicht, sich zu bewegen.

Aber nein - ich hatte doch selbst gesehen, daß mit Silbermünzen für sie bezahlt worden war.

Ein Irrtum war ausgeschlossen.

Ich mußte warten.

Ich bestellte einen zweiten Becher mit Paga. Um mir die Zeit zu vertreiben, spielte ich mit einem anderen Gast eine Runde Kaissa, die einige Zeit in Anspruch nahm und auch ein wenig Konzentration erforderte.

Wieder schaute ich auf das Mädchen unter der Aba. Ein- oder zweimal mußte ich blinzeln. Meine Augen fühlten sich irgendwie seltsam an, als sei Sand hineingeraten. An den Unterarmen und am Bauch verspürte ich ein leichtes Jucken. Ich kratzte.

»Herr?« fragte eines der Mädchen, eine Schwarze mit hohen Wangenknochen.

»Noch mehr Paga!« bestellte ich.

Eine Ahn später trafen Musiker ein, die kurze Zeit darauf zu spielen begannen. Die Taverne hatte sich gefüllt. Mein Oberschenkel juckte. Ich kratzte darauf herum.

Unterdessen beobachtete ich das weiße Mädchen mit den dunklen Haaren, die drüben auf der anderen Seite Gäste bediente. Sie hatte hübsche Beine.

Ein Flötentusch, begleitet von einem Trommelwirbel, lenkte meine Aufmerksamkeit auf das Sandviereck neben den Musikern.

Ich beobachtete die Tänzerin, ein hübsch gebautes dunkelhäutiges Mädchen, das gelbe Perlenschnüre wirbeln ließ.

Sie war sehr geschickt. Aus der Art und Weise, wie sie Hände und Perlen bewegte, schloß ich, daß die auf landa ausgebildet worden war, einer Handelsinsel nördlich von Anango.

Als sie abtrat, blickte ich mich um. Sofort fiel mir auf, daß das weiße Mädchen nicht mehr im Raum war.

Meine Stimmung verschlechterte sich. Außerdem begann der Alkohol seine Wirkung zu tun. Es wollte mir scheinen, daß man die blonde Barbarin längst hätte abholen müssen. Wieder blickte ich zur Aba hinüber, die vor der Wand lag.

Deutlich waren die anmutigen Rundungen des Mädchens auszumachen.

Plötzlich brüllte ich aufgebracht los und stürzte den kleinen Tisch um, hinter dem ich saß. Mit zwei Schritten hatte ich die Aba erreicht und riß sie hoch.

»Herr!« rief das Mädchen, das darunter lag, und blickte mich erschrocken an.

Es war nicht die blonde Barbarin. Es war das dunkelhaarige weiße Mädchen, das zuvor Paga serviert hatte.

Am Haar zerrte ich sie hoch. »Wo ist das andere Mädchen?« fragte ich. »Wo?«

»Was geht hier vor?« fragte der Wirt, der vor einiger Zeit eingetroffen war und jetzt hinter der Theke stand und Paga ausschenkte.

Ein Pagahelfer eilte auf mich zu, blieb aber stehen, als er meinen Blick bemerkte. Mehrere Männer waren aufgesprungen. Die Musiker hatten zu spielen aufgehört.

»Wo ist das Mädchen, das sich unter dieser Aba befand?« fragte ich. »Wo?«

»Was für ein Mädchen war denn das?« erkundigte sich der Tavernenwirt. »Wem hat sie gehört?«

»Sie wurde von Kungumi gebracht, während du fort warst«, sagte eines der schwarzen Mädchen.

»Ich hatte doch angeordnet, daß er das Lokal nicht mehr betreten darf«, sagte der Mann.

»Du warst nicht hier!« jammerte das Mädchen. »Wir hatten Angst, einen freien Mann abzuweisen.«

»Wo warst du?« wandte sich der Wirt an seinen Helfer.

»In der Küche«, antwortete er. »Ich wußte nicht, daß Kungumi sie gebracht hatte.«

Zornig stieß ich das Mädchen von mir fort.

»Wer hat sie gehen sehen - und in wessen Begleitung war sie?« fragte ich.

Männer musterten sich.

»Wie bist du unter die Aba gekommen?« fragte ich das Mädchen, das ich zur Seite geschleudert hatte.

»Ein Mann hat mir befohlen, drunterzukriechen«,

antwortete sie. »Ich habe ihn nicht gesehen! Er sagte, ich dürfe mich nicht umschauen!«

»Du lügst!« beschuldigte ich sie.

»Sei gnädig, Herr!« bat sie. »Ich bin nur eine Sklavin.«

Der Helfer des Pagawirtes, der mir am nächsten stand, musterte mich eindringlich. Ich wußte nicht, was er an mir so interessant fand. Unsicher trat er einen Schritt zurück.

Das verstand ich nicht, denn ich hatte ihn nicht bedroht.

»Einen Silber-Tarsk für den Mann, der das Mädchen für mich aufspürt«, sagte ich.

Die schwarzen Mädchen blickten sich an. »Sie war doch nur ein Topfmädchen!« sagte eine der Sklavinnen.

»Einen Silber-Tarsk«, wiederholte ich mein Angebot, »erhält der, der die Sklavin für mich wiederfindet.«

»Seht euch seine Augen an!« sagte der Helfer des Wirtes und wich einen weiteren Schritt zurück.

Sie konnte noch nicht lange fort sein. Ich mußte sie in den Straßen suchen.

Plötzlich hob die Tänzerin die Hände vor das Gesicht und schrie los. Sie deutete auf mich.

»Die Pest!« rief sie. »Die Pest!«

Der Pagahelfer machte unsicher kehrt und ergriff die Flucht. »Die Pest!« schrie er. Die ersten Männer stürzten aus dem Lokal. Allein blieb ich an der Wand zurück. Tische waren umgeworfen worden, Paga strömte über den Boden. Plötzlich war es sehr still in der Taverne. Sogar die Pagamädchen waren geflohen.

Draußen auf der Straße gellten Rufe und Geschrei auf.

»Ruft die Wachen!« hörte ich jemanden fordern.

»Tötet ihn!« rief ein anderer. »Tötet ihn!«

Ich trat vor einen Spiegel. Mit der Zunge fuhr ich mir über die Lippen, die mir irgendwie trocken vorkamen. Das Weiße meiner Augen war eindeutig gelb geworden. Ich rollte den Ärmel meiner Tunika hoch und entdeckte am Unterarm etliche aufgeplatzte Furunkel.

»Herr!« rief Sasi.

»Keine Angst!« sagte ich. »Ich bin nicht krank. Trotzdem müssen wir schleunigst fort von hier.«

»Dein Gesicht ist entstellt!« sagte sie.

»Das geht vorüber«, sagte ich. Ich öffnete ihre Armfesseln und schob sie in meinen Beutel.

»Ich habe Angst, daß man mich hierher verfolgt«, fuhr ich fort. »Wir müssen die Unterkunft wechseln.«

Ich hatte die Paga-Taverne durch einen Hinterausgang verlassen und mich sofort auf ein niedriges Dach geschwungen, von wo ich auf ein höhergelegenes Dach kletterte. Über mehrere Häuser war ich gewandert, bis ich einen günstigen, abgelegenen Abstieg finden konnte. Anschließend war ich, in die Aba gehüllt, die zuvor Kungmi gehört hatte, durch die Straßen zur Schendi-Höhle geeilt. Überall in der Stadt erklangen die Alarmstangen. »Pest!« brüllte man in den Straßen.

»Bist du nicht krank, Herr?« fragte Sasi.

»Ich glaube es nicht«, antwortete ich.

Ich wußte genau, daß ich mich in keinem Pestgebiet aufgehalten hatte. Die Bazi-Pest hatte sich vor vielen Jahren totgelaufen. Meines Wissens waren seit Monaten keine neue Fälle mehr gemeldet worden. Und was am wichtigsten war - ich fühlte mich nicht krank. Ich war leicht betrunken und vom Paga erhitzt, doch ich nahm nicht an, daß ich Fieber hatte. Puls, Herzschlag und Atmung schienen normal zu sein. Ich hatte keine Mühe, Luft zu holen. Mir war weder schwindlig noch übel, meine Augen vermittelten mir ein klares Bild. Die größte Unannehmlichkeit waren eine gewisse Augenreizung und ein unangenehmes Jucken auf der Haut. Am liebsten hätte ich sie mir mit den Fingernägeln abgerissen.

»Gehörst du der Kaste der Metallarbeiter oder der der Lederarbeiter an?« fragte sie.

»Darum wollen wir uns im Augenblick nicht scheren«, sagte ich und schnürte meinen Seesack. Dann sah ich mich

im Zimmer um. Abgesehen von Sasi trug ich meine gesamte Habe am Leib oder in meinem Seesack.

»Ein Mädchen weiß eben gern die Kaste ihres Herrn«, sagte sie.

»Wir müssen los!« drängte ich.

»Vielleicht bist du Kaufmann«, sagte sie.

»Möchtest du gern ausgepeitscht werden?« fragte ich sie.

»Ganz und gar nicht«, erwiderte sie.

»Beeilen wir uns!«

»Du hättest doch jetzt auch gar keine Zeit, mich auszupeitschen, oder?«

»Nein«, sagte ich.

»Das dachte ich mir gleich. Bauer scheinst du mir aber auch nicht zu sein.«

»Ich könnte mir das Auspeitschen natürlich für später vornehmen«, sagte ich.

»Das stimmt. Vielleicht sollte ich den Mund halten.«

»Du bist sehr einsichtig«, sagte ich.

»Vielen Dank, Herr!« erwiderte sie.

»Wenn ich gefangen werde, und wenn man annimmt, daß ich die Pest habe«, sagte ich, »wird man dich zweifellos noch vor mir vernichten.«

»Dann wollen wir uns beeilen«, sagte sie.

Wir verließen das Zimmer.

»Du hast kräftige Hände«, fuhr sie fort. »Gehörst du der Kaste der Töpfer an?«

»Nein«, sagte ich. »Jetzt aber still!«

»Ja, Herr.«

-10-

Der blinde Mann richtete seine blicklosen weißen Augen auf mich und streckte die dünne schwarze Hand aus, die wie eine Klaue aussah.

Ich legte eine Kupfermünze hinein.

»Du bist Kipofu?« fragte ich dabei.

Der ersten Münze ließ ich eine zweite folgen. Die beiden

winzigen Geldstücke legte er in eine kleine Kupferschale, die vor ihm stand. Mit untergeschlagenen Beinen saß er auf einem flachen rechteckigen Stein, der etwa einen Fuß hoch war und sich am Westende des großen Utukufu-Platzes befand, des Ruhm-Platzes. Er war der Ubar der Bettler in Schendi.

»Ich bin Kipofu«, antwortete er.

»Es heißt«, sagte ich, »daß es in Schendi nur wenig gibt, was du nicht siehst, obwohl du blind bist.«

Er lächelte. Mit dem Daumen rieb er sich über die Nase.

»Ich hätte gern eine Information«, fuhr ich fort.

»Ich bin nur ein armer Blinder«, antwortete er und breitete entschuldigend die Hände aus.

»In Schendi passiert nur wenig, das deiner Aufmerksamkeit entgeht«, sagte ich. ;

»Auskunft kann teuer sein«, meinte er.

»Ich kann bezahlen«, sagte ich. »Und zwar gut.«

»Was willst du wissen?« fragte er.

Er trug bräunliche Lumpen und hatte sich zum Schutz vor der Sonne ein braunes Tuch um den Kopf gebunden.

Seine Arme und Beine waren schmutzverkrustet. Neben einem seiner Knie lag die Schale einer Larmafrucht. Er war blind, halb nackt, verdreckt - doch ich wußte, er war der Ubar der Bettler von Schendi. Sie hatten ihn zum Herrscher erwählt. Es wurde behauptet, der Grund sei darin zu sehen, daß nur er blind sei und nicht sehen könne, wie widerlich seine Untergebenen waren. Vor ihm mochten die Entstellten und Krüppel sich als Menschen behaupten, als Untergebene vor ihrem Herrn; hier hatten sie die Chance, objektiv angehört zu werden und eine leidenschaftslose, ehrliche Entscheidung zu hören, ohne die Verachtung oder die herablassende Großmut eines Mannes, der sich den anderen überlegen sah. Doch wenn in diesem Gerücht eine gewisse Wahrheit lag, so ging es hier doch um mehr. Kipofu war zwar in mancher Hinsicht ein gieriger und kleinkrämerisch denkender Mann, doch zugleich besaß er in der Tat etwas von einem Herrscher. Er war ein sehr intelligenter Mann, der nicht nur schlau, sondern gelegentlich auch weise zu



entscheiden vermochte. Er war ein Mann des eisernen Willens, der entschlossen handelte. Er war es, der die Bettler Schendis zu einer wirksamen Organisation zusammengeführt hatte, der die Mitgliederzahl regulierte und die Territorien gegeneinander abgrenzte. Heute konnte niemand ohne seine Erlaubnis in Schendi betteln, und niemand durfte in das Gebiet eines anderen eindringen. Jeder zahlte wöchentlich seine Steuer an Kipofu, den unvermeidlichen Preis für eine ordentliche Regierung. Diese Steuern, von denen zweifellos viel in Kipofus Taschen wanderte (denn jeder Monarch läßt sich für die Lasten seines Amtes bezahlen), dienten aber auch dazu, den Regierten Vorteile und Absicherung zu verschaffen. Kein Bettler in Schendi war ohne Unterkunft, niemand brauchte zu hungern. Im System kümmerte sich jeder um den anderen. Es hieß, daß gewisse Mitglieder des Kaufmannsrats Kipofu gelegentlich ins Vertrauen zogen. Eine Folge eines solcherart geregelten Bettlertums bestand in der Tatsache, daß es in Schendi gar nicht viele Bettler gab. Je weniger einer Stadt auf der Tasche lagen, desto mehr gab es für jeden zu finden - soviel war klar. Unerwünschten Bettlern blieb die Wahl, sich die Fahrt in eine andere Stadt bezahlen zu lassen oder ihre schlichte Laufbahn im Hafenbecken zu beenden.

»Ich brauche Informationen über einen Mann, der wie ein Bettler aussah«, sagte ich. »Er nannte sich Kungumi.«

»Bezahle!« forderte Kipofu.

Ich legte ihm einen weiteren Tarsk in die Hand.

»Mehr!« sagte Kipofu.

Ich kam der Aufforderung nach.

»Es gibt in Schendi keinen Bettler, der sich Kungumi nennt«, antwortete er.

»Gestatte mir, dir den Mann zu beschreiben«, sagte ich.

»Was soll ich damit anfangen?« fragte er.

Ich zog einen Silber-Tarsk aus der Tasche.

Kipofu war durch seine Organisation bestimmt der bestinformierte Mann in der Stadt. Er hockte wie eine schlaue Spinne im Netz, Mittelpunkt eines Informationsgewebes, um das ihn mancher Ubar beneidet hätte. Es gab nur wenige

Umwälzungen in Schendi, die nicht früher oder später Kipofu gemeldet wurden.

»Dies ist ein Silber-Tarsk«, sagte ich und drückte ihm die Münze in die Hand.

»Ah«, sagte er, wog das Geldstück in der Hand und prüfte seine Dicke. Mit dem Finger fuhr er am Rand entlang, um sich zu vergewissern, daß es nicht geglättet worden war. Er klopfte damit auf seinen Sitzstein. Und obwohl es sich nicht um Gold handelte, steckte er die Münze in den Mund, berührte sie mit der Zunge und biß sogar darauf, um die Festigkeit des Metalls zu prüfen.

»Dieses Geld kommt aus Port Kar«, sagte er dann. Auf beiden Seiten war er mit dem Daumen über die Münze gefahren und hatte natürlich die Initialen erspürt.

»Dieser Mann«, fuhr ich fort, »ist klein und hat einen Buckel. Seine linke Wange ist von einer Narbe entstellt. Er zieht das rechte Bein nach.«

Kipofu wurde plötzlich bleich und erstarrte. Er hob den Kopf und schien ins Leere zu lauschen.

Ich sah mich um. Niemand befand sich in unserer Nähe.

»Es ist niemand hier«, sagte ich. Ich zweifelte nicht daran, daß Kipofu, der angeblich vorzügliche Sinnesgaben besaß, im Umkreis von zwanzig Fuß einen Menschen atmen zu hören vermochte, obwohl wir uns hier auf dem belebten Platz befanden. Ich begann mir Gedanken über den Mann zu machen, dessen bloße Erwähnung bei Kipofu eine solche Reaktion hervorrief.

»Sein Rücken ist bucklig und dann auch wieder nicht«, sagte Kipofu. »Sein Rücken ist gekrümmt und nicht. Sein Gesicht ist vernarbt und auch wieder nicht. Sein Bein ist verkrüppelt und wieder nicht.«

»Weißt du, wer der Mann ist?« fragte ich ihn.

»Forsch nicht nach ihm!« sagte Kipofu. »Vergiß ihn! Flieh!«

»Wer ist er?« fragte ich.

Kipofu hielt mir die Münze wieder hin. »Nimm deinen Tarsk!« sagte er.

»Ich möchte es wissen«, sagte ich entschlossen.

Plötzlich hob Kipofu die Hand. »Hör doch!« sagte er.

»Hör genau hin!«

Ich lauschte.

»Es ist jemand hier«, sagte er.

Ich blickte mich um. »Nein«, sagte ich, »es ist niemand hier.

»Dort!« sagte Kipofu und hob die Hand. »Dort!«

Aber an der Stelle, auf die er deutete, sah ich nichts. »Dort ist nichts zu sehen«, sagte ich.

Ich dachte mir, daß er vielleicht den Verstand verloren hätte. Aber ich schritt in die Richtung, die er mir angezeigt hatte. Nichts lief mir über den Weg. Plötzlich ging mir auf, was er gemeint haben könnte, und meine Nackenhaare sträubten sich.

»Es ist fort«, sagte Kipofu.

Ich kehrte zum Stein des Ubars der Bettler zurück. Er war sichtlich mitgenommen.

»Geh fort!« sagte er.

»Ich muß wissen, wer der Mann ist«, erwiderte ich.

»Geh!« verlangte Kipofu. »Nimm deinen Tarsk zurück!«

Er hielt mir die Münze hin.

»Was weißt du über den Goldenen Kailiauk!« Ich ließ nicht locker.

»Eine Paga-Taverne«, sagte er.

»Was weißt du über ein weißhäutiges Sklavenmädchen, das dort arbeitet?« fragte ich.

»Pembe, dem das Lokal gehört, hat seit Monaten kein weißes Mädchen mehr beschäftigt.«

»Ah!« sagte ich.

»Nimm deinen Tarsk zurück!« forderte Kipofu.

»Behalt ihn!« sagte ich. »Du hast mir vieles erzählt, was ich wissen wollte.«

Dann machte ich kehrt und ließ Kipofu, den ungewöhnlichen Ubar der Bettler Schendis, allein zurück.

Das Mädchen stand vor der dicken Holztür in der dunklen Straße und klopfte energisch viermal, gefolgt von einer Pause, ehe sie noch zweimal anschlug. Neben der Tür brannte eine winzige Tharlarionöllampe. Ich vermochte ihr dunkles Haar und die hohen Wangenknochen auszumachen. Das flackernde gelbe Licht spiegelte sich auf dem Stahlkragen unter ihrem Haar. Sie trug eine ärmellose braune Sklaventunika, die für ein Tavernenmädchen ziemlich zurückhaltend war.

Sie wiederholte das Klopfen im gleichen Rhythmus.

Sie ging barfuß. In der Hand hatte sie ein kleines Stück gelbe Seide zusammengeknüllt - die Uniform, die sie in Pembes Taverne angehabt hatte.

Sie sah nicht übel aus. Ihr dunkelbraunes Haar fiel schulterlang herab.

Schon gestern abend im Goldenen Kailiauk hatte ich festgestellt, daß sie mit einem barbarischen Akzent sprach. Irgendein Unterton hatte mich zu der Auffassung gebracht, daß sie die englische Sprache beherrschen mochte.

Ich bezweifelte nicht, daß sie mit dem Mann zusammenarbeitete, der sich Kungumi nannte. Sie hatte die Haltung des blonden Mädchens unter der Aba genau nachgeahmt. Sie hatte sich zwar als unschuldig ausgegeben, doch hatten Gesicht und Körper sie Lügen gestraft. Kipofu hatte mir offenbart, daß sie nicht Pembe gehörte, dem Besitzer des Goldenen Kailiauk. Zweifellos hatte sie gegen eine Gebühr in seinem Lokal bedienen dürfen - wenn sie Sklavin war, mochte dieser Betrag von ihrem Herrn aufgebracht worden sein. Manchmal treffen Herren solche Dispositionen für ihre Mädchen. Es ist billiger, als für sie Unterkunft in irgendeinem öffentlichen Gehege zu mieten. Pembe würde an solchem Vorgehen nichts Ungewöhnliches finden.

Ich hielt mich im Schatten. In der Tür öffnete sich ein kleines Fenster und wurde wieder geschlossen. Gleich darauf ging die Tür auf.

Im Licht machte ich kurz das vernarbte Gesicht und den

krummen Rücken aus - es war der Mann, der sich Kungumi nannte. Er blickte links und rechts, sah mich aber nicht, da ich in der Deckung der Schatten verharrte. Das Mädchen schob sich an ihm vorbei, und er schloß die Tür wieder. Ich blickte mich um und überquerte sodann die schmale Straße. Die verschlossenen Fenster unterzog ich einer genauen Prüfung. Zwischen den Brettern schimmerten Lichtstreifen.

Drinnen, unweit der Tür, standen das Mädchen und der Mann. Der Vorraum war schlecht beleuchtet.

»Ist er schon da?« fragte das Mädchen.

»Ja«, antwortete der Mann, »er wartet drinnen.«

»Gut«, sagte sie.

»Wir wollen nur hoffen«, fuhr der Mann fort, »daß du heute abend erfolgreicher bist als gestern.«

»Wenn sie nichts weiß, kann ich aus ihr auch nichts herausholen«, fauchte das Mädchen.

»Das stimmt.«

Das Mädchen strich die Vergnügungsseide glatt, die sie in der Hand hielt, und hängte sie in einem offenen Schrank an einen Haken. »Ein widerliches Gewand«, sagte sie. »Da kann man ja genausogut nackt herumlaufen.«

»Ein hübsches Kleidungsstück«, widersprach der Mann, »mit dem übrigen aber bin ich deiner Meinung.«

Sie blickte ihn zornig an.

»Haben heute viele nach dir gefragt?« wollte er wissen.

»Niemand«, sagte sie aufgebracht.

»Das ist interessant.«

»Warum findest du das interessant?« fragte sie mürrisch.

»Ich weiß nicht«, sagte er. »Es will mir nur scheinen, daß sich die Männer für dein Gesicht und deinen Körper interessieren sollten, es aber irgendwie nicht tun.«

»Ich kann sehr anziehend sein, wenn ich will«, sagte sie.

»Das bezweifle ich! Frauen wie du haben doch keine Ahnung, was den Mann wirklich anzieht. Für dich ist das doch nur Schauspielerei, etwas Äußerliches. So etwas durchschaut ein richtiger Mann sofort. Du verwechselst Vorspiegelung mit der Wahrheit, das Künstliche und Nachgeahmte

mit der Realität. Du meinst, du könntest reizvoll sein, entscheidest dich aber, es nicht zu sein. So wie du die Dinge siehst, liegt darin ein Wahn. Du tröstest dich mit Lügen und bist somit in der Lage, die wirklich reizvollen Frauen zu verachten und kleinzumachen, aus der Annahme heraus, daß sie nur schauspielern, so wie du es tun würdest. Der Quell der Reize einer Frau liegen in ihr selbst. Sie sind etwas Innerliches. Es kommt aus dem tiefsten Ich. Sie kann nicht anders.«

»Wie die Sleen da im anderen Zimmer?« fragte die Frau.

»Sie hat die Peitsche gespürt und weiß, was männliche Vorherrschaft bedeutet«, sagte er. »Kannst du das von dir auch behaupten?«

»Nein«, sagte sie.

»Ich habe mir die Freiheit genommen, unsere hübsche Gefangene vor deinem Eintreffen ein wenig zu streicheln«, sagte er. »Sie ist recht gefügig.«

»Ich hasse diese Sorte von Frauen«, sagte das Mädchen.

»Sie ist schwach, sie ist eine Sklavin, was ich nicht bin.«

Ich sah den Mann lächeln.

»Wenn sie überhaupt etwas weiß«, sagte das Mädchen,

»bekomme ich es heute abend aus ihr heraus.«

»Zweifellos«, sagte er.

Zu meiner Überraschung zog das Mädchen daraufhin einen kleinen Schlüssel aus ihrer Tunika.

»Kann ich dir helfen?« fragte er.

»Nein, danke«, sagte sie boshaft. Dann hob sie die Arme, steckte den Schlüssel hinten am Nacken in ihren Sklavenkragen. Durch die Bewegung wurden die Rundungen ihrer lieblichen Brüste angehoben, wie auch der untere Saum ihrer Tunika. Wie ich schon bemerkt hatte, waren ihre Beine hübsch anzuschauen. »Du brauchst mich dabei nicht anzustarren«, sagte sie.

»Verzeih mir!« sagte der Mann und wandte sich ab. Dabei lächelte er. Er begann unter seiner Tunika Schnallen zu öffnen.

Sie nahm den Kragen ab und stellte ihn auf einem Brett im Wandschrank ab. »Ein Kragen!« sagte sie dabei. »Wie

barbarisch ist es doch, Frauen in Metallkragen zu stecken!«  
Sie erschauerte.

Zu meiner Überraschung sah ich, wie der Mann, der Kungumi genannt wurde, unter seiner Tunika einen zusammengeballten Stoffballen hervorholte, an dem einige Schnüre baumelten. Er war nicht groß, doch stand er jetzt schlank und aufrecht da. Mit Daumen und Zeigefinger der rechten Hand schälte er sich einen gezackten braunen Streifen Paste von der linken Wange und entfernte damit, was ich für seine Narbe gehalten hatte. Ich mußte an Kipofus Worte denken: »Er ist bucklig und auch wieder nicht. Sein Gesicht ist vernarbt und dann auch wieder nicht. Sein Bein ist verkrüppelt und dann auch wieder nicht. < Trotzdem wußte ich nicht, wer dieser Mann sein mochte. »Gib die Suche nach ihm auf!< hatte Kipofu mich gewarnt. »Vergiß ihn! Flieh!<

»Wie lange soll die Farce meines vorgetäuschten Dienstes im Goldenen Kailiauk noch weitergehen?« fragte das Mädchen.

»Heute abend hast du zum letzten Mal den Dienst dort vorgetäuscht«, antwortete der Mann.

»Ausgezeichnet!« meinte sie.

Er lächelte nur.

»Wenn du mich jetzt entschuldigst«, sagte sie abweisend, »möchte ich mir etwas anziehen, das sich für eine Frau besser eignet als diese Tunika.«

»Sind auf deiner früheren Welt alle Frauen so wie du?« fragte der Mann.

»Nicht genug.«

»Wie ich die Männer einer solchen Welt bemitleide!«

»Was meinst du damit - >meine frühere Welt<?« wollte sie wissen. »Es ist noch immer meine Welt.«

Der Hauch eines Lächelns spielte um die Mundwinkel des Mannes, der Kungumi genannt worden war. Gleich darauf verließ er den Vorraum, dessen Tür er hinter sich verschloß, und die Frau griff in den Schrank, in dem diverse Kleidungsstücke hingen.

Von meiner Position aus vermochte ich nicht in den ande-

ren Raum zu schauen, der auf den ersten Blick auch keine Fenster hatte. Ich trat auf die dunkle Straße hinaus und erblickte aus einigen Fuß Entfernung ein niedriges, schräges Dach. Die meisten Gebäude in Schendi besitzen auf den Dächern hölzerne Entlüftungsschächte, die sich öffnen und schließen lassen. Oft stehen die Schächte offen, damit die heiße Luft aus den Räumen aufsteigen und entweichen kann. Zu schließen sind sie vom Boden aus durch eine Stange, falls es regnet oder die Insekten zu schwärmen beginnen.

Innerhalb von Sekunden schwang ich mich auf das Dach des Hauses, in dem die Frau und der Mann sich unterhalten hatten. Wie erwartet befand sich über dem Hauptraum ein Entlüftungsrill. Ich vermochte etwa fünfzehn Fuß tief in das Zimmer hinabzuschauen. Leider war nicht das ganze Zimmer zu übersehen, so konnte ich vor allem die Gestalt nicht erkennen, die ich nach den Worten und Blicken des Mannes und der Frau am Ende des Raums hinter einem kleinen Tisch sitzend vermuten mußte. Von Zeit zu Zeit bekam ich die Bewegung seiner Hände mit, die lang und dunkelhäutig waren und zierliche Finger besaßen.

Sehen konnte ich jedoch den Mann, der sich Kungumi nannte, und die Frau, die die braune Sklaventunika getragen hatte. Außerdem hatte ich freien Ausblick auf die blonde Barbarin, die nackt und gefesselt auf einer dunklen Decke kniete. Noch immer waren ihr die Augen verbunden.

»Tut mir leid, daß ich zu spät komme!« sagte das Mädchen, das sich umgezogen hatte. »Pembe hat mich länger dortbehalten, als mir recht war. Ich mußte zuerst noch einen betrunkenen Ruderer zu Ende bedienen.«

»Welche Opfer wir doch bringen müssen, um unsere heilige Mission zu erfüllen!« sagte der Mann, der Kungumi genannt wurde.

Aufgebracht blickte das Mädchen ihn an. Interessanterweise trug sie jetzt enge schwarze Hosen und ein zugeknüpftes schwarzes Oberteil. Es war zu erkennen, daß ihre Unterkleidung von der Erde stammte. Diese Aufmachung,



ergänzt durch Holzschuhe, paßte recht wenig zu der Umgebung.

Es hielten sich noch zwei weitere Männer im Zimmer auf, und ich betrachtete sie mit Erstaunen. Es waren großgewachsene Burschen, kräftig und hager, gehüllt in Felle, geschmückt mit goldenen Armreifen und langen Federn. Bewaffnet waren sie mit hohen ovalen Schilden und langen Stoßspeeren mit kurzen Klingen. Ich war davon überzeugt, daß diese Männer nicht aus Schendi stammten. Sie kamen bestimmt aus dem Landesinneren.

»Fangt an!« verlangte der unsichtbare Mann auf Goreanisch.

Das Mädchen in der Erdenkleidung wandte sich zu der gefesselten Sklavin um. Mit einer Sklavenpeitsche berührte sie die Gefangene am Arm.

»Weißt du, was das ist?« fragte sie auf Englisch.

»Eine Sklavenpeitsche, Herrin«, antwortete das Mädchen in derselben Sprache. Soweit ich mitbekam, waren die beiden die einzigen im Raum, die Englisch verstanden. Das Mädchen in der engen Hose übersetzte allerdings hier und dort einen Satz von dem, was die Blonde sagte.

»Sprich!« forderte das Mädchen in der schwarzen Hose.

»Ich habe Ihnen alles gesagt, was ich weiß«, sagte die blonde Barbarin weinend. »Bitte schlagen Sie mich nicht mehr!«

»Sprich!« forderte das andere Mädchen.

»Ich heiße Janice Prentiss«, sagte die Sklavin.

»Das war einmal dein Name!« berichtigte sie das Mädchen mit der Peitsche. »Aber sprich mir von wichtigeren Dingen, vom Ring und von den Papieren!«

»Ja, Herrin!« weinte das Mädchen.

»Den Ring und die Papiere, irgendwelche Dokumente«, sagte die Gefangene, »erhielt ich in Cos von einem Mann, der Belisarius heißt. Ich buchte meine Fahrt an Bord der Tel-nus-Blüte, eines Schiffes aus Cos. Auf hoher See gerieten wir an Piraten, die vermutlich aus Port Kar kamen. Man enterte uns. Es kam zu einem kurzen, aber heftigen Kampf. Unser Schiff wurde erobert. Ich wurde zusammen mit anderen

Frauen in ein Netz gesteckt und an Bord eines Piratenschiffes gebracht. Dort wurden wir entkleidet und in Ketten gelegt. Anschließend brachte man uns nach unten und machte uns an Ringen fest. Später wurde ich in Port Kar verkauft, und zwar an den Kaufmann Ulafi aus Schendi. Er brachte mich als Sklavin in diesen Hafen.«

Das Mädchen in der schwarzen Hose schlug zweimal mit der Peitsche zu.

»Der Ring! Die Papiere!« fauchte sie die Schluchzende an.

»Ich wurde gefangen«, ächzte das Mädchen, »ich wurde auf ein anderes Schiff gebracht und in einen dunklen Laderaum gesteckt. Ich weiß nichts!«

»Wie hieß das Schiff, das die Telnus-Blüte überfiel?« fragte das Mädchen in Schwarz. »Wie hieß der Kapitän?«

»Das weiß ich nicht!« klagte die Blonde. »Ich weiß nicht einmal, in welchem Markt ich verkauft wurde.«

»Es war die Sleen von Port Kar«, sagte Kungumi, »unter dem Kommando des Schurken Bejar aus demselben Hafen.« Ich mußte lächeln. Meiner Ansicht nach war Bejar einer der anständigsten und verantwortungsvollsten Kapitäne von Port Kar.

»Wir wissen das von Uchafu, dem Sklavenhändler, der zuvor mit Ulafi gesprochen hatte«, fuhr der Mann fort.

»Ulafi hätten wir anwerben sollen«, sagte das dunkelhaarige Mädchen. »Für Gold tut der alles.«

»Außer gegen seine Ehrvorstellungen als Kaufmann anzugehen«, sagte Kungumi.

Das zu hören, freute mich, denn ich mochte Ulafi sehr gern. Anscheinend hielt man ihn nicht für einen geeigneten Kandidaten, gestohlene Kreditbriefe auf Verdacht zu erwerben, um sie dann später an den rechtmäßigen Eigentümer weiterzuverkaufen. Sicher gab es viele Kaufleute, die nicht so kleinlich gewesen wären. Solche Umtriebe förderten natürlich das Interesse von Dieben, Kreditbriefe und andere Wertanweisungen zu stehlen. Aus diesem Grund stand der Ehrenkodex der Kaufleute dagegen. Es galt die Vorschrift, solche Dokumente bei Verlust für ungültig zu erklären und neu auszustellen.

»Schicken wir doch ein Schiff nach Port Kar!« sagte das dunkelhaarige Mädchen. »Es soll Bejar den Ring und die Papiere abkaufen.«

»Sei keine Närrin!« antwortete der Mann, der Kungumi genannt wurde. »Bejar hat sich des Rings bestimmt längst entledigt, der keine Bedeutung für ihn haben dürfte, und die Papiere sofort verkauft.«

»Vielleicht würde er alles einem Agenten übergeben, der nach Schendi kommen und die Werte an Shaba verkaufen soll«, äußerte das Mädchen.

»Er würde alles verkaufen«, sagte der Mann. »Bestimmt wäre er auf sicheren Gewinn aus. Ein Agent könnte ihn verraten. Außerdem könnte ein solcher Abgesandter in Schendi nicht mit Gold, sondern mit Stahl abgefunden werden.«

»Dann sind wir verloren«, sagte das Mädchen.

»Den echten Ring aber haben wir noch immer«, sagte der Mann. »Belisarius aus Cos wird, wenn er von dem Geschick der Telnus-Blüte erfährt, zweifellos seine Vorgesetzten verständigen, die dann etwas unternehmen werden. Vielleicht wird ein neuer falscher Ring hergestellt, vielleicht werden neue Dokumente ausgestellt.«

»Wenn er davon erfährt«, sagte das Mädchen.

»Das könnte Monate dauern«, räumte der Mann ein. Dann wandte er sich zu der Gestalt hinter dem niedrigen Tisch um, die ich nicht zu erkennen vermochte. »Du könntest den Ring zu Belisarius nach Cos bringen«, fuhr er fort. »Ich bin doch kein Dummkopf!« sagte dieser. »Zuerst müssen die Kreditbriefe und Unterlagen nach Schendi kommen.«

»Wie du meinst«, sagte der Mann, der Kungumi genannt wurde, und fuhr erschauernd fort: »Aber vielleicht kommen sie den Ring holen.« ""

»Sie?« fragte der Mann hinter dem Tisch.

»Ich habe sagen hören, daß sie den Menschen nicht gleichen«, meinte Kungumi.

»Ich habe keine Angst vor ihnen«, sagte der Mann hinter dem Tisch.

»Gib mir den Ring!« forderte der Mann, der Kungumi genannt wurde. »Ich bewahre ihn sicher auf.«

»Ich bin kein Dummkopf«, wiederholte der andere.

»Bring mir die Dokumente!«

»Was ist mit ihr?« fragte das schwarzgekleidete Mädchen und deutete mit der Peitsche auf die blonde Sklavin.

»Ich glaube, sie hat uns alles gesagt, was sie weiß«, meinte Kungumi.

»Was fangen wir nun mit ihr an?« fragte das Mädchen mit der Peitsche.

Kungumi blickte auf die bedrückt dasitzende Sklavin nieder. »Sie ist hübsch«, sagte er nachdenklich. »Lassen wir sie am Leben!«

Er gab den beiden Männern aus dem Binnenland ein Zeichen und sagte etwas zu ihnen. Die Sprache, die er verwendete, konnte ich nicht verstehen. Die beiden ergriffen die Blonde und fesselten sie für den Transport.

Ich hatte genug gesehen. Vorsichtig entfernte ich mich von dem Gitter, glitt über das Dach und ließ mich auf ein niedrigeres Dach hinab und von dort auf die Straße.

Ich fuhr herum.

Die beiden scharfen Speere der schwarzhäutigen Männer waren auf mein Gesicht gerichtet. Sie waren durch die Vordertür ins Freie geeilt, um mich in Empfang zu nehmen.

Wieder ging die Tür auf, und im Licht erblickte ich das Gesicht des Mannes, den man Kungumi nannte. »Tritt ein!« sagte er. »Wir haben dich erwartet.«

Ich richtete mich auf. »In meiner Tunika«, sagte ich, »trage ich zwei Briefe bei mir, die mein Anliegen klarstellen müßten.«

»Beweg dich behutsam!« sagte Kungumi daraufhin.

Langsam und ohne die beiden Speerspitzen aus den Augen zu lassen, zog ich die beiden Briefe heraus. Natürlich hatte ich weder den Ring noch die Kreditbriefe bei mir.

Ich reichte dem Mann an der Tür die beiden Briefe. Er warf einen Blick darauf.

»Der eine«, sagte ich, »ist für einen Mann namens Msaliti.«

»Ich bin Msaliti«, sagte der Mann, den man Kungumi genannt hatte. »Tritt ein!« fuhr er fort.

Ich folgte ihm in das Gebäude, durch den kleinen Vorraum in das größere Zimmer, in das ich durch den Deckengrill geschaut hatte. Die beiden fellgekleideten Riesen traten hinter mir ein.

Drinne bemerkte ich in einer Ecke die blonde Sklavin. Rückhaltlos hatte sie offenbart, was sie wußte. Das andere Mädchen, die dunkelhaarige Schönheit mit der Peitsche, zeigte sich von meinem Eintreten überrascht. Sie hatte nicht mit mir gerechnet. Anscheinend hatten die Männer sie nicht ins Vertrauen gezogen. Ich begrüßte sie nicht.

Mein Blick richtete sich auf den Mann, der mit untergeschlagenen Beinen hinter dem Tisch saß. Er war ein großer, hagerer Mann. Er hatte lange, dünne Hände mit schmalen Fingern. Sein Gesicht wirkte vornehm, sein Blick aber war hart und stechend. Ich nahm nicht an, daß er der Kriegerkaste angehörte, zweifelte aber nicht daran, daß er mit Stahl umgehen konnte. Selten hatte ich ein Gesicht gesehen, das solche Sensibilität, doch zugleich soviel Intelligenz und unseugsame Willenskraft widerspiegelte. Der Linie der Wangenknochen folgte eine punktierte Stammestätowierung. Er trug eine grünbraune Robe, in die schwarze Flecke eingearbeitet worden waren - ein Muster, das im Dschungel nur schwer auszumachen gewesen wäre. Er trug eine runde flache Mütze aus ähnlichem Material. Am Zeigefinger der linken Hand funkelte ein Ring, der sicher ein Gift enthielt, wahrscheinlich das der tödlichen Kandapflanze.

Der zweite Brief, den ich Msaliti ausgehändigt hatte, lag jetzt vor dem Mann auf dem Tisch.

»Dieser Brief«, sagte ich, »ist für Shaba, den Geographen aus Anango.«

»Ich bin Shaba«, sagte er und griff nach dem Brief, »der Geograph aus Anango.«

»Ich bin gekommen, um wegen des Ringes zu verhandeln«, sagte ich.

»Hast du den falschen Ring und die Kreditbriefe bei dir?« fragte Shaba.

»Nein«, antwortete ich.

»Sind sie in Schendi?« wollte Shaba wissen.

»Vielleicht«, erwiderte ich. »Hast du den Ring bei dir?«

»Vielleicht«, sagte Shaba lächelnd.

Ich bezweifelte nicht, daß er den Ring bei sich trug. Das Schmuckstück war viel zu wertvoll, als daß man es ungeschützt herumliegen ließ. Da er den Ring bei sich hatte, war er natürlich auch äußerst gefährlich.

»Kommst du zu uns als Agent Bejars, eines Kapitäns aus Port Kar?« fragte Shaba weiter.

»Vielleicht«, sagte ich.

»Nein«, stellte Shaba fest, »das stimmt nicht, denn du kennst den Wert des Rings, der Bejar unbekannt sein mußte.« Er musterte mich. »Auf ähnliche Weise könnte man beweisen, daß du kein einfacher Spekulant bist, der sich für den Weiterverkauf der Kreditbriefe interessiert.«

Ich zuckte die Achseln. »In dem Fall könnte man immer darauf warten, daß sie für ungültig erklärt und neu ausgestellt werden«, sagte ich.

»Ja«, sagte er, »vorausgesetzt, sie würden neu ausgestellt und wir hätten viel Zeit zu verschenken.«

»Du hast ein Projekt im Sinn?« fragte ich.

»Vielleicht«, meinte Shaba.

»Und du möchtest es schnellstens in Gang bringen?«

»Ja.«

»Was ist das für ein Projekt?« fragte ich.

Msaliti musterte den Mann neugierig.

»Eine persönliche Sache«, sagte Shaba.

»Ich verstehe«, sagte ich.

»Da du weder von Bejar kommst noch ein einfacher Spekulant bist«, fuhr Shaba fort, »können wir wohl davon ausgehen, daß du einen von zwei Ausgangspunkten hast.

Entweder wurdest du von den Kurii zu uns geschickt - oder von den Priesterkönigen.«

Ich warf einen unbehaglichen Blick auf die beiden stämmigen Männer mit den Schilden und dem Federschmuck, die dicht bei uns standen.

»Sei unbesorgt!« sagte Msaliti. »Meine Askaris sprechen kein Goreanisch.« Das Wort >Askari< stammt aus dem Binnenland und läßt sich etwa mit >Soldat< und >Wächter< übersetzen.

»Einmal abgesehen davon, aus welchem Lager ich komme«, sagte ich, »du hast auf jeden Fall, was wir wollen - den Ring.«

»Der Ring«, sagte Msaliti, »darf um keinen Preis den Priesterkönigen zurückgegeben werden. Er muß an die Kurii gehen.«

»Wenn ich zurückkehre«, sagte ich, »bringe ich natürlich den falschen Ring mit, damit er ins Sardargebirge geschafft wird.«

»Er gehört zu uns«, sagte Msaliti. »Kein Agent der Priesterkönige würde wollen, daß der falsche Ring ins Sardargebirge kommt.«

Damit bestätigte er mir Samos' Verdacht, daß sich mit dem falschen Ring irgendeine Drohung oder Gefahr verband.

»Du wirst also als Agent der Priesterkönige den Ring ins Sardargebirge bringen«, sagte ich zu Shaba.

»Meinst du nicht, daß es dafür ein wenig zu spät ist?« fragte dieser.

»Wir müssen es versuchen«, sagte ich.

»Ja, so war es geplant«, äußerte Msaliti ernsthaft.

»Du mußt deinen Teil der Vereinbarungen einhalten«, sagte das dunkelhaarige Mädchen.

Shaba wandte sich zu ihr um.

»Halt den Mund!« sagte Msaliti zornig zu ihr.

Aufgebracht trat sie einen Schritt zurück.

»Du siehst nicht aus wie ein Mann, der den Kurii dienen würde«, sagte Shaba lächelnd zu mir.

»Du siehst nicht aus wie jemand, der die Priesterkönige verrät«, gab ich zurück.

»Ah«, sagte er leise und lehnte sich zurück. »Wie schwierig und verwickelt ist doch die menschliche Natur!« meinte er nachdenklich.

»Wie hast du uns hier gefunden?« erkundigte sich das Mädchen.

»Natürlich ist er dir gefolgt, kleine Närrin«! erwiderte Msaliti. »Warum mußtest du wohl noch einen weiteren Abend in Pambes Taverne arbeiten?«

»Ihr hättet es mir sagen können«, sagte sie.

Msaliti antwortete ihr nicht.

»Woher wußtet ihr, daß ich auf dem Dach war?« fragte ich. Die Askaris hatten mir aufgelauert.

»Ein alter Schendi-Trick«, antwortete Shaba, »Schau dort hinauf. Siehst du die kleinen Fäden herabhängen?«

»Ja«, sagte ich. Mehrere Fäden, jeweils etwa einen Fuß lang, baumelten an der Decke des Zimmers. An jedem Ende, war ein kleines rundes Gebilde befestigt.

»Es ist nicht ungewöhnlich, daß Einbrecher durch die Lüftungsroste eindringen«, erklärte Shaba. »Du siehst dort oben getrocknete Erbsen an Fäden. Sie werden an der Decke unter bestimmten Brettern angebracht oder in bestimmte Risse gesteckt. Wenn dann jemand auf das Dach tritt, werden die Erbsen durch die Bewegung der Dachbalken freigegeben. Dann weiß man sofort, daß jemand auf dem Dach ist oder war.«

»Eine lautlose Warnung!« sagte ich.

»Ja«, fuhr er fort. »Der Hauseigentümer kann sich dann überlegen, ob er den Dieb abschrecken oder festnehmen will, sobald er in das Haus eindringt.«

»Was ist, wenn die Hausbewohner schlafen?« fragte ich.

»An einzelnen Streben der Roste werden Glocken befestigt, die dicht über dem Lager der Schlafenden hängen. Versucht jemand, die Schnüre zu durchtrennen oder die Glocken hochzuziehen, genügt meistens der Lärm, die Hausbewohner zu wecken.«

»Sehr raffiniert!« stellte ich fest.

»Du hast dich eigentlich recht gut geschlagen«, sagte Shaba. »Nur wenige Erbsen sind herabgefallen. Du hast



einen leichten Schritt. Im Grunde wurden wir erst gewarnt, als du das Dach verließest.«

Ich nickte. Es stimmte, bei meinem Rückzug hatte ich weniger Vorsicht walten lassen als zuvor. Ich war relativ unbesorgt gewesen, hatte ich doch mit keinen weiteren Gefahren gerechnet. Von dem einfachen Trick mit den Fäden und den Erbsen hatte ich keine Ahnung gehabt.

»Warum hat man mir nicht gesagt, daß ich verfolgt werden sollte?« fragte das Mädchen.

»Sei still!« forderte Msaliti.

Zornig richtete sie sich auf.

»Du bist mir im Goldenen Kailiauk, in Pembes Taverne, auf raffinierte Weise entwischt«, sagte ich zu Msaliti. »Es war sehr geschickt, wie du die beiden Mädchen ausgetauscht hast.«

Er zuckte die Achseln und lächelte. »Natürlich war dazu die Mithilfe Shabas und des Ringes erforderlich.«

»Natürlich«, sagte ich.

»Ich habe meine Rolle ebenfalls gut gespielt«, sagte das Mädchen.

»Ja«, sagte ich.

Triumphierend schaute sie die Männer an.

»Du brachtest das Mädchen in die Taverne und bedecktest sie mit deiner Aba, damit sie sich nicht bewegte. Geschützt durch die Unsichtbarkeit des Ringes, gab Shaba das Mittel in meinen Paga. Als ich abgelenkt war, verschleppte er das blonde Mädchen, woraufhin dann diese Frau, wie vorher vereinbart, ihren Platz einnahm.«

»Ja«, sagte Shaba.

»Das Mittel, das mir in den Paga getan worden war, hatte Auswirkungen, die verhinderten, daß ich Shaba verfolgte.«

»Es handelte sich um eine einfache Mischung aus Sajel, einem Pustelerreger, und Gieron, einem ungewöhnlichen Allergen. Zusammen erzeugen sie die äußerlichen Symptome der Bazi-Pest.«

»Der Mob hätte mich umbringen können«, sagte ich.

»Ich nahm nicht an, daß man gern dicht an dich heranrücken würde«, sagte Shaba.

»Du wolltest also nicht, daß ich ums Leben kam?« fragte ich.

»Auf keinen Fall«, erwiderte Shaba. »Wäre das mein Ziel gewesen, hätte ich deinem Getränk ohne weiteres auch Kanda beimengen können, anstatt nur Sajel und Gieron zu nehmen.«

»Da hast du recht«, sagte ich.

»Wir wollten nur sichergehen, daß du dich nicht mit uns in Verbindung setztest, ehe unsere Pläne im einzelnen feststanden. Weißt du, wir hatten ja keine Ahnung, wer du warst! Wir wollten zunächst das Mädchen verhören und möglichst viel aus ihr herausholen. Vielleicht wäre es ja überflüssig gewesen, mit dir in Kontakt zu treten.«

»Die dumme Sklavin aber wußte gar nichts!« sagte das dunkelhaarige Mädchen.

»Wenn ich heute abend euer Hauptquartier nicht gefunden hätte, wärt ihr zu mir gekommen?« fragte ich.

»Natürlich«, sagte Shaba. »Morgen. Wir rechneten aber damit, daß du uns heute finden würdest. Wir sagten uns, du würdest die Rolle des Mädchens bei uns herausfinden oder dir zusammenreimen und sie als Spur benutzen, die zu uns führte. Diese Möglichkeit wurde bestätigt, als du beim Bettler Kipofu auf dem Utukufu-Platz Erkundigungen einzogst.«

»Du warst dort!« sagte ich.

»Natürlich«, antwortete er. »In der Deckung des Ringes. Leider konnte ich nicht so dicht heran, wie ich mir gewünscht hätte, denn Kipofu besitzt ein unnatürlich scharfes Gehör. Als meine Gegenwart entdeckt war, zog ich mich zurück.«

»Warum hast du mich nicht direkt angesprochen?« fragte ich.

»Aus zwei Gründen«, erwiderte Shaba. »Wir wollten die blonde Sklavin noch ein zweites Mal verhören, ehe wir Kontakt aufnahmen, außerdem waren wir neugierig festzustellen, ob du uns auch allein finden würdest. Das gelang dir. Unseren Glückwunsch dazu! Offensichtlich bist du dafür geeignet, im Namen der Kurii Geschäfte durchzuführen.«

»Wie lange wußtest du schon, daß ich in Schendi bin?« fragte ich.

»Seit der Ankunft der Schendi-Palme«, erwiderte er. »Zuerst konnten wir natürlich nicht wissen, ob dein Eintreffen nicht etwa nur ein Zufall war. Sehr bald erwies es sich jedoch, daß unsere Sorge berechtigt war. Du erschienst im Markt des Uchafu. Du verfolgst Msaliti von dort weiter. Du rührtest dich im Goldenen Kailiauk nicht von der Stelle.«

»Man hat mich beobachtet, seit ich in Schendi eintraf«, stellte ich fest.

»Ja«, entgegnete Shaba, »zumindest von Zeit zu Zeit.«

»Dann kennt ihr zweifellos auch meine neue Unterkunft«, sagte ich, »den Raum, den ich nach Verlassen der Schendi-Höhle bezogen habe.«

Ich hatte mir ein großes Erdgeschoßzimmer gemietet, hinter der Werkstatt eines Tucharbeiters, dicht bei der Straße der Gewebe. In Msalitis Aba gehüllt, damit Gesicht und Augen nicht zu erkennen waren, Sasi in eine Decke gewickelt über die Schulter geworfen, hatte ich meiner neuen Wirtin einen Kupfer-Tarsk als Trinkgeld gegeben. »Vergnüg dich gut!« hatte sie gesagt und auf die zusammengerollte Decke geblickt.

»Wenn wir wüßten, wo du wohnst«, sagte Shaba, »wären meine Männer in diesem Augenblick damit beschäftigt, dein Zimmer nach den Kreditbriefen und dem Ring zu durchwühlen.«

»Natürlich«, sagte ich.

»Du hast schnell reagiert«, fuhr Shaba fort. »Als ich die blonde Sklavin hierhergebracht hatte und zur Schendi-Höhle zurückgekehrt war, hattest du dich bereits empfohlen.«

»Ich verstehe«, sagte ich und war froh, daß ich mich so beeilt hatte.

»Inzwischen sind wir ja Freunde«, fuhr Shaba fort. »Wir alle.«

»Natürlich«, sagte ich.

»Wann lieferst du uns die Kreditbriefe aus?« fragte er.

»Und den falschen Ring«, hakte Msaliti nach.

»Morgen abend«, sagte ich.

»Du willst die Dunkelheit nutzen?« erkundigte sich Shaba.

»Ich halte das für ratsam«, sagte ich.

»Na schön«, meinte Shaba. »Dann also morgen abend, zur neunzehnten Ahn. Du kommst hierher. Bring die Kreditbriefe und den falschen Ring mit. Ich halte dann den echten Ring für den Austausch bereit.«

»Ich werde zur Stelle sein«, versprach ich.

»Dann ist unser Anliegen also endlich erledigt«, sagte das dunkelhaarige Mädchen, und ihr Gesicht rötete sich vor Freude.

»Trinken wir etwas«, sagte Shaba, »um dieses langerwartete Zusammentreffen zu feiern!« Dann lächelte er mich an.

»Ich hoffe, du hast keine Angst, mit uns den Kelch zu heben.«

»Natürlich nicht«, erwiderte ich. »Hast du Paga aus Ar, aus der Brauerei des Temus?«

»Ich bin bekümmert«, erwiderte Shaba lächelnd. »Wir haben hier nur Schendi-Paga, der aber auch recht gut sein dürfte. Natürlich ist das Geschmackssache.«

»Einverstanden«, sagte ich.

»Ohne Sajel und Gieron wird er dir auch besser schmecken«, sagte er.

»Das ist beruhigend«, äußerte ich.

»Die Symptome, die sich im Goldenen Kailiauk bei dir äußerten, hätten am folgenden Morgen verschwunden sein müssen«, fuhr er fort.

»Stimmt«, sagte ich.

»Meine Liebe«, wandte sich Shaba an das dunkelhaarige Mädchen, »würdest du uns Paga bringen?«

Sie erstarrte.

»Hol Paga, Frau!« forderte Msaliti. »Du bist in unserem Kreis die Geringste.«

»Warum bin ich die Geringste?« fragte sie.

»Verzeih uns, meine Liebe!« sagte Shaba.

»Ich bringe den Paga«, sagte sie.

Nach wenigen Augenblicken kehrte sie mit einer Flasche Schendi-Paga und vier Kelchen zurück. Sie schenkte ein.

»Verzeih mir!« sagte ich zu Shaba und ergriff den Kelch, den sie vor ihm abgestellt hatte.  
Er lächelte und breitete die Hände aus. »Natürlich«, sagte er.

Dann hoben wir die Kelche und führten die Ränder zusammen.

»Auf den Sieg!« sagte Shaba.

»Auf den Sieg!« antworteten wir und tranken. Es machte mir nichts, auf diesen Trinkspruch einzugehen. Durchaus möglich, daß nicht jeder von uns auch denselben Sieg meinte.

»Ich bin dieser lieblichen Agentin noch nicht vorgestellt worden«, sagte ich anschließend und blickte das dunkelhaarige Mädchen an.

»Verzeih mir - wie achtlos von mir!« sagte Shaba. »Ich wollte nicht unhöflich sein. Wenn meine Erkundigungen in Schendi zum richtigen Ergebnis geführt haben, reist du unter dem Namen Tarl aus Teletus«, fuhr er fort.

»Stimmt«, sagte ich. »Dieser Name reicht durchaus, meine wahre Identität zu verbergen.«

»Viele Agenten benutzen Kodebezeichnungen«, sagte Shaba.

»Ja«, stimmte ich ihm zu.

»Tarl aus Teletus«, fuhr er fort, »dürfte ich dir Lady E. Ellis vorstellen? Lady E. Ellis, dies ist Tarl aus Teletus.«  
Wir neigten voreinander die Köpfe.

»Ist >E.< eine Initialie oder ein Name?« fragte ich.

»Eine Initialie«, antwortete sie, »die Abkürzung für Evelyn. Dieser Name gefällt mir aber nicht. Er ist zu weiblich. Nenn mich >E.<!«

»Ich werde dich Evelyn nennen«, sagte ich.

»Das steht dir natürlich frei«, erwiderte sie.

»Ich sehe, du weißt, wie man eine Frau behandelt«, sagte Shaba. »Du zwingst ihr deinen Willen auf.«

»Ist Evelyn Ellis dein richtiger Name?« fragte ich lächelnd.

»Ja«, antwortete sie. »Warum lächelst du?«

»Ach, nichts!« sagte ich.

Msaliti und Shaba lächelten ebenfalls. Es amüsierte mich

zu sehen, daß sich das Mädchen einbildete, einen Namen zu haben.

»Ich bewundere die Klarsicht der Kur-Anwerber«, sagte ich. »Offensichtlich bist du hochintelligent und sehr schön.«

»Vielen Dank«, antwortete sie.

»Sie ist bestens ausgebildet worden«, sagte Msaliti.

»Ich bin nicht nur gut ausgebildet«, sagte sie, »sondern sogar sehr gründlich. Nichts wurde dem Zufall überlassen.

Die unwichtigsten Einzelheiten wurden berücksichtigt.

Damit ich meine Rolle noch wirksamer spielen kann, habe ich es sogar zugelassen, daß mein Körper gebrandmarkt wurde.«

»Ja, ich erinnere mich«, sagte ich. Ich hatte sie im Goldenen Kailiauk in Vergnügungsseide gesehen.

Sie warf mir einen aufgebrauchten Blick zu.

»Meine Ehrfurcht vor der Klugheit und Gründlichkeit der Kurii in der Organisation ihrer Spionagegruppen kennt keine Grenzen«, fuhr ich fort. »Ich muß zugeben, daß meine Bewunderung für die Ergebnisse ihrer Schulung, so auch in diesem Fall, jedes Maß übersteigt.«

Geschmeichelt errötete sie.

Ich leerte meinen Kelch.

»Ich hätte gern noch weitere Beweise deines Könnens gesehen«, fuhr ich fort. »Ich habe keinen Paga mehr.«

Sie griff nach der Flasche.

»Nein«, sagte ich. »Hat man dich nicht gelehrt, Paga wie eine Paga-Sklavin zu servieren?«

»Natürlich.« "

»Dann zeig's mir.«

»Schön«, sagte sie und wollte meinen Kelch ergreifen.

»Für eine Paga-Sklavin bist du aber seltsam gekleidet«, sagte ich und deutete auf ihre Holzsandalen, die enge Hose und die zugeknöpfte Bluse.

»Soll ich Vergnügungsseide anlegen?« fragte sie eisig.

»Nein«, erwiderte ich. »In vielen goreanischen Tavernen bedienen die Paga-Sklavinnen nackt.«

»Ja«, sagte sie gedehnt.

»Ich hätte gern gesehen, wie gut man dich ausgebildet hat«, fuhr ich fort.

»Na schön«, sagte sie zornig, aber doch in ihrer Eitelkeit herausgefordert.

Sie zog die Füße aus den Holzpantoffeln. Sie streifte die schwarze Hose herunter und zog das schwarze Oberteil aus. Gleich darauf hatte sie auch Höschen und Büstenhalter abgelegt. Sie war wütend, doch spürte man deutlich, daß die Szene sie erregte. Nackt stand sie vor bekleideten Männern. Dies kann für eine Frau sehr anregend sein. Unter solchen Umständen fällt es ihr schwer, sie nicht als ihre Herren zu sehen und sich selbst als Sklavin. Ich betrachtete die Sklavin, die sich unbewußt auf die Unterlippe biß. Sie bot einen lieblichen Anblick.

»Moment noch«, sagte Msaliti, »es fehlt eine Kleinigkeit, um die Wirkung zu vervollständigen!«

»Natürlich«, sagte Shaba.

Er verließ den Raum und kehrte gleich darauf mit dem Sklavenkragen zurück. »Oh!« seufzte sie, als er ihr das Metall von hinten um den Hals legte und zuschnappen ließ. Mir fiel auf, daß er den Schlüssel in die Tasche steckte. Ich nahm nicht an, daß das Mädchen den Kragen so schnell wieder loswerden würde.

Msaliti kehrt zu uns an den Tisch zurück.

Das Mädchen stand mit hochmütig erhobenem Kopf vor uns. »Gefalle ich meinen Herren?« fragte sie lächelnd.

»Servier uns Paga, Sklavin!« befahl Msaliti.

Sie erstarrte und lächelte verkrampft. »Ja, Herr!« sagte sie. Ich lächelte ebenfalls. Sie bildete sich sichtlich ein, eine Rolle zu spielen. Wußte sie nicht, daß sie wirklich gebrandmarkt und dadurch wahrhaftig zur Sklavin gemacht worden war? Ich spürte, daß ihr Sklavendasein, das bis jetzt noch nicht wirksam gewesen war, bald wahrhaftig beginnen sollte. Es hatte sogar schon begonnen - nur wußte sie das noch nicht. Sie hielt sich für eine freie Frau, die uns als Sklavin bediente. Sie wußte nicht, daß sie längst wirklich Sklavin war, die sich amüsanterweise für frei hielt. Ein hübscher Spaß auf Kosten des Mädchens!

»Paga, Herr?« fragte sie und kniete vor mir nieder, den Kelch hoch erhoben.

»Ja«, sagte ich.

Das Mädchen erbebt unter meinem Blick und nahm sich dann zusammen. Anschließend bediente sie Msaliti und Shaba. Ich beobachtete sie. Vermutlich würde sie in einer Paga-Taverne überleben können, auch wenn der Vorwand des Rollenspiels wegfiel, der sie während ihrer Zeit in Pembes Taverne, im Goldenen Kailiauk, motiviert hatte. Anfangs würde sie zweifellos oft Prügel beziehen, weil sie sich so ungeschickt anstellte.

Als das Mädchen Shaba bedient hatte, richtete sie sich auf und kam um den Tisch, wo ihr Kelch stand.

Sie griff danach, doch Msaliti schob das Getränk außer Reichweite. Sie blickte ihn verwirrt an.

»Trinkt eine Paga-Sklavin am Tisch ihrer Herren?« fragte er.

»Natürlich nicht«, antwortete sie und lachte.

»Für so etwas könntest du die Peitsche zu spüren bekommen«, fuhr Msaliti fort.

»Trotzdem bin ich gut ausgebildet worden«, sagte sie.

»Niemand hat dir das Sprechen gestattet«, sagte Msaliti.

Sie musterte ihn ratlos.

»Es ist beinahe Zeit, daß du in Pembes Taverne zurückkehrst, meine Liebe!« fuhr Msaliti fort.

»Nein!« rief sie. »Du hast doch gesagt, heute abend hätte ich zum letzten Mal dort meinen falschen Dienst versehen.«

»Stimmt!« gab er zurück. »Zugleich ist es der erste Abend, an dem du dort richtig bedienen wirst.«

»Das verstehe ich nicht«, sagte sie.

Zornig stand sie auf und wollte den kleinen Vorraum aufsuchen. Aber die beiden Askaris stellten sich ihr in den Weg. Sie fuhr zu uns herum. »Ich möchte gern den Schlüssel haben«, sagte sie zornig, »damit ich diesen - Kragen abnehmen kann!«

»Ich habe den Schlüssel hier«, sagte Msaliti und hob ihn in die Höhe.

»Oh!« rief sie. Dann kam sie auf uns zu.

»Du darfst dich nicht ohne Erlaubnis nähern«, sagte Msaliti.



Etwa fünf Fuß vom Tisch entfernt blieb sie stehen.

»Knie nieder!«

»Ich verstehe nicht, was das soll!«

»Knie nieder!« Ich registrierte, daß er seinen Befehl wiederholt hatte - etwas, das ein Sklavenherr sehr selten tut.

Sie gehorchte. »Ich verstehe das nicht«, wiederholte sie.

Ich nahm nicht an, daß es ihr an Intelligenz fehlte.

Ihr irdischer Verstand konnte lediglich nicht begreifen, daß künftig gewisse neue Beurteilungsmaßstäbe für sie gelten sollten.

»Gib mir den Schlüssel!« forderte sie.

»Wessen Kragen trägst du?« fragte Msaliti.

»Natürlich den Pambes«, erwiderte sie.

»Und was willst du damit tun?«

»Na, ihn abnehmen!«

»Es ist aber Pambes Kragen - es läge also an ihm zu entscheiden, ob er abgenommen wird oder nicht.«

»Was soll das heißen?«

»Sind alle Frauen deiner früheren Heimat so begriffsstutzig wie du?« fragte er.

»Was meinst du damit - »meine frühere Heimat?«

»Genau das, was die Worte ausdrücken«, antwortete Msaliti, »die Heimat, die dir früher einmal gehört hat. Du dürftest inzwischen begriffen haben, daß Gor jetzt deine Heimat ist.«

»Nein!« schrie sie.

»Du bist eine goreanische Sklavin«, sagte er betont.

»Nein! Nein!« rief sie, sprang auf und eilte zur Tür. Die beiden Askaris packten sie jedoch und zwangen sie vor uns in die Knie.

»Ich bin keine Sklavin!« protestierte sie.

»O doch!« gab Msaliti zurück. »Du wurdest zur Sklavin, als das Brandzeichen deine Haut markierte, nur wußtest du es bisher nicht.«

»Nein! Nein!« wiederholte sie immer wieder. »Ich habe euch doch gut gedient!«

»Ja«, sagte Msaliti, »aber jetzt wirst du nicht mehr gebraucht.«

»Ich bin eure Kollegin!« sagte sie.

»Du warst nie etwas anderes als unsere Sklavin, kleine weißhäutige Närrin!« sagte Msaliti.

»Was ist, wenn deine Vorgesetzten davon erfahren?«

»Ich handle nach ihren Anweisungen«, sagte Msaliti lachend. »Du bildest dir doch nicht etwa ein, eine Frau wie du würde mit anderer Absicht nach Gor gebracht, als ihr letztlich den Kragen umzulegen?«

»Nein!« rief sie wieder. »Shaba, hilf mir doch!«

»Deine Dienste werden nicht mehr benötigt, meine Liebe«, sagte dieser.

»Nein!« rief sie erneut.

Msaliti wandte sich an seine Askaris und reichte einem von ihnen den Schlüssel zum Kragen des Mädchens.

»Schon vor mehreren Tagen«, sagte er zu dem Mädchen, das vor ihm kniete, »wurde dein Verkauf an Pembe arrangiert. Heute abend wirst du an ihn ausgeliefert.« Sie schaute ihn bedrückt an.

»Anscheinend hat er dich irgendwie in sein Herz geschlossen«, fuhr Msaliti fort. »Er scheint anzunehmen, daß du Talent zum Paga-Mädchen besitzt. Ich weiß nicht, ob das stimmt oder nicht. An deiner Stelle würde ich mir größte Mühe geben, seine Erwartungen nicht zu enttäuschen. Pembe ist nicht sehr geduldig.«

»Ja, Herr«, sagte sie. »Darf ich etwas sagen?«

»Bitte!«

»Herr«, sagte sie, »was hast du für mich bekommen?«

»Ah, die typische Eitelkeit der Sklavin!« rief er. »Ein gutes Zeichen! Vielleicht findest du dich in deinem neuen Leben sogar zurecht. Du hast mir vier Kupfer-Tarsk gebracht.«

»So wenig?« fragte sie bedrückt.

»Meiner Meinung nach ist das mehr, als du wert bist«, antwortete Msaliti und gab den Askaris ein Zeichen, sie fortzubringen.

Ich stand auf. »Dann sehe ich euch morgen abend«, sagte ich.

»Vergiß nicht, den falschen Ring und die Kreditbriefe mitzubringen!« sagte Shaba.

»Und du solltest den echten Ring bei dir haben«, erwiderte ich.

»Ich bringe ihn mit«, sagte er. Ich zweifelte nicht daran. In einer Ecke hatte Msaliti damit begonnen, sich in den Bettler Kungumi zurückzuverwandeln. Schon hatte er sich das Buckelpolster unter die Tunika geschoben und die Schnüre geschlossen, die das Gebilde festhielten. Vor dem Spiegel war er jetzt damit beschäftigt, die braune Paste der Narbe aufzutragen.

»Was ist mit dieser Sklavin?« fragte ich Msaliti und deutete auf die blonde Barbarin.

Msaliti zuckte die Achseln. »Für uns ist sie wertlos«, sagte er.

»Was hast du Uchafu für sie bezahlt?«

»Fünf Silber-Tarsk«, sagte er.

»Ich gebe dir sechs«, sagte ich.

»Sie ist willig«, bemerkte Msaliti.

»Hast du sie schon dem Test unterzogen?«

»Nein. Aber ich nehme sechs Tarsk, wenn es dir ernst ist.«

Ich gab Msaliti sechs Silber-Tarsk für das Mädchen. Ab diesem Augenblick gehörte sie mir.

Msaliti, der seine Maske beendet hatte, bückte sich und nahm der blonden Barbarin die Fesseln ab. Er öffnete den Kragen an ihrem Hals und zerrte sie hoch. Sie trug noch immer die Augenmaske, war ansonsten aber unbekleidet und ungefesselt, als er sie dann in meine Richtung schob. Erschrocken klammerte sie sich an mich, denn sie konnte nichts sehen.

»Du gehörst jetzt mir«, sagte ich.

»Ja, Herr«, erwiderte sie.

Sie hob die Hände, um die Gesichtsmaske abzunehmen.

»Nicht!« sagte ich.

»Die Maske schenke ich dir«, sagte Msaliti lächelnd. »Sie soll sie umbelassen, bis ihr ein gutes Stück fort seid.«

»Schön«, sagte ich. Natürlich sollte sie den Weg zu diesem Haus nicht wiederfinden können.

»Bis morgen abend dann!« sagte Msaliti daraufhin und hob die Hand.

»Bis morgen abend!« erwiderte ich.

Er ging.

»Wir sind jetzt allein«, sagte ich zu Shaba. Das Mädchen zählte dabei natürlich nicht. Sie war Sklavin.

»Ja«, sagte Shaba und erhob sich hinter dem Tisch.

Ich maß die Entfernung zu ihm mit den Augen.

»Wer bist du wirklich?« fragte er.

»Ich glaube, du hast den Ring jetzt schon bei dir. Du würdest es nicht wagen, ihn irgendwo zu hinterlegen.«

»Du bist ein kluger Mann«, sagte Shaba und hob die linke Hand, an deren Zeigefinger sich ein Zahnring befand. Er ballte die linke Hand zur Faust und bewegte mit dem Daumen einen winzigen Schalter am Ring. Der Zahn aus hohlem Stahl sprang empor und zeichnete sich deutlich ab.

»Darin befindet sich Kanda?« fragte ich.

»Ja.«

»Es wird dir wenig nützen, wenn du damit nicht zuschlagen kannst«, sagte ich.

»Ein kleiner Kratzer genügt«, sagte er.

»Zuweilen muß man Risiken eingehen«, sagte ich.

»Ich glaube, daß ich die Risiken mühelos vervielfachen kann«, erwiderte er. Mit der rechten Hand griff er unter seine Robe. Gleich darauf schien er zu verschwimmen. Als das Licht-Ablenkungsfeld voll aktiviert war, konnte ich ihn nicht mehr sehen: Er war verschwunden.

»Morgen werde ich den falschen Ring und die Kreditbriefe bringen«, kündigte ich an.

»Ausgezeichnet«, sagte Shaba. »Ich glaube, wir verstehen einander recht gut.«

»Ja«, sagte ich.

»Es ist mir ein Vergnügen, mit einem so ehrlichen Bur-schen wie dir Geschäfte zu machen.«

»Ähnliche Gefühle bewegen mich, wenn ich dich anschau«, erwiderte ich.

Dann machte ich kehrt, packte die Sklavin am Arm und verließ den Raum.

Gleich darauf befand ich mich im Freien.

»Keine Sorge!« sagte ich zu Pembe. »Es war nur eine kleine Unpäßlichkeit, die ich längst überwunden habe.«

Seine Hände zitterten.

»Schau doch!« fuhr ich fort. »Überzeug dich, daß ich nicht die Pest habe!«

»Deine Haut ist rein, ebenso deine Augen«, sagte er.

»Natürlich.«

»Es geht dir gut?« fragte er unsicher.

»Natürlich!«

»Dann sei im Goldenen Kailiauk willkommen«, sagte er erleichtert.

»Ich bin gleich wieder da«, antwortete ich und ging zu der Wand, vor der die blonde Barbarin kniete.

»Beug dich nieder«, befahl ich, »neig den Kopf!«

»Ja, Herr!« sagte sie.

»Und du bleibst in dieser Stellung, bis ich dir Befehle aufzustehen.«

»Ja, Herr!« erwiderte sie. »Herr!« setzte sie nach.

»Ja?«

Sie sprach mit geneigtem Kopf.

»Wer bist du?« fragte sie. »Wer ist mein Herr?«

»Sei still!« forderte ich.

»Ja, Herr!«

Anschließend kehrte ich an den Tresen zurück. »Hast du hier eine weißhäutige Paga-Sklavin, eine Barbarin?«

»Ja«, sagte er. »Erst heute Abend habe ich eine solche Sklavin erstanden, für vier Tarsk. Ich habe sie noch nicht eingesetzt.«

Ich warf ihm einen Kupfer-Tarsk zu. »Paga«, forderte ich, »und das Mädchen!«

Der Wirt wandte sich an einen seiner Helfer. »Bring das neue Mädchen!« sagte er. »Ausgezeichnet«, murmelte er vor sich hin, »schon wird nach ihr verlangt.«

Der Paga-Helfer schob das Mädchen, das bis auf ihren Kragen nackt war, durch den Vorhang.

»Ah!« sagte ich. Sie hatte mich noch nicht gesehen.

»Ich glaube, deine vier Tarsk wird sie dir sehr schnell verdienen.«

»Allerdings muß ich auch die Kosten des Paga berechnen«, sagte er.

»Das stimmt«, meinte ich.

»Außerdem ist sie ein neues Mädchen«, fuhr er fort.

»Wenn sie dich nicht gänzlich zufriedenstellt, gib mir Bescheid, dann lasse ich sie auspeitschen und gebe dir das Geld zurück.«

»Schön«, sagte ich. »Ich sitze an dem Tisch dort«, fuhr ich fort und deutete auf einen Tisch im hinteren Bereich der Taverne, unweit einer Nische, die mit einem roten Vorhang verschlossen war.

»Ja, Herr!« sagte Pembe.

Ich setzte mich mit untergeschlagenen Beinen hinter den Tisch. Ich hielt es für ratsam, nicht auf direktem Wege in meine Unterkunft zurückzukehren. Wenn mir jemand folgte, stand ihm eine ziemlich lange Wartezeit bevor. Mein Aufenthalt in der Paga-Taverne würde es mir erleichtern, einem solchen Verfolger zu entgehen. Natürlich hatte ich mir wegen Pembes neuer Paga-Sklavin diese Taverne ausgesucht. Als sie sich im Hauptquartier Shabas und Msalitis einbildete, uns den Dienst lediglich vorzuspielen, hatte sie mich erregt - ob sie es nun wollte oder nicht. Und jetzt wollte ich sie besitzen. Es mochte auch zum Vorteil des Mädchens sein, von mir in ihr Schicksal eingeführt zu werden, der ich die Grenzen, die irdischen Mädchen gesetzt waren, besser kannte als die meisten Goreaner. Normalerweise sind die ersten drei Nächte für ein Mädchen in einer Paga-Taverne die schlimmsten.

Den Paga-Kelch in den Händen haltend, drehte sie sich um. Beinahe hätte sie das Getränk verschüttet. Nur gut für sie, daß nicht wirklich ein Tropfen zu Boden ging.

Langsam kam sie auf mich zu und kniete vor mir nieder.

»Paga, Herr?« flüsterte sie schluchzend.

Mit geneigtem Kopf hielt sie mir das Getränk entgegen.

»Hat Pembe dir schon einen Namen gegeben?« fragte ich.

»Nein, Herr.«

»Während unseres Zusammenseins«, sagte ich, »sollst du Evelyn heißen.«

»Ja, Herr!« sagte sie und lehnte sich zurück.

»Du bist eine hübsche Sklavin, Evelyn«, sagte ich und kostete von meinem Getränk. »Trägst du weiße Seide?« fuhr ich fort.

»Ich bin eine Jungfrau«, erwiderte sie.

»Dann trägst du weiße Seide«, bestätigte ich ihr.

»Ja, Herr!«

»Hast du dich je gefragt, wie es sein würde, Sklavin zu sein?« fragte ich. »Bedenke, was du sagst!«

»Ja«, erwiderte sie, »ich habe mich damit beschäftigt.«

»Du wirst es erfahren«, sagte ich.

»Ja, Herr!«

Anschließend widmete ich mich dem Paga und meinen Gedanken. Nach einiger Zeit ließ ich mir von ihr einen zweiten Kelch bringen. In Pembes Taverne kostete der zweite Kelch lediglich einen kleinen Tarsk. Ich bezahlte den Paga-Helfer, der an den Tisch kam. Wie in vielen anderen Lokalen durften die Mädchen bei Pembe kein Geld berühren. Evelyn, die mit dem höheren Preis für den ersten Kelch gezahlt worden war, gehörte mir, bis ich das Lokal verließ oder sie sonstwie freigab.

»Darf ich etwas sagen?« fragte sie.

»Ja.«

»Hat der Herr die Absicht, mich zu gebrauchen?« fragte sie.

»Vielleicht ja, vielleicht auch nicht. Ich werde tun, was mir beliebt.«

»Ja, Herr!«

Ich trank meinen zweiten Kelch Paga. Nach einiger Zeit stieß ich ihn von mir fort.

»Will der Herr jetzt gehen?« fragte sie.

»Geh zur Nische!« sagte ich.

Gequält blickte sie mich an. Sie stand auf und ging schweren Schrittes zur Nische. Sie schien sich kaum noch auf den Beinen halten zu können. Sie brachte es nicht fertig, durch den Vorhang zu treten.

Ich umfaßte ihren linken Arm und stieß sie hinein, drückte sie auf die Felle zu meinen Füßen. Dann drehte ich mich um und schloß den Vorhang hinter mir.

»Einen Kuß noch, Herr!« flehte sie.

Den einen Fuß angekettet, kniete sie auf dem Fell. Ich kniete vor ihr und nahm sie in die Arme. Dann schob ich sie von mir und stand wieder auf.

Es war bereits der nächste Morgen, und ich hatte mich wieder angezogen.

»Behalt mich, Herr!« flehte sie. »Behalt mich!«

Ich blickte auf sie nieder. Sie kniete vor mir. Sie war so weich und wunderschön, die langen Wimpern feucht von Tränen, das dunkle Haar auf den Schultern wogend. Ihre Lippen bebten.

Sie war Agentin der Kurii gewesen.

»Denk dran - es wird dir am besten ergehen, wenn du dich den Männern unterwirfst, wie es sich einer Sklavin geziemt. Denk daran und daß du eine Sklavin bist!« mahnte ich.

»Darf ich dich noch ein einziges Mal küssen?« fragte sie.

Ich gestattete es ihr.

Ich spürte ihre Lippen.

Ich betrachtete die Sklavin, die Agentin der Kurii gewesen war.

Dann machte ich kehrt und verließ die Nische.

Einmal blickte ich noch zurück. Sie lag auf dem Bauch, halb durch den Vorhang ragend, doch von der Sklavenkette festgehalten, die Arme nach mir ausstreckend. »Bitte kauf mich!« flehte sie. »Bitte laß mich nicht hier zurück!«

»Wie war sie?« fragte ein Paga-Helfer, der gerade Kelche abwusch.

»Ich werde mein Geld nicht zurückverlangen«, sagte ich.

»Ob sie sich wohl macht?« erkundigte er sich. »Pembe wollte es wissen.«

»Anzunehmen«, sagte ich. »Man weiß das natürlich nie so genau. Ich meine aber, daß sie sich als zufriedenstellend erweisen wird.«



»Liegt ihr Sklaventum dicht an der Oberfläche?« fragte er weiter.

»Ja«, entgegnete ich. »Zweifellos wird es sich bald voll zeigen.«

»Hat sie das wahre Feuer einer Sklavin?«

Ich dachte daran, wie sie schluchzend in meinen Armen gelegen hatte, küssend und leckend, um Berührung flehend.

»Ja«, antwortete ich.

»Das ist gut«, sagte er. »Vielleicht ist ja Hoffnung für das Mädchen.«

Ich ging zu der Wand, vor der ich die blonde Barbarin hatte knien lassen. Sie war eingeschlafen und zur Seite umgesunken.

Sanft berührte ich sie. Leise stöhnend erwachte sie und fuhr auf.

»Nein!« sagte ich leise und nahm sie sanft in die Arme.

Wie leicht und klein sie war! Wenn ich mich nicht sehr irrte, wog sie keine hundert Pfund.

»Ich gehe durch den Hinterausgang«, sagte ich zu dem Paga-Helfer.

»Wie du willst.«

Draußen wartete ich einige Sekunden lang, um zu sehen, ob die Tür sich hinter mir vorsichtig wieder öffnete. Ich hielt auch nach Spuren im Sand der Gasse Ausschau und begutachtete die umliegenden Dächer. Die Tür ging nicht auf, im Sand zeigte sich nichts, die Dächer schienen leer zu sein. Ich betrachtete das Mädchen in meinen Armen. Sie war wieder eingeschlafen. Einen Augenblick empfand ich so etwas wie Zärtlichkeit. Ihr Leben war in den letzten Wochen nicht einfach gewesen. Sie hatte als simple Schachfigur im grausamen Spiel ganzer Welten gedient. Für eine stolze Erdenfrau kann es auch qualvoll sein festzustellen, daß sie plötzlich eine Sklavin geworden ist. Ich wollte das Mädchen schlafen lassen. Ich trug sie durch Schendis Straßen. Ich begab mich nicht auf direktem Wege zu meiner Unterkunft.

Sasi öffnete die Tür.

»Bereite die Kette für ein neues Mädchen!« befahl ich.

»Ja, Herr!« sagte sie.

Ich nahm nicht an, daß Sasi sonderlich erfreut war, als ich nun die blonde Sklavin über die Schwelle trug und auf das Stroh legte.

»Ist das das Mädchen von der Schendi-Palme?« fragte sie. Die Barbarin schlief noch immer.

»Ja«, antwortete ich.

»Wozu brauchst du sie?« fragte Sasi und reichte mir den geöffneten Knöchelring der Sklavenkette, die am Boden festgemacht war.

»Sie interessiert mich, zumindest im Augenblick«, erwiderte ich, machte die blonde Sklavin fest und legte eine Decke über sie. Das arme Kind war erschöpft.

»Mich hast du nicht über die Schwelle getragen«, beschwerte sich Sasi.

»O doch, in ein Tuch gewickelt - ich hatte dich auf die Schulter genommen.«

»Ja, Herr«, sagte sie und senkte den Kopf. »Es ist schwer, einem Mann die Gefühle mitzuteilen, die eine Frau in einem solchen Augenblick bewegen«, fuhr sie fort.

»Es sind die Gefühle einer Sklavin«, sagte ich.

»Ach, das klingt so einfach!« rief sie. »Gewiß, es sind die Gefühle einer Sklavin. Aber ich frage mich, ob ein Mann jemals begreifen kann, was der Kragen für eine Frau bedeutet. Ob er die Beschaffenheit und Tiefe der Gefühle der Frau ausloten kann, die vor ihm kniet.«

»Freie Frauen haben gewiß auch Gefühle.«

»Ich war frei«, sagte sie. »Ich wußte nicht, was Gefühl bedeutete, bis ich versklavt wurde. Ich war frei. Ich brauchte nicht zu fühlen, brauchte nicht bewußt zu empfinden. Dies aber hat sich verändert. Jetzt muß ich mich den Gefühlen anderer öffnen. Nie zuvor bin ich mir der anderen Menschen so bewußt gewesen wie jetzt. Und ich kann meinen Willen nicht mehr obenanstellen. Ich muß dem Manne

gehorschen, ich muß ihm gefallen. Darauf spricht tief in mir etwas an, Herr.«

»Natürlich. Das ist die Sklavin in dir.«

»Ja«, sagte sie, »die Frau und die Sklavin in mir.«

»Die sind identisch«, sagte ich.

»Ja«, gab sie zurück.

Ich blickte zu dem schlafenden Mädchen hinüber. Ich ging zu ihr und hob mit einer Hand die Decke über ihrem Körper. Sie begann sich zu regen, denn sie spürte den Temperaturunterschied, den kühlen Lufthauch auf der Haut. »Nein«, wimmerte sie leise auf Englisch, »ich will nicht aufstehen!« Wie schön sie aussah, eine hilflose weiche Gestalt im Stroh. Sie zog die Knie an. »Nein, ich will nicht aufstehen!« wiederholte sie und tastete nach der Decke. Ich umfaßte ihre Oberarme. »Oh!« rief sie, plötzlich in den Alltag einer Sklavin zurückgerissen.

Ich legte mich zu ihr.

»Ich dachte mir schon, daß du es bist, Herr«, sagte sie und löste sich aus der liebevollen Umarmung, in der sie mich gehalten hatte.

Ich hatte ihr die Gesichtsmaske abgenommen, und sie hatte zum ersten Mal mein Gesicht gesehen.

Wir schreiben die sechzehnte Ahn; es war mehrere Ahn her, daß ich meiner Sklavin die Jungfräulichkeit genommen hatte.

»Seit dem Augenblick, da ich dich zum ersten Mal sah, habe ich mir erträumt, deine Sklavin zu sein«, sagte sie.

»Jetzt ist es Wirklichkeit geworden.«

»Hilf Sasi beim Abwaschen!« sagte ich.

»Ja, Herr!« sagte sie.

Sie hob die Finger, drehte den Kopf hin und her und betrachtete die Ringe in ihren Ohren.

»Sie sind wunderschön«, sagte sie und bewunderte sich im Spiegel.

Sie bestanden aus Gold und maßen etwa einen Zoll im

Durchmesser. Ich hatte ihr die Ohrläppchen durchstochen und die Schmuckstücke angesteckt.

»Wie schön es ist, wieder sehen zu können!« fuhr sie fort. Die Gesichtsmaske lag in einer Ecke. Ihr Bein steckte nicht mehr im Sklavenring.

Als sie meinen Blick bemerkte, kniete sie sofort nieder.

»Bin ich schön, Herr?« fragte sie.

»Beinahe«, antwortete ich.

»Ich möchte ja nicht eitel reden«, sagte sie und schaute in den Spiegel. »Ich meine aber, daß ich so schön bin wie die schönste Frau auf der Erde.«

»Das bist du sicher«, sagte ich. »Bist du aber auch als goreanische Sklavin schön?«

»Das würde sicher von der goreanischen Sklavin abhängen«, sagte sie.

»Findest du dich schön, soweit es den Durchschnitt der goreanischen Sklavinnen angeht?« erkundigte ich mich. Sie senkte den Kopf. »Nein, Herr. Ich wußte nicht, daß es solche Frauen gab, bis ich als freie Frau mehrere in Cos entdeckte, später dann einige andere im Hafen von Port Kar und Schendi, als ich selbst schon versklavt worden war. Manchmal«, fuhr sie fort, »kommt es mir beinahe unrecht vor, daß eine Frau so schön und begehrenswert aussehen kann.«

»Warum?« fragte ich.

»Ich weiß nicht«, sagte sie lächelnd. »Vielleicht weil ich nicht so schön und begehrenswert bin. Vielleicht weil die Männer solche Frauen mögen. Vielleicht bin ich eifersüchtig auf ihre Schönheit, auf die Anziehung, die sie auf Männer ausüben.«

»Es ist ganz natürlich, daß die Häßlichen an der Schönheit etwas auszusetzen haben«, sagte ich.

»Aber ich bin doch nicht häßlich, oder?«

»Nein«, erwiderte ich, »das bist du nicht. Du bist sogar beinahe schön.«

»Ich frage mich, ob goreanische Männer wie du begreifen, was für ein Glück sie haben, daß es solche Frauen auf ihrer Welt gibt.«

»Gibt es nicht auch auf deiner Welt zahlreiche solche Frauen, die hilflos und liebevoll dienen und gefallen wollen?«

»Ihr goreanischen Ungeheuer seht doch all die herrliche Pracht, die euch zur Verfügung steht, als zu selbstverständlich an!«

Ich zuckte die Achseln.

Sie blickte mich an. »Wie kommt es«, fragte sie, »daß auf deiner Welt die Dinge nicht so sind wie in meiner Heimat?«

»Die goreanischen Männer sind eben keine Schwächlinge und Dummköpfe«, antwortete ich.

Sie blickte mich an.

»Sie haben die Vorherrschaft nicht aufgegeben, die Blut und Rückgrat ihrer Natur ist«, fuhr ich fort.

Sie schluckte trocken.

»Sie rücken nicht davon ab«, betonte ich.

»Ja, Herr!« sagte sie.

»Und was ist mit mir?« fragte Sasi. »Bin ich nicht schön? Sind meine Ohringe nicht auch reizvoll anzuschauen?«

»Ja«, sagte ich, »du bist schön, und die Ohringe stehen dir vorzüglich, mein kleiner Sleen!« Sasis goldene Ohringe waren identisch mit denen, die die blonde Barbarin trug.

»Vielen Dank, Herr!« Sasi war bei guter Stimmung. Nach meiner Rückkehr aus Pembes Taverne hatte ich mich zur Blondin gelegt und anschließend einige Stunden geschlafen. Doch als ich dann erwachte, hatte ich auch ihre Sklavengelüste gestillt. Anschließend hatten wir gegessen, Speisen, die sie während meiner Ruheperiode in Schendi erstanden hatte, mit Hilfe von Münzen, die ich ihr gegeben hatte.

»Wenigstens bin ich beinahe schön«, sagte die blonde Sklavin lächelnd.

»Vielleicht wirst du eines Tages wirklich schön sein.«

Sie blickte mich an.

»Frauen nehmen an Schönheit zu - in der Sklaverei«, sagte ich.

Sie blickte in den Spiegel.

»Durch die Unterwerfung unter den Mann wird als Reaktion in der Frau mehr von ihrer Weiblichkeit freigesetzt«, fuhr ich fort und stand auf.

Aus meinem Seesack nahm ich die auf Shaba ausgestellten Kreditbriefe, die auf verschiedene Banken in Schendi gezogen waren, und den falschen Ring, den er anstelle des echten Schmuckstücks ins Sardargebirge bringen sollte. Für diese Kreditbriefe sollte ich, angeblich ein Agent der Kurii, den echten Ring in Empfang nehmen, den Tahari-Ring, den ich anschließend nach Port Kar schaffen wollte, von wo Samos den Transport ins Sardargebirge zu organisieren gedachte. Ich nahm nicht an, daß ich Shaba umbringen würde. Wenn er es wirklich wagen sollte, den falschen Ring im Sardargebirge abzuliefern, würde er dort zweifellos den Priesterkönigen in die Hände fallen, die mit ihm machen würden, was sie für richtig hielten. Brachte er den falschen Ring nicht ins Sardargebirge, konnte ich ihn später noch aufspüren und töten. Für mich ging es in erster Linie darum, den Tahari-Ring so schnell und sicher wie möglich zu Samos zurückzuschaffen.

Die achtzehnte Ahn rückte heran.

»Herr«, sagte Sasi, »ich fürchte den Blick deiner Augen.«

»Ich muß fort«, sagte ich.

»Ich fürchte deinen Blick«, wiederholte sie. »Kehrst du zu uns zurück?«

»Ich werde es versuchen«, sagte ich.

»Deine Augen verraten mir, daß du meinst, du kehrst nicht zurück«, sagte sie.

»Ich habe eine schwierige Aufgabe vor mir«, sagte ich.

»Im Seesack befinden sich verschiedene Dinge«, fuhr ich fort. »Zum Beispiel der Schlüssel zu deinem Kragen. Außerdem Münzen. Falls ich nicht zurückkehre oder nicht bald zurückkehre, müßten sie ausreichen, um dich und die Barbarin längere Zeit am Leben zu erhalten.«

»Ja, Herr«, sagte sie. Dann blickte sie mich staunend an.

»Du willst es zulassen, daß ich den Schlüssel zu meinem eigenen Kragen in die Hand bekomme?« fragte sie.

»Schendi mag für dein Überleben kein einfacher Ort

sein«, erwiderte ich. »Es mag Umstände geben, da du es für angemessen hältst, den Kragen abzunehmen.«

»Befreist du mich?« fragte sie. Sasi kam gar nicht auf den Gedanken, ich könnte vorhaben, auch der blonden Barbarin die Freiheit zu schenken. Auf einer Welt wie Gor konnte ein Mädchen wie die Blonde, die eben erst zu ihrer Schönheit fand, nichts anderes sein als eine Sklavin.

Ich warf Sasi einen Blick zu. Hastig kniete sie nieder.

»Verzeih mir, Herr!« sagte sie. »Bitte töte mich nicht!«

»Nein«, sagte ich. »Aber wie ich schon sagte, es mögen Umstände eintreten, da es besser ist, wenn du nicht als Mädchen Tarls aus Teletus zu erkennen bist.«

»Wer bist du wirklich, Herr?« fragte sie.

»Du solltest dein Mundwerk zügeln, Sasi«, sagte ich. »Du bist wendig, schlau. Dein Geist ist so wach, wie dein Körper sich wohlgerundet zeigt. Du hast dich im Hafen Port Kars als Urt-Mädchen durchs Leben geschlagen. Ich habe keine Angst um dich.« Ich blickte auf die blonde Barbarin.

»Sei unbesorgt, Herr!« sagte Sasi. »Ich bringe ihr bei, sich zu verstecken, Abfall zu essen und Paga-Helfern zu gefallen.«

»Ich muß jetzt fort«, sagte ich.

»Ja, Herr!«

»Sollte bis zu meiner Rückkehr zuviel Zeit vergehen«, fuhr ich fort, »wird man euch beide vermutlich einfangen und öffentlich versteigern.«

»Ja, Herr!« sagte sie.

Ich wandte mich zum Gehen.

»Mußt du denn in diesem Augenblick fort?« fragte Sasi.

Ich drehte mich um und schaute sie an.

»Vielleicht sehe ich dich nie wieder«, sagte sie.

Ich zuckte die Achseln.

»Ich will nicht frei sein«, sagte sie.

»Sei unbesorgt!« antwortete ich. »Das wird dir nicht widerfahren.«

»Bitte, Herr«, sagte sie leise, »liebe mich, liebe mich sanft!«

Ich ging zu ihr, beugte mich über sie und nahm sie in die Arme.

»Du kommst spät«, sagte Msaliti.

»Ich habe die Kreditbriefe mitgebracht«, erwiderte ich.

»Die neunzehnte Ahn ist bereits vorbei«, sagte er.

»Ich wurde aufgehalten.«

»Hast du die Kreditbriefe mitgebracht?« wollte er wissen.

»Ja«, erwiderte ich. Offensichtlich war er nervös.

Er ließ mich von der Straße in den kleinen Vorraum eintreten. Von dort ging es in den größeren Raum, in dem wir am Vortag unsere Geschäfte besprochen hatten.

»Ist Shaba hier?« fragte ich.

»Nein.«

»Was ist dann so schlimm daran, daß ich zu spät komme?« fragte ich.

»Gib mir die Kreditbriefe!« forderte er. »Gib mir den Ring!«

»Nein«, sagte ich. Ich betrat den größeren Raum.

»Wo sind die Askaris?« fragte ich dann. Sie waren nicht zu sehen.

»Sie befinden sich an einem anderen Ort«, erwiderte er.

»Dieses Zimmer wirkte gestern behaglicher«, fuhr ich fort,

»als es die beiden Sklavinnen enthielt.«

Msaliti und ich setzten uns mit untergeschlagenen Beinen an den niedrigen Tisch.

»Als wir uns gestern abend voneinander verabschiedet hatten«, sagte ich, »suchte ich Pembes Taverne auf. Dort beschäftigte ich mich mit einer Sklavin, die früher einmal Evelyn Ellis hieß. Im Kragen ist sie nicht übel.«

»Sie ist gefühlskalt«, sagte Msaliti.

»Unsinn!« sagte ich. »Das arme Mädchen ist pagawillig.«

»Das finde ich überraschend«, meinte er.

»Sie kann nicht mehr anders«, sagte ich.

»Armes kleines Ding!«

»Ich mußte sie nur ein bißchen an die Kandare nehmen«, sagte ich.

»Ausgezeichnet.«

»War nicht schwer.«



»Warum gibst du mir die Kreditbriefe und den Ring nicht?« fragte Msaliti.

»Ich habe Befehl, sie Shaba zu geben und dafür den echten Abschirmring entgegenzunehmen.«

»Wem wirst du den Ring aushändigen?« fragte er.

»Belisarius in Cos«, antwortete ich.

»Kennst du sein Haus?« fragte Msaliti.

»O nein!« sagte ich. »Man wird sich mit mir in Verbindung setzen.«

»Wo soll diese Kontaktaufnahme stattfinden?« fragte Msaliti und musterte mich aus zusammengekniffenen Augen.

»Im Chatka und Curla in Cos«, antwortete ich.

»Wer ist Wirt im Chatka und Curla?« wollte er wissen.

»Aurelion aus Cos«, erwiderte ich.

»Ja«, sagte Msaliti.

»Sei unbesorgt!« sagte ich. »Ich werde mich nach besten Kräften darum kümmern, daß der Ring in die richtigen Hände gelangt.«

Msaliti nickte. Ich lächelte.

»Warum willst du den Ring haben?« fragte ich.

»Um sicherzugehen, daß er die Ungeheuer erreicht«, sagte er. »Sie wären nicht gerade erfreut, wenn er erneut verlorenginge.«

»Deine Sorge um das Anliegen dieser Wesen ist loblich«, sagte ich.

»Ich habe keine Lust, in Stücke gerissen zu werden«, sagte er.

»Das ist verständlich«, meinte ich. »Auch ich würde einem solchen Schicksal nicht gerade frohgemut entgegensehen.«

»Du scheinst gutgelaunt zu sein«, stellte er fest.

»Auch deine Laune dürfte nicht gerade schlecht sein«, erwiderte ich. »Ist eure Aufgabe nicht fast gelöst?«

»Das hoffe ich zumindest«, sagte Msaliti.

»Hast du wirklich so große Angst vor den Ungeheuern?« fragte ich.

»Wir sind mit der Zeit sehr im Verzug«, sagte er.

»Ich habe Angst, daß die Ungeheuer sich den Ring selbst holen.«

»Aber ich soll doch den Ring an mich nehmen«, sagte ich.

»Ich kenne dich nicht einmal«, stellte Msaliti fest.

»Ich kenne dich auch nicht«, erwiderte ich.

»Wir hatten nach dem blonden Mädchen Ausschau gehalten«, sagte er.

»Sie wurde aufgehalten«, sagte ich. »Sie wurde versklavt«, fügte ich gutgelaunt hinzu.

»Wirklich schade«, sagte er. [

»Unsinn - das Sklavinnendasein ist gut für eine Frau.«

»Ich traue Shaba nicht«, sagte er.

»Ich bin nicht sicher, daß er uns seinerseits vertraut«, meinte ich. »Wenigstens können wir beide Vertrauen ineinander haben.«

Msaliti trommelte mit den Fingern auf dem niedrigen Tisch herum.

»Bist du sicher, daß wir allein sind?« fragte ich.

»Natürlich«, sagte Msaliti. »Niemand hat das Haus betreten. Bis zu meinem Eintreten haben die Askaris den Eingang bewacht.«

»Wie ich sehe, haben sie es versäumt, die Spuren meines gestrigen Auftritts auf dem Dach zu beseitigen - ich meine damit die Erbsen, die noch immer an ihren Fäden hängen.«

»Natürlich haben wir sie wieder zurückgesteckt«, sagte Msaliti.

»Dann wäre ich an deiner Stelle nicht so sicher, daß wir allein sind«, sagte ich.

Hastig hob Msaliti den Kopf. Mehrere Erbsen baumelten an ihren langen Fäden.

»Wie man außerdem feststellen kann, ist der Lüftungsrost entfernt worden«, fuhr ich fort.

»Du bist sehr aufmerksam«, sagte Shaba.

Torkelnd erhob sich Msaliti und wich zurück.

Auf der anderen Seite des Tisches, an seinem gewohnten Platz, saß Shaba. Auf dem Sitz war ein kurzes Verschwimmen zu bemerken gewesen, eine Art verdrehter Lichtwirbel,

eine Art Lichtstrudel - im nächsten Augenblick hatte er sich unserem Blick gelassen dargeboten.

»Ich hatte mir gleich gedacht, daß du nicht zu spät kommst«, sagte ich. »Du scheinst mir ein pünktlicher Burche zu sein.«

»Statt dessen bist du zu spät erschienen«, stellte er fest.

»Ja«, sagte ich, »und es tut mir leid. Ich wurde aufgehalten.«

»War sie hübsch?«

Ich nickte. »Ja«, sagte ich.

»Es geht um Dinge von großer Bedeutung«, sagte Msaliti.

»Wenn es euch beiden recht ist, würde ich mich jetzt gern darum kümmern.«

»Soweit ich mitbekommen habe«, sagte Shaba zu mir,

»hast du die Kreditbriefe und den falschen Ring mitgebracht.«

»Ja«, sagte ich und legte die Dokumente auf den Tisch.

»Wo ist der falsche Ring?« fragte Msaliti.

»Ich habe ihn«, antwortete ich.

Shaba sah sich die Kreditbriefe genau an. Er ließ sich Zeit dabei. »Diese Dokumente scheinen in Ordnung zu sein«, sagte er schließlich.

»Darf ich sie auch sehen?« drängte Msaliti.

Shaba reichte ihm die Kreditbriefe. »Du traust unserem breitschultrigen Kurier nicht?« fragte er.

»Ich traue möglichst wenigen Leuten«, erwiderte Msaliti.

Er sah die Unterlagen sorgfältig durch. Dann gab er sie an Shaba zurück. »Ich kenne die Siegel und Unterschriften, Diese Papiere lassen sich tatsächlich bei den angegebenen Banken einlösen.«

»Das sind zwanzigtausend Gold-Tarn«, stellte ich fest.

»Löse sie ein, ehe du den falschen Ring ins Sardargebirge bringst«, sagte Msaliti. »Unter diesen Umständen ist es in unserem Interesse, guten Glaubens zu verhandeln.«

»Aber was ist, wenn ich den falschen Ring nicht ins Sardargebirge bringe?« fragte Shaba.

»An deiner Stelle würde ich es tun«, meinte Msaliti.

»Ich verstehe«, sagte Shaba.

»Die Ungeheuer sind Verrätern gegenüber nicht sehr rücksichtsvoll.«

»Das ist verständlich«, sagte Shaba.

»Dieser Aspekt ließe sich bei den fraglichen Banken morgen früh erledigen«, sagte ich. »Dabei könntest du dich von der Echtheit der Dokumente überzeugen und das Gold abheben oder neu einzahlen, wie du willst.«

»Kungumi der Bettler«, sagte Msaliti, »kann sich nicht gut in der Straße der Münzen blicken lassen.«

»Dann tritt als Msaliti auf«, riet ich ihm.

Der andere lachte. »Red keinen Unsinn!« sagte er.

Ich verstand seine Antwort nicht.

»Ich bin damit einverstanden, die Transaktion heute abend abzuwickeln«, sagte Shaba. »Wenn die Kreditbriefe nicht echt sind, würde ich den Ring eben einfach nicht ins Sardargebirge bringen.«

»Denk dran«, sagte Msaliti, »du darfst am falschen Ring auf keinen Fall den kleinen Hebel drücken. Er darf nur im Sardargebirge bedient werden.«

Meine Nackenhaare begannen sich zu sträuben. Ich machte mir klar, daß mein Verdacht zutreffen mußte - in dem falschen Ring steckte irgendeine große Gefahr. Shaba steckte die Kreditbriefe unter seine Robe. Anschließend streifte er eine lange, dünne Kette ab, die ihm um den Hals hing und bisher von seiner Kleidung verdeckt gewesen war. Er öffnete die Kette.

Ich sah den Ring an der Kette.

Mein Herz begann heftig zu klopfen.

Er streckte die Hand aus. »Dürfte ich den falschen Ring haben?« fragte er.

»Ich glaube, es hat wenig Sinn, den falschen Ring ins Sardargebirge zu bringen«, sagte ich. »Die inzwischen eingetretene Verzögerung dürfte längst Verdacht erweckt haben.«

Und das stimmt durchaus. Aus persönlichen Gründen lag mir gar nicht so sehr daran, daß Shaba den Ring in das Gebirge der Priesterkönige brachte. Ich hatte Respekt vor seinem Beitrag zur Erforschung Görs. Ich wußte, er war ein Mann, der Mut und Intelligenz besaß. Gewiß, er war ein

Verräter, doch umgab ihn etwas Unerklärliches, das mir irgendwie gefiel. Es ging mir nicht darum, ihn der Strafe ausgesetzt zu sehen, die sich die Priesterkönige oder ihre menschlichen Verbündeten für einen Verräter ausdenken mochten. Wenn sie sich wirklich Mühe gaben, waren sie darin bestimmt nicht weniger einfallsreich als die Kurii. Vielleicht wäre es das beste, wenn ich ihn umbrächte. Dann fand er wenigstens einen schnellen, gnädigen Tod.

»Den Ring, bitte!« sagte Shaba.

»Gib ihm den Ring!« forderte Msaliti.

Ich reichte Shaba den falschen Ring, und er fädelte ihn an die Kette.

»Hingen da nicht elf Erbsen an den Fäden?« fragte er.

Msaliti drehte sich hastig um und schaute empor. »Keine Ahnung«, sagte er. »Sind es jetzt mehr?«

Ich hatte den Blick nicht von Shaba genommen. »Es waren zwölf«, sagte ich.

»Es sind auch jetzt noch zwölf«, sagte Msaliti, der langsam die Erbsen gezählt hatte.

»Dann hat sich die Zahl also nicht verändert«, stellte Shaba fest.

»Ja«, bestätigte ich und musterte ihn gelassen.

»Ich muß dir mein Lob aussprechen«, sagte Shaba. »Du hast eine Beobachtungsgabe, die der eines Schriftgelehrten vergleichbar ist - oder der eines Kriegers.«

Er drehte die Kette, machte einen Ring davon los und reichte ihn mir.

Geographen und Kartographen gehören natürlich der Kaste der Schriftgelehrten an.

Ich hatte die Drehung der Kette genau beobachtet. Ich erhielt von Shaba den Ring, der ursprünglich an der Kette gehangen hatte.

Shaba, der nun den falschen Ring an der Kette trug, schloß die Kette im Nacken.

Er stand auf, und Msaliti und ich folgten seinem Beispiel.

»Ich verlasse Schendi heute abend«, sagte Shaba.

»Ich ebenfalls«, äußerte Msaliti. »Ich habe mich schon zu lange hier aufgehalten.«

»Es wäre für dich nicht gut, wenn man dich zu sehr vermissen würde«, sagte Shaba lächelnd.

»Nein«, erwiderte Msaliti. Ich verstand dieses Gespräch nicht.

»Ich wünsche euch alles Gute, Kollegen im Verrat!« sagte Shaba.

»Leb wohl!« sagten wir zu ihm. Er verbeugte sich und ging-

»Gib mir jetzt den Ring!« sagte Msaliti.

»Ich werde ihn behalten«, sagte ich.

»Gib ihn mir!« forderte Msaliti, und seine Stimme klang nicht freundlich.

»Nein«, sagte ich. Dann schaute ich mir den Ring an. Ich drehte ihn hin und her. Ich versuchte den winzigen Kratzer auszumachen, der den Tahari-Ring eindeutig für mich identifizierte. Mit immer hektischer werdenden Bewegungen drehte ich den Ring. Meine Hand begann zu zittern. »Halt Shaba auf!« rief ich. »Dies ist nicht der Ring!«

»Er ist fort«, sagte Msaliti. »Das ist der Ring von der Kette um seinen Hals, an der er den Abschirmring getragen hat.«

»Es ist aber nicht der echte Ring«, sagte ich bedrückt. Ich hatte mich überlisten lassen. Shaba war ein schlauer Mann. Gestern abend hatte er uns vorgeführt, daß der Ring, den er an einer Kette um den Hals trug, der echte Schutzring war. Heute aber hatte er einen anderen Ring an dieser Stelle getragen. Dies wäre mir vielleicht aufgefallen, hätte er nicht den Eindruck erzeugt, uns ablenken zu wollen, indem er uns auf die baumelnden Erbsen hinwies - vermutlich um die Ringe auszutauschen, während wir abgelenkt waren. Ich hatte mich jedoch nicht davon abbringen lassen, Shaba zu beobachten. Als er die Kette drehte, hatte ich mich vergewissert, daß der Ring, den er mir reichte, der Ring war, der ursprünglich an der Kette gehangen hatte. Der eigentliche Ringtausch hatte natürlich früher stattgefunden, als er noch allein war. Der Ring, den er so raffiniert gegen den echten Ring hatte austauschen wollen, war der falsche Ring aus meiner Hand, der mir als echt zurückgegeben werden

sollte. In meiner eingebildeten Freude darüber, daß dieser Tausch von mir verhindert worden war, hatte ich völlig die Möglichkeit übersehen, daß der Ring an der Kette heute abend von vornherein gar nicht der echte gewesen war. Msaliti schien übel zu sein. Ich gab ihm den Ring. Shaba hatte jetzt beides - den echten Ring, den Tahari-Ring, und das falsche Schmuckstück, das die Kurii anstelle des echten Ringes ins Sardargebirge hatten schaffen wollen. »Woher weißt du, daß dies nicht der echte Ring ist?«

fragte Msaliti.

»Man hat dich doch bestimmt gelehrt, den echten Ring zu erkennen«, fragte ich.

Ich legte mir schnell etwas zurecht.

»Nein«, erwiderte Msaliti.

Die Kopie des echten Ringes war vorzüglich gestaltet. Am Rand der Silberplatte, die von der Fassung gehalten wurde, befand sich in der Tat ein winziger Kratzer. Er sah der echten Beschädigung ähnlich, war aber nicht mit dem Zeichen identisch, an das ich mich aus meiner Zeit in der Tahari erinnerte. Dem Juwelier, der Shaba den Ring nachgestaltet hatte, war in dieser Beziehung ein kleiner Fehler unterlaufen. Der Kratzer unterschied sich in Form und Tiefe ein wenig vom Original.

»Das Stück ähnelt dem echten Ring sehr«, sagte ich zu Msaliti. »Es ist zu groß und aus Gold und hat in der Fassung eine rechteckige Platte. An der Rückseite, wenn man den Ring dreht, zeigt sich ein runder Hebel, den man niederdrücken kann.«

»Ja, ja«, sagte Msaliti.

»Aber schau hier«, fuhr ich fort. »Siehst du diesen Kratzer?«

»Ja.«

»Nach meinen Informationen besitzt der echte Ring keine solchen Identifikationsmerkmale«, erklärte ich. »Angeblich besitzt er ein makelloses Äußeres. Wäre das Stück auf diese Weise entstellt worden, hätte man mich bestimmt verständigt. Ein solcher Kratzer hätte die Identifikation ja sehr vereinfacht.«

»Du bist ein Dummkopf«, sagte Msaliti. »Zweifellos hat Shaba den Ring angekratzt.«

»Würdest du ein so kostbares Stück dermaßen rücksichtslos behandeln?« fragte ich.

Msaliti drehte den Ring herum. Er sah mich an. Dann drückte er auf den Hebel. Nichts tat sich. Wutentbrannt brüllte er los, den Ring in der geballten Faust.

»Du hast dich hereinlegen lassen!« rief er.

»Wir haben uns hereinlegen lassen«, berichtigte ich ihn.

»Folglich besitzt Shaba den unbeschädigten Ring«, sagte er.

»Stimmt«, sagte ich. Shaba besaß den makellosen Ring, der der falsche Ring war. Außerdem besaß er den echten Tahari-Ring, der dem falschen Ring in Msalitis Hand so sehr ähnelte.

»Du mußt Männer in Schendis Straße der Münzen schicken«, sagte ich. »Shaba darf auf keinen Fall die Kreditbriefe einlösen, die er bei sich hat.«

»Er weiß sicher, daß wir etwas dagegen unternehmen können«, sagte Msaliti. »Er ist nicht verrückt. Wie gedenkt er an sein Gold zu kommen?«

»Er ist sehr intelligent, geradezu genial«, sagte ich nachdenklich. »Zweifellos hat er eine solche Maßnahme vorausgesehen. Trotzdem müssen wir sie einleiten.«

»Einverstanden«, sagte Msaliti zornbeugend.

»Aber wie gedenkt er an das Gold heranzukommen?« fragte ich.

Msaliti blickte mich zornig an.

»Er muß einen Plan haben«, stellte ich fest.

»Ich gehe jetzt«, sagte Msaliti.

»Du willst doch bestimmt deine Verkleidung anlegen«, sagte ich.

»Die brauche ich nicht mehr«, erwiderte er.

»Was hast du vor?« fragte ich.

»Ich muß schnell handeln«, entgegnete er. »Es sind viele Befehle zu erteilen. Shaba muß festgenommen werden.«

»Wie kann ich dir helfen?« fragte ich.

»Ich nehme die Sache ab sofort allein in die Hand«, sagte



er. »Du brauchst dir deswegen keine Gedanken mehr zu machen.«

Er warf sich eine bestickte Aba um die Schultern und verließ zornigen Schrittes den Raum.

»Warte!« rief ich hinter ihm her.

Doch er war schon fort.

Zornig folgte ich ihm. Kaum hatte ich den Vorraum durchquert und trat über die Schwelle ins Freie, als ich meine Arme plötzlich festgehalten spürte. Ein Dutzend Männer oder mehr warteten vor dem Haus, links und rechts von der Tür postiert. Sieben oder acht dieser Männer waren Askaris, darunter auch die beiden großgewachsenen Bur-schen, die ich schon von gestern kannte, schwarzhäutige, in Felle gekleidete Riesen mit Federn und goldenen Armreifen. Fünf oder sechs waren amtliche Schendi-Wächter. Sie wurden von einem Offizier des Kaufmannsrates dieser Stadt kommandiert.

»Ist er das?« fragte der Offizier.

»Ja«, sagte Msaliti und drehte sich um. »Er behauptet, Tarl aus Teletus zu sein, dürfte diese Behauptung aber nicht beweisen können.«

»Was geht hier vor?« brüllte ich. Ich wehrte mich in dem Bemühen, von den vier Männern loszukommen, die mich gepackt hielten. Im nächsten Augenblick spürte ich die/nackten Spitzen zweier Dolche auf der Haut.

Ich stellte den Kampf ein. Beide Waffen ließen sich schneller zustoßen, als ich meine Gegner hätte von mir schleudern können.

Man fesselte mir die Hände auf dem Rücken.

»Diese Männer haben auf mich gewartet«, sagte ich zu Msaliti.

»Natürlich«, erwiderte er.

»Wie ich sehe, warst du entschlossen, auf jeden Fall derjenige zu sein, der den Ring unseren Vorgesetzten zurückgibt«, sagte ich.

»Natürlich«, entgegnete er. »Dadurch erhöhe ich das Ansehen, das ich bei ihnen genieße.«

»Aber was ist mit mir?« fragte ich.

Er zuckte die Achseln. »Wer mag schon wissen, was aus dir wird?«

»Du bist Offizier der Stadt Schendi«, sagte ich zu dem Mann, der die Wächter kommandierte. »Ich verlange, freigelassen zu werden.«

»Hier ist das Papier«, sagte Msaliti zu dem Offizier.

Der Offizier ergriff das Blatt und schaute es sich an. Dann wandte er sich zu mir um. »Du bist der Mann, der sich Tarl aus Teletus nennt?« fragte er.

»Ja.«

Der Offizier steckte das Papier ein.

»Es gibt in Schendi einen guten Ort für kriminelle Vagabunden«, stellte er fest.

»Schau doch in meine Brieftasche!« sagte ich. »Dort wirst du feststellen, daß ich kein Herumtreiber bin.«

Der Beutel wurde mir vom Gürtel geschnitten. Der Beamte schüttelte sich einige Gold- und Silbermünzen in die Hand.

»Siehst du?« fragte ich.

»Er traf in Schendi ein«, sagte Msaliti, »und trug das Gewand eines Metallarbeiters. Hier und jetzt steht er im Anzug eines Lederarbeiters vor dir.« Msaliti lächelte. »Welcher Metallarbeiter oder Lederarbeiter trägt schon ein solches Vermögen mit sich herum?«

»Offensichtlich ist er ein Dieb, zweifellos auf der Flucht«, sagte der Offizier.

»Das Arbeiterkontingent, das Schendi zur Verfügung stellen muß, verläßt morgen früh die Stadt«, sagte Msaliti.

»Vielleicht kann dieser Bursche die Stelle eines braven Bürgers von Schendi einnehmen.«

»Würdest du das annehmbar finden?« fragte der Offizier.

Msaliti musterte mich. »Ja«, sagte er.

»Ausgezeichnet!« sagte der Offizier. »Legt dem Sleen ein Seil um den Hals!«

Man brachte an meinem Hals eine Leine an.

»Das ist nicht gerecht«, sagte ich.

»Wir haben schlimme Zeiten«, sagte der Offizier. »Und Schendi kämpft ums Überleben.«

Er hob vor Msaliti die Hand und zog sich zurück, seine Wächter nahm er mit.

»Wohin werde ich gebracht?« fragte ich Msaliti.

»Ins Landesinnere«, antwortete er.

»Du hattest die ganze Zeit den Rat von Schendi auf deiner Seite«, sagte ich. »Jemand in hoher Position muß hier seine Befehle gegeben haben.«

»Ja«, sagte Msaliti.

»Wer?« fragte ich.

»Ich.«

Ich musterte ihn verwirrt.

»Du weißt doch sicher, wer ich bin?« fragte er.

»Nein.«

»Ich bin Msaliti«, antwortete er.

»Und wer ist das?« wollte ich wissen.

»Na, ich!«

»Und wer bist du?«

»Ich dachte, das wüßten alle«, sagte er. »Ich bin Bila Hurumas Großwesir.«

-16-

»Zurück!« brüllte ich und schlug mit der Schaufel zu. Die scharfe Kante des Werkzeugs prallte seitlich gegen die Schnauze. Das Wesen fauchte. Das Geräusch ist unglaublich laut - oder hört sich zumindest so an, wenn man ganz in der Nähe steht. Ich bemerkte die spitze Zunge, die auf gedehnten Kiefer, das Maul gut einen Meter hoch, gefüllt mit vielen Reihen nach hinten geneigter Reißzähne.

Es war mir gelungen, den Fuß auf den Unterkiefer zu stellen und mit der Schaufel das Maul aufzustemmen, wodurch das Wesen gezwungen war, Ayaris blutendes Bein loszulassen, der hastig zurückwich. Ich spürte den Zug seiner Halsfessel an der Kette.

Wieder ließ ich die Schaufel vorzucken, diesmal gegen den Oberkiefer, und versuchte das Geschöpf brüllend zurückzudrängen.

Andere Männer rechts von Ayari und links von mir brüllten ebenfalls los und schlugen mit Schaufeln auf den Angreifer ein.

Mit blitzenden Augen wich er zurück, und die krummen, kurzen Beine mit den stummeligen Klauenfüßen schlugen ins Wasser. Der Riesenschwanz fuhr herum, traf einen Mann und schleuderte ihn ein Dutzend Fuß weit zur Seite. Das Wasser ging mir bis zu den Oberschenkeln. Erneut übte ich mit der Schaufel Druck aus. Die durchsichtigen Augenlider des Ungeheuers öffneten und schlossen sich unter den schuppigen Brauen. Wieder fauchte es, und die Zunge leckte Ayaris Blut auf, das im Maul verblieben war.

»Zurück!« rief der Askari in der Sprache der Binnenländer und stieß dem Ungeheuer seine Fackel ins Maul.

Das Tier brüllte vor Schmerzen auf. Dann wand es sich fauchend, zuckend, schwanzpeitschend durch das flache Wasser rückwärts. Augen und Schnauze und die weit geöffneten Nüstern befanden sich über der Wasseroberfläche.

»Fort! Fort!« brüllte der Askari und schwenkte die Fackel. Neben ihm stand ein zweiter Askari, der seine Lanze mit beiden Händen packte und sich brüllend bereithielt, seinem Kollegen zu helfen.

Interessanterweise störte der Zwischenfall die Arbeit kaum. Ich vermochte Hunderte von Arbeitern und Askaris zu sehen, wie auch zahlreiche Flöße, die zum Teil mit Vorräten, mit Baumstämmen und Werkzeugen beladen waren, zum Teil aber auch mit dem Schlamm, den wir aus dem Sumpfgebiet gegraben hatten, Schlamm und Erde, die dazu dienen sollten, die flankierenden Barrikaden aufzuschütten, um dieses Gebiet zu entwässern. Ziel des Unternehmens war es, dann später hier den Kanal auszuheben.

»Alles in Ordnung?« fragte ich Ayari.

Er fegte sich die Fliegen vom Kopf. »Ich glaube, ich bin krank«, sagte er.

Das Wasser rings um sein Bein färbte sich blutigrot.

»Weitermachen!« sagte der Askari mit der Fackel und wartete auf uns zu.

»Da bist du aber knapp mit dem Leben davongekommen«, sagte ich zu Ayari.

Er erbrach sich ins Wasser.

»Kannst du arbeiten?« fragte der Askari.

Ayaris Bein schien die Last nicht mehr tragen zu können.

Er schwankte und wäre beinahe ins Wasser gefallen. »Ich kann nicht stehen«, sagte er.

Ich stützte ihn.

»Nur gut, daß ich an der Kette der Gauner hänge«, sagte Ayari grinsend. »Nie zuvor war ich so glücklich über meinen Beruf. Wäre ich nicht angekettet gewesen, hätte mich das Biest bestimmt fortgezerrt.«

»Das ist durchaus möglich«, sagte ich.

Ayari stammte aus Schendi und war dort als Dieb verhaftet worden. Man hatte ihn in die Gruppe der Arbeiter gesteckt, die für Bila Huruma am Kanal arbeiten mußten.

Schendi nutzte die lästige Verpflichtung, sich mit Arbeitskräften an dem Projekt zu beteiligen, um sich seiner weniger gern gesehenen Bürger zu entledigen. Vermutlich konnte man das dem Kaufmannsrat nicht verübeln. Da er aus Schendi stammte, sprach Ayari natürlich Goreanisch. Für mich war es ein Glück, daß er zugleich die Sprache beherrschte, die am Hof Bila Hurumas gesprochen wurde. Sein Vater war vor vielen Jahren aus einem Dorf des Binnenlandes geflohen, am Nordufer des Ushindi-Sees gelegen. Das Dorf hieß Nyuki und war wegen seines Honigs berühmt. Es war dabei um den Diebstahl mehrerer Melonen vom Feld des Häuptlings gegangen. Sein Vater war etwa fünf Jahre später zurückgekehrt, um seine Mutter zu kaufen. Anschließend hatte die Familie in Schendi gelebt. Zu Hause hatte man sich in der Sprache des Binnenlandes verständigt. Es wird geschätzt, daß fünf bis acht Prozent aller Bürger Schendis die Binnensprache kennen.

»Kannst du arbeiten?« fragte der Askari noch einmal.

Dank Ayaris Unterricht vermochte ich solche einfachen Sätze inzwischen zu verstehen.

Noch mehr beeindruckte mich allerdings Ayaris Fähigkeit, die Botschaften der Trommeln zu entziffern, obwohl

behauptet wird, daß dies für jemanden, der die Binnensprache fließend beherrscht, kein großes Problem ist. Ähnlichkeiten zu den wichtigsten Vokallauten der Binnensprache finden sich in bestimmten Trommeltönen, die variiert werden können, indem der ausgehöhlte Trommelstamm an verschiedenen Stellen bearbeitet wird. Natürlich ist der Rhythmus der Trommelbotschaft identisch mit dem Rhythmus der Sprache, da sich mit der Trommel gewissermaßen Vokale und Betonung von Sätzen der Binnensprache nachahmen lassen. Fügt man gewisse zusätzliche Trommelsignale hinzu, die bestimmte andere Zeichen und Konsonantenlaute wiedergeben, so verfügte man über eine raffinierte Möglichkeit, über weite Strecken Informationen zu vermitteln, denn natürlich wurden die Trommelbotschaften über zahlreiche Relaisstationen weitergegeben. So läßt sich mit Hilfe der Trommeln eine Nachricht in weniger als einer Ahn über viele hundert Pasang befördern. Ich muß nicht betonen, daß Bila Huruma dieses Signalgerät übernommen und verbessert hatte, das für die Wirksamkeit seines Militärs und der Verwaltung seines Ubarats von großer Bedeutung war. Als Kommunikationsmittel war es den Rauchzeichen des Nordens eindeutig überlegen. Soweit ich wußte, ließ sich auf Gor nichts damit vergleichen, wenn man einmal von den fortschrittlichen technologischen Geräten absah, die den Priesterkönigen und Kurii zur Verfügung standen, Gerätschaften, die den meisten Goreanern im Rahmen der Waffen- und Kommunikationsgesetze verboten waren. Ich fand es erstaunlich - und nehme an, daß dies für die meisten Goreaner galt, sogar für die Bewohner Schendis -, daß ein Ubarat von der Größe und Entwicklung des Huruma-Reiches im äquatorialen Landesinneren zu existieren vermochte. Eines der erstaunlichsten Anzeichen für den weitreichenden Ehrgeiz dieses Landes war das Projekt, an dem ich hier gegen meinen Willen teilnahm, der visionäre Versuch, die Ushindi- und Ngao-Seen, die gut vierhundert Pasang voneinander entfernt waren, durch einen großen Kanal miteinander zu verbinden, einen Kanal, der den geheimnisvollen Ua-Fluß über den Ngao-See, den Ushindi,

dann den Nyoko- und Kamba-Fluß mit dem schimmernden Thassa verbinden würde - eine Verbindung, die der zivilisierten Welt die Reichtümer des Landesinneren erschließen würden, Reichtümer, die sodann durch das Ubarat Bila Hurumas geschafft werden mußten.

»Kannst du arbeiten?« fragte der Askari noch einmal.

»Nein«, antwortete Ayari.

»Dann muß ich dich töten lassen«, stellte der Askari fest.

»Ich habe mich soeben erholt«, sagte Ayari.

»Gut«, meinte der Askari und watete weiter, wobei er seine Fackel hoch über das Wasser hielt. Der zweite Askari, der seine Tharlarionlanze geschultert hatte, begleitete ihn. Minuten später wurde das Schlammfloß aus Baumstämmen, die mit Lianen verknüpft waren, wieder in unsere Nähe geschoben. Es war beladen mit dem Schlamm, den wir mühsam ausgehoben hatten.

»Kannst du graben?« fragte ich Ayari.

»Nein«, sagte er.

»Ich grabe für dich«, sagte ich.

»Das würdest du tun?« fragte er.

»Ja.«

»Ich grabe selbst.«

»Wie geht es deinem Bein?«

»Es ist noch vorhanden«, antwortete er.

Die meisten Kanalarbeiter waren nicht angekettet. Die meisten waren freie Männer, die zum Dienst gepreßt worden waren.

Wasser, das aus dem Ngao-See abfloß, gelangte in den ausgedehnten Sumpf zwischen Ngao- und Ushindi-See und wanderte von dort über den Kamba- und den Nyoka-Fluß ins schimmernde Thassa, das Meer. Bila Hurumas Ingenieure hatten nun vor, zwei parallele Wälle zu errichten, zwischen fünf und sechs Fuß hoch, etwa zweihundert Meter voneinander entfernt. Das Gebiet zwischen diesen Wällen, von dem das Sumpfwasser mittels der Wälle ferngehalten wurde, sollte dann entwässert und auf den Aushub des eigentlichen Kanals vorbereitet werden. Für diese Arbeit soll-

ten Zug-Tharlarion und riesige Bagger eingesetzt werden, die man aus dem Norden holte, ganz abgesehen von den Heerscharen der Arbeiter. Sollte, wie vermutet wurde, der Zentralkanal nach seiner Fertigstellung nicht ausreichen, den Abfluß aus dem Ngao-See aufzunehmen, plante man die Anlage von Nebenkanälen. Letztlich liefen Bila Hurumas Pläne darauf hinaus, nicht nur die Regenwälder des Landesinneren kommerziell und militärisch zu erschließen und damit das unbekannte System des Ua-Flusses und seiner Zulaufe, sondern auch die Sümpfe zwischen den beiden großen Seen trockenzulegen, ein Territorium von vielen tausend Quadrat-Pasang, das sich irgendwann einmal landwirtschaftlich nutzen ließ. Bila Huruma wollte nicht nur sein Ubarat befestigen, sondern eine ganze Zivilisation gründen.

Ich schlug nach lästigen Insekten.

»Arbeitet!« rief ein vorbeiwatender Askari.

Ich schaufelte eine neue Ladung Schlamm aus dem Sumpf und beförderte sie auf das Floß.

»Arbeitet, arbeitet!« rief der Askari den anderen Gefangenen an unserer Kette zu.

Ich sah mich um, ich schaute auf die vielen hundert Männer, die ich ausmachen konnte. »Ein eindrucksvolles Projekt«, sagte ich zu Ayari.

»Sicher können wir uns freuen, unser Scherflein zu einem so gewaltigen Unternehmen beizutragen«, sagte er nachdenklich.

»Da hast du wohl recht«, erwiderte ich.

»Andererseits wäre ich bereit, meine Rolle in diesem edlen Schauspiel anderen zu überlassen, die würdiger sind als ich.«

»Ich auch«, pflichtete ich ihm bei.

»Grabt!« sagte ein Askari.

Wir schaufelten Schlamm auf das Floß.

»Unsere einzige Hoffnung«, sagte ein Mann zu meiner Linken, der wie Ayari aus Schendi stammte, »sind die feindlichen Eingeborenenstämme dieser Gegend.«

»Eine schöne Hoffnung!« stellte Ayari fest. »Wenn die



Askaris nicht wären, würden sie mit ihren tödlichen Messern über uns herfallen.«

»Es muß doch Widerstand gegen den Kanal geben«, sagte ich.

»Zum Beispiel in den Dörfern der Ngao-Region, am Nordufer«, sagte Ayari. »Dort braut sich etwas zusammen.«

»Das ist der bestorganisierte Widerstand«, sagte der Mann links von mir.

»Der Kanal ist teuer. Ich bin sicher, daß er sich in den Ubaratskassen Bila Hurumas unangenehm bemerkbar macht. Daraus folgert, daß es auch am Hofe Unzufriedenheit geben müßte. Ferner dürften die Dörfer etwas dagegen haben, Arbeitskolonnen abstellen zu müssen.«

»Die Bürger Schendis«, sagte Ayari, »sind auch nicht gerade glücklich über das Vorhaben.«

»Sie haben Angst vor Bila Huruma«, stellte ich fest.

»Ja«, sagte Ayari.

»Man sieht die Sache in Schendi mit gemischten Gefühlen«, sagte der Mann zu meiner Linken. »Natürlich brächte es der Stadt auch Vorteile, würde der Kanal vollendet.«

»Das stimmt«, sagte Ayari.

Weiter vorn gab es Geschrei.

Askaris liefen los.

»Heb mich hoch!« sagte Ayari. Er war nicht groß.

Ich setzte ihn mir auf die Schultern.

»Was ist?« fragte der Mann links von mir.

»Nichts«, sagte Ayari. »Eine kleine Gruppe Eingeborene, drei oder vier Mann. Sie haben ihre Speere geworfen und sind geflohen. Die Askaris nehmen die Verfolgung auf.«

Ich setzte Ayari wieder im Wasser ab.

»Ist jemand ums Leben gekommen?« fragte der Mann von links.

»Nein«, antwortete Ayari. »Die Arbeiter haben die Angreifer rechtzeitig gesehen und zogen sich zurück.«

»Gestern nacht«, sagte der Mann, »sind zehn Mann getötet worden.« Er blickte uns an. »Von diesen Opfern war keines angekettet.«

»Es stimmt«, erwiderte Ayari, »daß wir den Eingeborenen hilflos ausgeliefert wären.«

»Ich glaube aber nicht«, warf ich ein, »daß solche Aktionen eine andere Wirkung haben könnten, als die Fertigstellung des Kanals lediglich hinauszuzögern.«

»Ja«, sagte Ayari.

»Könnte man die Arbeitsmannschaften nicht befreien und mit Waffen versehen?« fragte der Mann zu meiner Linken.

»Die Arbeiter bei uns kommen nicht aus den Stämmen, die hier leben«, sagte Ayari. »Du denkst wie ein Mann aus Schendi, nicht wie ein Binnenländer.« Ayari deutete auf die Reihen der Männer hinter uns. »Außerdem sind die meisten Männer hier auf ihre Weise getreue Untertanen Bila Hurumas. Wenn ihre Arbeits-Periode beendet ist, kehren sie in ihre Dörfer zurück. Die meisten wären für die nächsten zwei oder drei Jahre vor einer erneuten Arbeitsverpflichtung sicher.«

»Ah!« sagte der Mann links von mir angewidert.

»Es gibt zwei klare Möglichkeiten, Bila Huruma aufzuhalten«, sagte Ayari. »Man müßte ihn im Kampf besiegen. Oder ihn umbringen.«

»Die erste Möglichkeit«, sagte ich, »kommt mir ziemlich unwahrscheinlich vor, wenn ich mir seine Armee und ihren Ausbildungsstand ansehe. In diesem Terrain gibt es nichts, was im offenen Kampf gegen seine Streitmacht eine Chance hätte.«

»Vergiß die Rebellen am Nordufer des Ngao-Sees nicht!« wandte der Mann ein.

»Wieso sind das Rebellen?« fragte ich.

»Bila Huruma beansprucht nach den Entdeckungen Shabas alle Gebiete im Bereich des Ngao-Sees. Wer sich ihm widersetzt, ist folglich ein Rebell.«

»Ah, jetzt verstehe ich!« sagte ich. »Die Feinheiten der Staatskunst sind mir manchmal nicht ganz begreiflich.«

»Im Grunde ist es ganz einfach«, sagte Ayari. »Man legt fest, was man beweisen will, und arrangiert dann die eigenen Prinzipien so, daß die gewünschte Schlußfolgerung sich als demonstrierbare Folge ergibt.«

»Aha«, sagte ich.

»Die Logik ist so neutral wie ein Messer«, bemerkte er.

»Aber was ist mit der Wahrheit?« wollte ich wissen.

»Die Wahrheit macht schon mehr Kummer«, räumte er ein.

»Ich glaube, du gäbst einen ausgezeichneten Diplomaten ab«, sagte ich.

»Ich bin mein ganzes Leben lang ein Betrüger und Scharlatan gewesen«, sagte Ayari. »Da würde es also gar keine Veränderung geben.«

»Vor fünf Tagen«, sagte der Mann links von mir, »sind Hunderte von Askaris in Kanus an uns vorbeigefahren, und zwar nach Osten. Das war, ehe du zu uns an die Kette kamst.«

»Und was hatten sie vor?«

»Sich den Rebellenstreitkräften Kisu zum Kampf zu stellen, des früheren Mfalme der Ukungu-Dörfer.«

»Wenn sie Erfolg haben«, sagte Ayari, »ist es mit dem organisierten Widerstand gegen Bila Huruma vorbei.«

»Sie werden siegen«, sagte der Mann.

»Warum hast du gesagt, >des früheren Mfalme<?« wollte ich wissen.

»Bila Huruma«, erklärte er, »das ist allgemein bekannt, hat die Häuptlinge der Ukunga-Region bestochen. Ihr Rat hat Kisu abgesetzt und den eigenen Anführer, einen Mann namens Aibu, an die Macht gebracht. Daraufhin zog sich Kisu mit etwa zweihundert Kriegern, die ihm treu ergeben waren, in die Sümpfe zurück, um seinen Kampf gegen Bila Huruma fortzusetzen.«

»In der Kunst der Politik ist Gold heimtückischer als Stahl«, sagte Ayari selbstgefällig.

»Er wollte in den Wäldern verschwinden und dort weiterkämpfen«, sagte ich.

»Der Krieg im Wald«, sagte Ayari, »bringt nur etwas, wenn es gegen einen schwachen oder fairen Gegner geht. Dem schwachen Feind fehlt die Kraft, die Waldbevölkerung auszulöschen. Der faire Feind wird so etwas nicht tun. Leider dürfte Bila Huruma weder schwach noch fair sein.«

»Aber er muß doch irgendwie aufgehalten werden«, sagte ich.

»Vielleicht kann man ihn umbringen«, meinte Ayari ...

»Sicher wird er gut bewacht«, meinte der Mann zu meiner Linken.

»Sicher«, sagte Ayari.

»Unsere einzige Hoffnung ist also ein Sieg von Kiskus Armee«, sagte der Mann.

»Vor fünf Tagen«, sagte Ayari, »sind die Askaris in den Osten gefahren, um sich ihm zum Kampf zu stellen.«

»Vielleicht hat die Schlacht inzwischen stattgefunden«, mutmaßte der Mann.

»Nein«, sagte ich. »Dazu ist es bestimmt zu früh.«

»Warum?« wollte Ayari wissen.

»Kiskus Streitmacht befindet sich zahlenmäßig erheblich im Nachteil«, sagte ich. »Er würde sich die bestmögliche Position aussuchen müssen. Den Zeitpunkt der Auseinandersetzung müßte er sich sorgfältig überlegen.«

»Es sei denn, der Kampf würde ihm aufgezwungen«, sagte Ayari.

»Wie sollte das geschehen?« fragte ich.

»Du darfst die Tüchtigkeit der Askaris des Bila Huruma nicht unterschätzen«, sagte Ayari.

»Du redest«, sagte ich, »als handelte es sich um Berufssoldaten unter ganz straffer Generalsführung, erfahren im Kundschaften, im Umgehen, im Abschneiden des Rückzugs.«

»Hört doch!« sagte Ayari. Er hob die Hand.

»Ich höre es«, sagte ich. »Weißt du, was das ist?«

»Still!« forderte Ayari. »Ich horche!«

Die Laute waren noch etwa zwei Pasang entfernt und kamen näher. Gleich darauf wurde die Botschaft jedoch hinter uns aufgegriffen, etwa vier Pasang weiter unten an der Baustelle, zum Ushiundi-See hin. Von Station zu Station würde die Nachricht dann schnell in den Graspalast Bila Hurumas weiterwandern.

»Die Streitkräfte Kiskus sind im Kampf besiegt worden«, sagte Ayari. »So lautet die Trommelbotschaft.«

Ringsum hoben Askaris die Waffen über die Köpfe und schrien ihre Freude hinaus.

Weiter unten am Kanalaushub stimmten andere Männer ein stolzes Geschrei an, und viele schwangen ihre Schaufeln.

»Seht doch!« sagte Ayari.

Schon war das Wasserfahrzeug auszumachen - eine flache entmastete Barke. Sie wurde von vielen Dutzend Männern geschleppt, die, in ihre Seile gestemmt, durch den Sumpf wateten. Sie trugen Sklavenkragen. In Gruppen zu acht oder zehn Mann waren sie am Hals zusammengekettet. Flankiert wurden sie von Askaris, einige zu Fuß, andere in Kanus fahrend. Die Askaris waren in Siegerlaune und boten in ihren Fellen und prächtigen Federn und Hals- und Armreifen einen großartigen Anblick. Sie schwangen die schmalen pelzgesäumten Schilde und kurzen Stoßspeere. Auf dem Vorderdeck der Barke hatte man eine Baumtrommel installiert. Darauf ließ ein Askari mit zwei langen Schlegeln immer wieder die Siegesnachricht erklingen. Zahlreiche weitere Askaris fuhren an Bord der Barke mit, vorwiegend Offiziere, wie man an der Anordnung ihres Gold- und Federschmucks erkennen konnte - Rang-Symbole, die ich allerdings nicht im einzelnen zu deuten wußte. Der Barke folgten, teils zu Fuß, teils in Kanus, gut tausend Askaris. Anstelle des Masts der Barke war eine Art T-Gebilde angebracht, daran hatte man einen Mann angekettet. Die Arme lagen über und hinter der Querstrebe des Gebildes, die Hände von einer Kette gesichert, die vor seinem Körper herumführte und ihn festhielt. Seine Füße ruhten auf einer kleineren Querstrebe weiter unten. Die Beine hatte man ihm ebenfalls mit einer Kette umwickelt. Es war ein großer Mann, dessen Haut zahlreiche Tätowierungen aufwies. Anscheinend war er verwundet und offensichtlich auch reichlich geschunden worden. Zuerst hielt ich ihn für tot, doch als die Barke näherkam, sah ich, wie er - anscheinend durch das Geschrei aufmerksam gemacht - den Kopf hob. Sofort richtete er sich auf und gab sich stolz, so gut er es vermochte, den Kopf erhoben, den Blick offen auf uns gerichtet.

Die Askaris richteten ihre Speere auf ihn, drehten sich zu uns um und brüllten etwas.

Es gab keinen Zweifel, welchen Namen sie brüllten.

»Kisu!« riefen sie. »Kisu! Kisu!«

»Es ist Kisu«, sagte Ayari.

-17-

Die nackten weißhäutigen Sklavinnen trockneten meinen Körper.

»Fort!« sagte Msaliti energisch. Die beiden flohen, und ihre bloßen Füße patschten auf den gewobenen Matten meiner Unterkunft, die sich in der riesigen Anlage von Bila Hurumas Palast befand.

»Diese Roben«, sagte Msaliti und deutete auf Gewänder, die auf der Liegestatt ausgebreitet worden waren, »dürften einem Botschafter aus Teletus gut zu Gesicht stehen.« Dann wies er auf eine kleine Truhe vor der Couch. »Und das sind angemessene Geschenke für einen Mann, dem es darum geht, mit einem Mann von der Bedeutung Bila Hurumas einen Handelsvertrag abzuschließen.«

Ich zog eine Tunika über.

»Warum hast du Shaba nicht bei den Banken abfangen können?« fragte ich.

»Er hat die Kreditbriefe gar nicht kassiert«, erwiderte Msaliti.

Ich blickte ihn an.

»Er hatte Angst davor?« fragte ich.

»Wir sind hereingelegt worden«, entgegnete Msaliti. »Er überschrieb die Kreditbriefe an Bila Huruma, die dann von persönlichen Agenten des Ubars eingelöst wurden.«

»Zwanzigtausend Gold-Tarn«, sagte ich.

»Das Geld«, sagte Msaliti zornig, »wird für den Bau einer neuen Flotte von hundert Schiffen verwendet, voll ausgerüstet und verproviantiert, mit jeweils fünfzig Mann Besatzung. Diese Schiffe sind so gebaut, daß man sie auseinandernehmen und leicht wieder zusammensetzen kann – und

das heißt, daß sie sich ohne weiteres auch durch schwieriges Gelände transportieren lassen. Unser Geld, das wir für den Ring bezahlt haben, wird zur Ausrüstung einer Expedition verwendet, die den Ua erkunden soll!«

»Ein Unternehmen«, stellte ich fest, »das zweifellos für einen Geographen wie Shaba von gleichem Interesse ist wie für einen Übar von Bila Hurumas Bedeutung.«

»Ich hatte gedacht, er wollte das Geld für sich haben«, sagte Msaliti.

»Vielleicht findet er Gold weniger interessant als den Ruhm«, meinte ich.

»Er soll damit nicht durchkommen!« sagte Msaliti aufgebracht. »Wir holen uns den Ring.«

»Es wird Zeit kosten, solche Schiffe zu bauen«, sagte ich.

»Die Arbeit hat schon vor Monaten begonnen«, sagte Msaliti.

»Das kann dir doch nicht unbekannt geblieben sein!« meinte ich.

»Die Arbeiten wurden an die Werften von landa vergeben«, sagte er. »Ich hatte Gerüchte über ein solches Projekt gehört, wußte aber nicht, um welche Art von Schiffen es sich handelt oder daß dieses Ubarat dahintersteckt. Jetzt aber werden die Schiffe bereits auf dem Nyoka flußaufwärts geführt.«

»Anscheinend zieht dich Bila Huruma nicht voll ins Vertrauen«, stellte ich fest.

»Er ist ein verschlossener Mann«, antwortete Msaliti.

»Vielleicht ist es ein Glück für ihn, daß er dir nicht voll vertraut.«

»Gewiß muß man darin die Hand Shabas vermuten«, meinte Msaliti.

»Gewiß«, stimmte ich ihm zu.

»Von allen Menschen hier im Land wissen nur du und ich und Shaba über den Ring Bescheid.«

»Ich darf vermuten, daß du Shabas Aufenthaltsort kennst«, sagte ich.

»Er ist hier, der Schuft!« sagte Msaliti. »Er lebt ganz offen in diesem Palast unter dem Schutz Bila Hurumas.«

»Ein mutiger Bursche«, stellte ich fest.

»Er meint, er habe wenig zu fürchten«, sagte Msaliti.

»Wie sieht dein Plan aus?«

»Heute früh hält Bila Huruma Hof«, sagte er. »In der Verkleidung eines Botschafters aus Teletus wirst du ihm Geschenke darbringen. Ich werde dabei das Reden übernehmen. Du brauchst nichts oder nur wenig zu tun. Von den Anwesenden wird kaum einer das Goreanische verstehn. Ich werde erklären, daß die Einzelheiten deines Vorschlags für einen Handelsvertrag mit dem zuständigen Wesir später besprochen und zur Genehmigung vorgelegt werden.«

»Mit anderen Worten«, sagte ich, »es wird zunächst kaum etwas anderes geben als einen Austausch von Grüßen zwischen Regierungen - zumindest wird es den Anschein haben.«

»Das ist in diesem Stadium der Verhandlungen auch richtig«, meinte Msaliti.

»Schön«, sagte ich, »aber was führst du sonst noch im Schilde?«

»Als Persönlichkeit, die Bila Huruma nahesteht, wird auch Shaba am Hofzeremoniell teilnehmen«, antwortete er.

»Du wirst Shaba angreifen und töten. Ich lasse dich anschließend von den Askaris verhaften. Ich nehme dem toten Shaba den Ring ab und Sorge später dafür, daß du fliehen kannst. Ich zahle dir hundert Gold-Tarn und bringe dann anschließend den Ring persönlich zu den Ungeheuern zurück.«

»Wird Bila Huruma meinen Angriff auf Shaba nicht mit dir in Verbindung bringen?« fragte ich.

»Sicher nicht. Ich darf mir nichts zuschulden kommen lassen, das verstehst du sicher.«

»Natürlich«, sagte ich. »Warum heuerst du für diese Tat nicht irgendeinen Angehörigen der Mördergilde an?«

»Du bist ein Agentenkollege der Kurii«, sagte er. »Du scheinst mir für diese Aufgabe der ideale Mann zu sein.«

»Natürlich«, sagte ich.

»Ich glaube, ich kann dir vertrauen«, äußerte er.

»Warum das?« fragte ich.



»Na, du hast mitbekommen, wie es am Kanal zugeht.«  
»Wenn ich nicht auf deine Vorstellungen eingehe,  
schickst du mich sicher wieder an die Gaunerkette am Ka-  
nal.«  
»Die Macht dazu hätte ich.«  
»Dann gestatte mir, die Robe eines Botschafters aus Tele-  
tus anzulegen«, sagte ich.  
»Gewiß doch«, sagte er.

-18-

»Hast du den Dolch?« flüsterte Msaliti mir zu.  
»O ja«, antwortete ich, »in der Ärmelscheide.«  
Er ließ mich allein stehen. Mehr als zweihundert Perso-  
nen standen im großen Hofsaal, Männer und Frauen hohen  
Standes, wie auch etliche einfache Untertanen, die ein An-  
liegen hatten. Anwesend waren außerdem Wächter, Häupt-  
linge und Gesandte. Die Roben bestanden vorwiegend aus  
Tierhäuten, von denen einige auf prächtige Weise verziert  
worden waren. Viel Gold- und Silberschmuck wurde getra-  
gen. Arm- und Beinreifen aus Federn waren weit verbreitet.  
Die Frisuren der Männer und Frauen waren verschieden ge-  
staltet. Es zeigte sich teilweise sehr aufwendiger Kopf-  
schmuck, in der Regel aus Fell und Federn. In den Lippen  
einiger Männer steckten Messingstöpsel. In vielen Dörfern  
waren Gesichtstätowierungen üblich. Die Vielfalt und  
Pracht an Bila Hurumas Hof war beeindruckend. Ich war si-  
cher, daß der Aufwand, der bei manchem Ubar des Nordens  
getrieben wurde, dagegen verblaßt wäre. Am Hofe zeigten  
sich Abgesandte verschiedener Rassen, doch sie waren  
überwiegend schwarz. Ich war der einzige Weiße im Saal.  
Allerdings machte ich einige braunhäutige Burschen aus  
Bazi aus, und einen Orientalen, bei dem es sich um einen  
Arzt handelte. Selbst bei ansonsten sehr ähnlichen schwar-  
zen Rassentypen gab es große Unterschiede in Kleidung,  
Tätowierung und Frisur. Hierin sah ich Unterschiede in kul-  
turellen und stammesbezogenen Entwicklungen. Zu den

großen Problemen in Bila Hurumas Ubarat gehörte eben diese Vielfalt der Rassen und Stämme. Zum Glück sprachen die meisten dieser Menschen, die vorwiegend aus der Ushindi-Region stammten, Dialekte, die miteinander verwandt waren. Diese Vielfalt war gewiß eine Herausforderung für das Ubarat Bila Hurumas; und daß sein Regime so stabil war, wie behauptet wurde, ging vermutlich zu gleichen Teilen auf die Intelligenz seiner Entscheidungen wie auf die Rücksichtslosigkeit seiner Aktionen und die Unbeugsamkeit seines Willens zurück.

Als ich den großen Saal betrat, hatte sich Bila Huruma soeben den Bericht seiner Offiziere über die Schlacht gegen Kisu Mannen angehört. Dieser Kampf hatte interessanterweise in den Sümpfen weit westlich des Ngao-Sees stattgefunden, nur wenige Pasang von der Baustelle des Kanals entfernt. Es erwies sich, daß Kisu mit seiner kleinen Truppe unglaublicherweise gegen Bila Huruma anmarschiert war. So mutig und pathetisch hätte eine Ameise sich auf einen Riesen stürzen können. Ich zweifelte nicht an Kisu Mut; weniger sicher war ich mir allerdings in der Frage, ob er den gesunden Menschenverstand und die Weisheit besaß, die von einem Mfalme erwartet wurden.

Einige Offiziere stellten dem Herrscher Männer vor, die für ihre mutigen Taten während der Schlacht belobigt wurden.

Goldringe und neue Rangabzeichen, Federn und Halsbänder wurden verteilt.

Einmal hob Bila Huruma die Hand und sagte: »Gut!« Der so angesprochene Soldat wäre daraufhin wohl lieber tausend Tode gestorben, als seinen Ubar nur einmal zu verraten. Über solche Kleinigkeiten spotten wohl Menschen, die den Krieg und die Menschen nicht begreifen; sie mögen darin eine lächerliche Beeinflussung sehen, und doch ist es ein kleines Lob dieser Art, wenn es angebracht und ernst gemeint ist, einigen Männern mehr wert als die materiellen Schätze, von denen sich jene beflügeln lassen, die sich für überlegen halten. Jeder Mann soll seine eigenen Schätze erstreben. Der zynische Kaufmannsverstand wird nie begreifen,

was den Soldaten bewegt. Der Soldat hat mit seinen Kameraden in der Kampflinie gestanden und den Gegner zurückgeschlagen. Ich glaube nicht, daß er dieses Erlebnis gegen jene verächtlich vorgetäuschte Weisheit jener eintauschen würde, die er beschützt und die ihn eher noch verlachen möchten. Er ist auf seinem Posten geblieben. Vielleicht können aber doch einige verstehen, was ich meine - vielleicht sogar jemand, der nicht an einem klaren, windigen Morgen mit seinen Kameraden singend durch den Schlamm marschiert ist, einen Speer auf der Schulter. Warum keckert die nibbelnde Urt und lacht den Larl an? Weil sie selbst kein Larl ist - oder weil sie seine Klaue fürchtet?

Ich blickte zu der hohen, konischen Decke aus miteinander verwobenen Ästen und Grashalmen empor. Sie befand sich etwa siebzig Fuß über unseren Köpfen. Der große runde Raum maß hundert Fuß von Wand zu Wand.

Msaliti hängte sich bei mir unter. »Bist du bereit?« fragte er.

»Ja«, antwortete ich.

Bila Huruma sollte jetzt Recht sprechen, in Fällen, die für ihn ausgewählt worden waren.

Vielleicht würde eines Tages der Krieger im Menschen sterben - und somit der Kämpfer, der Wanderer, der Frager, der Forscher, der Abenteurer, der Herumstreuner, der, der etwas tut und erhofft. Die Tage der Einsamen, der Zupackenden, der Suchenden wären vorbei. Der Mensch würde dann, wie es sich manche wünschten, dem Vieh und den Blumen ähneln, frei, seine Tage mit ruhigem Fressen zu verbringen, bis er im Schein der fernen, brennenden, unerreichbaren Sonnen starb.

Es war schwierig zu wissen, was der Dunst des Morgens bringen würde.

Ich gab mich mit dem Gedanken zufrieden, daß Dinge getan worden waren, die jetzt in ihrer Gänze und Wahrheit im Gewebe der Ewigkeit verankert waren - wie immer man sie auch später sah oder ob man sich ihrer überhaupt erinnerte oder nicht. Sie hatten stattgefunden. Gleichgültig, was auch passierte, nichts konnte daran etwas ändern. Die Bedeutung

der Geschichte liegt nicht in der Zukunft, sondern im Augenblick. Sie befindet sich zu keiner Zeit an einem anderen Ort als in unseren eigenen Händen. Und wenn sich die Geschichte des Menschen nach ihrem Abschluß lediglich als kurzes Aufflackern inmitten eines achtlosen Nichts erweisen sollte, so möge sie wenigstens des kurzen Moments würdig gewesen sein, den sie loderte. Vielleicht aber erwies sie sich auch als Funken, der mit der Zeit ein ganzes Universum erleuchten konnte.

Man weiß eben nicht, was der Nebel des Morgens bringt.

Viel hängt davon ab, was der Mensch ist.

Viel hängt von dem Bild ab, das er sich von sich selbst macht.

»Bist du bereit?« fragte Msaliti drängend.

»Ja, ja«, sagte ich. »Ich bin bereit für das, was ich plane.«

Daraufhin entfernte er sich erneut von mir. In der Gruppe von Leuten, die Bila Huruma umgab, erblickte ich Shaba.

Der erste Fall des Ubars betraf eine Witwe, die von einem Gläubiger betrogen worden war. Der Bursche wurde schreiend aus dem Saal gezerrt. Die Hände sollten ihm abgehackt werden, wie es jedem gewöhnlichen Dieb widerfuhr. Sein Besitz sollte beschlagnahmt und zur Hälfte der Witwe und zur Hälfte, wie nicht anders zu erwarten, dem Staat zugesprochen werden.

Der nächste Mann war ein richtiger Dieb, ein Junge, der Gemüse gestohlen hatte. Es stellte sich heraus, daß er hungrig gewesen war und im Garten des Bestohlenen sogar um Arbeit nachgesucht hatte. »Niemand, der in meinem Ubarat arbeiten will«, sagte Bila Huruma, »soll Hunger leiden.« Er befahl, dem Jungen sei, wenn er es wollte, in seinen ausgedehnten Gärten Arbeit zu geben. Wer nicht arbeiten wollte, so vermutete ich, mußte Hunger leiden. Bila Huruma hatte für Faulenzer offensichtlich nichts übrig. Fairneß in der Behandlung seiner Untergebenen ist eine Zentralthese für jeden guten Regierungschef.

Nun wurden zwei Mörder vorgeführt. Der erste, ein einfacher Mann, hatte einen Bootsmann aus Schendi erschlagen. Der zweite, ein Askari, hatte einen anderen Askari um-

gebracht. Es wurde angeordnet, dem einfachen Mann die Finger abzuschneiden und ihn dann an einen Tharlarionmast in den Ushindi-See zu stellen. Daß er die Finger verlieren sollte, galt als Gnadenakt des Ubars, weil er sich auf diese Weise nicht so lange an dem Pfosten festhalten konnte und somit früher von seinem Leiden erlöst sein würde. Er hatte keinen Bürger des Ubarats getötet, sondern einen Mann aus Schendi; sein Verbrechen galt daher als weniger scheußlich. Der Askari wurde dazu verurteilt, durch einen Angehörigen seiner Familie aufgespießt zu werden. Damit wurde seine Ehre gerettet, und es bestand keine Gefahr, daß sich zwischen beteiligten Familien eine Blutfehde entwickelte. Der Askari äußerte jedoch die Bitte, im Kampf gegen die Feinde des Ubarats sterben zu dürfen. Dieses Anliegen wurde mit der Begründung abgelehnt, daß er seinem Mordopfer, einem Kampfgefährten, dieses Privileg auch nicht zugestimmt hätte. Der Askari nahm dieses Urteil ohne weitere Widerworte an. »Aber bin ich nicht mit mir selbst verwandt, mein Ubar?« fragte er. »Ja«, antwortete Bila Huruma darauf. Der Mann wurde nach draußen gebracht. Man würde ihm einen kurzen Stoßspeer geben, damit er sich in die Klinge stürzen konnte.

Der nächste Angeklagte war hinsichtlich seiner Steuern unehrlich gewesen. Man würde ihm einen Haken durch die Zunge stecken und ihn auf dem nächsten Markt aufhängen. Sein Besitz sollte beschlagnahmt und verteilt werden - zur Hälfte an Bewohner seines Dorfes, zur Hälfte an den Staat. Man nahm an, daß er künftig mit seiner Buchführung ehrlicher sein würde, wenn er vom Haken heruntergenommen wurde und dann noch lebte.

Von draußen vernahm ich den Schrei des Askari. Er hatte die Gerechtigkeit des Bila Huruma an sich selbst vollstreckt.

Als nächstes erschienen zwei Angehörige des Adelstandes vor dem Ubar, ein Mann und seine Gefährtin. Er beklagte sich, sie sei nicht bereit gewesen, ihm zu Gefallen zu sein. Mit einem Wort und einer senkrechten Handbewegung schied Bila Huruma die Gefährtenschaft.

Anschließend ordnete er an, dem Mann Frauenkleidung anzulegen und ihn aus dem Palast zu prügeln. Dies geschah. Dann gab er Befehl, die Frau zu entkleiden und ihr eine Weinranke um den Hals zu legen. Anschließend wurde sie dazu verurteilt, ein Jahr lang in einer Baracke der Askaris zu dienen, um zu lernen, Männern zu gefallen.

Nun wurde der Rebell Kisu in Ketten vor Bila Huruma geführt. Man zwang ihn vor dem Herrscher in die Knie. Er wurde dazu verurteilt, an die GaunerKette gelegt zu werden und am Kanal zu arbeiten. Auf diese Weise sollte er endlich seinem wahren Herrscher Bila Huruma dienen. Kisu, der sich nicht wieder aufrichten durfte, wurde seitlich aus dem Saal geschleppt. Nun trat Mwoga auf, Botschafter der Ukungu-Dörfer, Abgesandter des hohen Häuptlings Aibu, der die Ukungu-Häuptlinge gegen Kisu geeint und den Mann abgesetzt hatte. Er überreichte Bila Huruma Geschenke, Federn, Häute, Messingringe und Tharlarionzähne, und schwor ihm die ewige Treue der Ukungu-Dörfer. Um diese politischen Abmachungen zu besiegeln, bot er dem Ubar in Aibus Namen die Tochter des hohen Häuptlings an, Aibus eigene Tochter, ein Mädchen namens Tende.

»Ist sie schön?« fragte Bila Huruma.

»Ja«, antwortete Mwoga.

Bila Huruma zuckte die Achseln. »Egal«, sagte er.

Vermutlich war es ihm wirklich gleichgültig. Zweifellos gab es in seinem Haus viele Frauenhöfe. Dem Vernehmen nach besaß er bereits mehr als zweihundert Gefährtinnen und dazu vielleicht noch die doppelte Anzahl von Sklavinnen, die gefangen oder gekauft oder ihm als Geschenke übergeben worden waren. Wenn Tende ihm gefiel, konnte er Thronerben mit ihr zeugen. Wenn nicht, konnte er sie vergessen, dann würde sie als abgelegtes Staatsgeschenk irgendwo dahinvegetieren, ein Mädchen von vielen, das in den Haremen des Palasts verschwand.

»Darf ich mit unserem Gefangenen sprechen?« fragte Mwoga.

»Ja«, sagte Bila Huruma.

»Ist Tende nicht schön?« fragte Mwoga.

»Ja«, antwortete Kisu, »und sie ist nicht minder stolz und kühl.«

»Schade, daß sie keine Sklavin ist«, sagte Bila Huruma.

»Man könnte sie dann dazu bringen, herumzukriechen und vor Leidenschaft zu schreien.«

»Sie ist es wert, Sklavin zu sein«, sagte Kisu. »Sie ist die Tochter des Verräters Aibu!«

Bila Huruma hob die Hand. »Bringt ihn fort!« befahl er, und der Gefangene wurde gegen seinen Willen aus dem Saal gezerrt.

Kurze Zeit später empfahl sich Mwoga mit tiefen Verbeugungen und rückwärts gehend.

Schon erschien Msaliti wieder neben mir. Sanft schob er mich durch die Menge nach vorn. »Halte dich bereit!« sagte er.

Bila Huruma und seine Begleiter, zu denen auch Shaba gehörte, musterten mich. Shaba ließ sich nicht anmerken, daß er mich erkannte. Wenn er hier offenbarte, daß ich nicht der war, der ich zu sein vorgab, mochte es Fragen darüber geben, woher er sein Wissen hatte. Von dort war es dann noch ein kleiner Schritt zu der Offenbarung, daß er mit dem Ring zu tun hatte. Ein solches Schmuckstück würde den Ubar Bila Huruma zweifellos sehr interessieren. Es war weder in Shabas Interesse noch in dem meinen oder dem Msalitis, den Herrscher dieses ausgedehnten Äquator-Ubarats auf die Eigenschaften des Ringes aufmerksam zu machen.

Sobald ich in Bila Hurumas Nähe kam, sollte ich den Dolch ziehen, Shaba töten und dann sofort von Askari-Wächtern verhaftet werden. Unterdessen sollte sich Msaliti von Shabas Leiche den Ring beschaffen. Für später waren mir dann hundert Gold-Tarn und meine Freiheit versprochen worden. Ich lächelte.

»Bist du bewaffnet?« fragte Msaliti in der Binnensprache wie auch auf Goreanisch.

»Aber ja doch«, sagte ich freundlich, offenbarte die Ärmelscheide und reichte ihm den Dolch.

Eine Sekunde lang blitzte in Msalitis Augen eine unglaub-

liehe Wut auf. Dann nickte er, ergriff den Dolch und reichte ihn einem Askari weiter.

Ich zeigte Bila Huruma, der sich dafür interessierte, die Ärmelscheide. Solche Aufbewahrungsorte für Waffen gab es oft in der Tahari. Hier im Landesinneren, wo die meisten Leute mit bloßen Armen gehen, schien es sich um eine interessante Neuheit zu handeln.

Bila Huruma sagte etwas zu einem Helfer. Es ging wohl darum, daß ihm eine Robe gemacht werden sollte, die eine solche Scheide enthielt.

»Sei gegrüßt, großer Ubar!« sagte ich. »Dieser Gruß gilt auch allen hier anwesenden ehrenwerten Herren.« Ich lächelte Shaba an. »Ich überbringe euch Grüße des Kaufmannsrats von Teletus, des Rates, der über jene Insel gebietet. In dem Bewußtsein des Reichtums und der gewaltigen Projekte des Ubarats ist es unser Bestreben, die Grundlage für gegenseitige Handelsbeziehungen zu legen. Sollte der große Kanal vollendet werden, so wissen wir durchaus, daß dieses Ubarat zu einem entscheidenden Bindeglied werden wird zwischen dem äquatorialen Westen und Osten. Wie zweifellos auch viele andere Handelsstaaten, etwa unsere Schwestern Schendi und Bazi, möchten wir dir unsere besten Wünsche überbringen und deine Gunst erbitten für unsere Kaufleute und Schiffe, damit sie dir bei deinen künftigen Unternehmungen zu Hilfe kommen dürfen.«

Msaliti gab sich Mühe, meine Worte zu übersetzen, obwohl er keine große Lust dazu hatte.

Ich verfolgte mit meinen Äußerungen verschiedene Ziele. Erstens hielt ich es für möglich, daß außer Shaba und Msaliti noch einige andere Schwarze hier im Saal Goreanisch verstanden. Es kam mir darauf an, wirklich wie ein Gesandter von Teletus aufzutreten. Zweitens mochte es amüsant sein, mich einmal an der Erprobung diplomatischer Schwülstigkeit zu versuchen. Dazu hatte ich nur selten Gelegenheit, obwohl mich solches Gerede hin und wieder beeindruckt hatte. Den Blicken der Umstehenden entnahm ich, daß meine Worte den zumeist nichtssagenden Äußerungen entsprachen, die bei solchen Gelegenheiten getan wurden.



Das gefiel mir. Drittens machte es mir Spaß, Msaliti auf den Nerven herumzutrampeln.

Msaliti gab einem Mann ein Zeichen, der die Geschenke für Bila Huruma nach vorn brachte und die kleine Truhe vor dem Thron abstellte.

Der Herrscher bedankte sich, dann wurden die Gaben zur Seite gestellt. Durch Msaliti erfuhr ich von dem Ubar, daß die Grüße aus Teletus entgegengenommen wurden, daß sein Ubarat den Inselbewohnern Ähnliches wünschte, daß sein Ubarat unser Interesse an seiner Zukunft zu schätzen wisse und daß sein Handelswesir innerhalb der nächsten zehn Tage mit mir sprechen würde. Daraufhin empfahl ich mich, wie ich es bei anderen gesehen hatte: Lächelnd verbeugte ich mich und trat zurück.

Der nächste Gesandte kam von Bazi. Er präsentierte Bila Huruma vier Kisten Gold und zehn schwarzhäutige nackte Sklavinnen in goldenen Ketten.

Dies gefiel mir nicht sonderlich. Ich sagte mir, daß sich Msaliti für Teletus ein wenig mehr hätte anstrengen können. Ich bekam mit, daß der Gesandte aus Bazi schon innerhalb von fünf Tagen eine Audienz beim Handelswesir erhalten sollte.

Kurz nach der Verabschiedung des Bazi-Abgesandten ging die große Audienz zu Ende. Ich glaubte, eine der Sklavinnen hatte ihm gefallen. Hoffentlich war sie gut ausgebildet. Er war Ubar. Ihm zu gefallen, konnte nicht einfach sein.

Msaliti und ich waren in dem großen runden Saal und schließlich allein.

Ich steckte den Dolch fort, den der Askari mir zurückgegeben hatte, sobald der Ubar den Saal verlassen hatte.

Er war außer sich vor Wut. »Warum hast du Shaba nicht getötet?« fragte er. »Das war doch der Plan!«

»Es war dein Plan, nicht der meine«, antwortete ich. »Ich habe einen anderen.«

»Ich lasse dich sofort an den Kanal zurückschicken«, sagte er aufgebracht.

»Das dürfte dir schwerfallen«, erwiderte ich. »Du hast am

Hofe selbst dafür gesorgt, und dafür bin ich dir dankbar, daß ich als Botschafter aus Teletus anerkannt werde.«  
Er stieß einen Wutschrei aus.

»Du hast doch nicht im Ernst angenommen, ich würde tun, was du von mir verlangst«, sagte ich. »Sobald Shaba tot gewesen wäre, hättest du dafür gesorgt, daß die Askaris mich im allgemeinen Gewirr umbrächten. Damit hättest du mich aus dem Weg gehabt - denn schließlich weiß ich über den Ring Bescheid und darüber, wie an den Ring zu gelangen wäre.«

»Du hast ehrlich angenommen, ich würde dich verraten?« fragte Msaliti.

»Aber ja doch«, sagte ich. »Und du hättest mich verraten, oder nicht?«

»Ja«, sagte er.

»Ich dachte es mir«, gab ich zurück. »Weißt du, in dir steckt irgendwo ein ehrlicher, wahrheitsliebender Bursche.«  
Ich lockerte das Messer in der Ärmelscheide.

»Es wird dir nichts nützen, wenn du mich tötest«, sagte er.

»Ich probiere nur mal die Scheide aus«, sagte ich und steckte die Klinge wieder zurück.

»Anscheinend müssen wir zusammenarbeiten«, meinte er.

»Wir müssen schnell handeln«, sagte ich. »Wir wissen nicht, wieviel Zeit wir haben. Bila Hurumas Handelswesir dürfte bald merken, daß ich wenig weiß über die Kaufleute und Angelegenheiten Teletus'. Wir müssen schnell handeln.«

»Was hast du vor?« fragte er.

»Ganz einfach«, erwiderte ich. »Shaba hat den Ring. Zeig mir seine Unterkunft, dann hole ich das Schmuckstück noch heute nacht.«

»Shaba weiß, daß du im Palast bist«, meinte Msaliti. »Er wird sich bestimmt in acht nehmen.«

»Dann schick einen anderen!« sagte ich.

»Nur wir beide und Shaba wissen von dem Ring«, meinte er.

»Genau.«

»Ich zeige dir heute nacht seine Gemächer«, sagte Msaliti.

»Gut.«

»Wie soll ich wissen, daß du mich anständig behandeln wirst?« fragte er. »Woher weiß ich, daß du mit dem Ring nicht einfach verschwindest?«

»Das weißt du eben nicht.«

»Oh, das ist ja wirklich ein schöner Aspekt unseres Plans!« rief er gereizt.

»Ich finde ihn ganz ordentlich«, räumte ich ein. »Wenn du die Expedition in die Gemächer Shabas gern selbst unternehmen möchtest, sei dir das freigestellt.«

»Wenn es mir nicht gelänge, wäre es mit meiner Position bei Hofe vorbei«, sagte er.

»Damit hast du sicher recht«, sagte ich. »Solltest du außerdem an Shabas Zahnring gelangen, dann wäre es nicht nur mit deiner Position aus. Die Spitze enthält Kanda, wenn ich richtig informiert bin.«

»Offenbar gibt es nur wenige vernünftige Alternativen zu deinem Plan«, stellte er fest.

»Weißt du, schließlich bin ich derjenige, der den Ring zurückbringen sollte«, sagte ich.

»Ich weiß, ich weiß.«

»Du traust mir hoffentlich«, sagte ich und spielte den Gekränkten.

»Ich traue dir so sehr wie meinem eigenen Bruder.«

»Ich wußte gar nicht, daß du einen Bruder hast«, sagte ich.

»Er hat mich betrogen«, erläuterte Msaliti. »Ich sorgte dafür, daß er in einem Fall von Staatsverrat als Schuldiger dastand, und ließ ihn wegen Verrats gegen das Ubarat hinrichten.«

»Es war ein Fehler, einem solchen Burschen zu vertrauen«, sagte ich.

»Genau«, meinte er.

»Bis heute abend!«

»Im Grunde ist es Bila Huruma, der die Zurückgewinnung des Ringes stört. Er ist Shabas Mäzen, sein Beschüt-

zer. Wenn Bila Huruma nicht mehr wäre, müßte es ein leichtes sein, Shaba zu verhaften und den Ring an sich zu bringen.«

»Das mag so sein oder nicht«, erwiderte ich. »Für mich ist aber Shaba der Mann mit dem Ring. Von ihm müssen wir das so wenig greifbare Stück zu gewinnen trachten.«

»Shaba wird den Ring nicht herausrücken wollen«, sagte Msaliti.

»Ich hoffe doch sehr, daß ich ihn dazu bringen kann«, sagte ich.

»Würdest du bitte den Dolch wieder in die Scheide stecken?« fragte er. »Das Ding macht mich nervös.«

»Schön«, sagte ich und ließ den Stahl verschwinden.

»Was hältst du von unserem Ubar?« erkundigte sich Msaliti.

»Er ist ein großer Bursche«, antwortete ich, »doch im Grunde habe ich ihn kaum richtig wahrgenommen.« In der Tat, Bila Huruma war ein sehr großer Mann gewesen, der über lange Arme verfügte. Er hatte auf einem Thron aus lakiertem schwarzen Holz gesessen, der auf überkreuzt festgebundenen Kailiauhörnern angebracht war. Arme und Beine waren nackt gewesen, glänzend von Öl. Er hatte Arm- und Beinreifen aus Gold getragen. Seine Hüften waren von einem Fell des gelben Panthers bedeckt gewesen, dessen Zähne zugleich seinen Hals verzierten. Hinter und rings um ihn hatte ein riesiger Mantel aus gelben und roten Federn gelegen, die von bunten Vögeln des Regenwaldes stammten. Bei der Herstellung dieses Mantels waren von jedem Vogel nur zwei Brustfedern genommen worden. So dauert es zuweilen hundert Jahre, bis ein solcher Mantel fertiggestellt ist. Natürlich ist er nur für den Gebrauch durch einen Ubar bestimmt. Bila Hurumas Kopf war von einem komplizierten Schmuck gekrönt, vorwiegend aus den langen, krummen weißen Federn des Ushindi-Fischers gekrönt, eines langbeinigen Stelzvogels. Die Krone, wenn man sie so nennen wollte, glich gewissermaßen dem Kopfschmuck, den viele Askaris trugen. Bis auf die Länge der Federn und die prächtige Verzierungen des Leders und der

Perlenreihen, mit denen die Federn befestigt waren, hätte es auch ein Askari-Schmuck sein können. Dadurch wurde deutlich gemacht, daß er, der Ubar, Bila Huruma persönlich, einer von ihnen war, ein Askari wie seine Soldaten. Sein Gesicht war breit, die Augen standen weit auseinander. Auf den Wangen und an den Nasenwurzeln hatten sich in wirbelnden Kurven die Punkte der Tätowierungen erstreckt, die Spuren seiner Mannbarwerdung vor vielen Jahren.

»Du mußt ihn doch deutlich gesehen haben«, sagte Msaliti, »du bist ihm doch vorgestellt worden.«

»Mir sind nur Äußerlichkeiten aufgefallen«, sagte ich, »und ich erinnere mich an die sichtbaren Zeichen seines Amtes, von denen du sprachst, meine Aufmerksamkeit galt aber mehr Shaba und dir als dem Ubar. Ich sah ihn, nahm ihn aber nicht wirklich wahr.«

»Du warst abgelenkt«, sagte Msaliti.

»Ja.«

»Vielleicht ist es ganz gut, daß du ihm nicht zu tief in die Augen geschaut hast«, sagte Msaliti.

»Einen Ubar wirklich wahrzunehmen«, sagte ich, »ihm ins Herz zu schauen - das kann eine furchteinflößende Sache sein.«

»Nur einer kann auf dem Thron sitzen«, sagte er.

»Das ist ein Sprichwort aus dem Norden«, meinte ich.

»Ich weiß«, antwortete er. »Aber es ist auch östlich von Schendi bekannt.«

»Selbst östlich von Schendi ist der Thron ein einsamer Ort«, stellte ich lächelnd fest.

»Wer auf dem Thron sitzt, so heißt es, ist der einsamste aller Menschen«, sagte Msaliti.

Ich nickte. Vielleicht war es wirklich ganz gut, daß ich mir Bila Huruma nicht zu gründlich angesehen hatte. Es ist nicht immer ratsam, einem Ubar zu tief in die Augen zu schauen.

»Bis heute abend dann!« sagte Msaliti und zog sich zurück.

»Bis heute abend!« sagte ich.

»Warum steht hier kein Wächter?« fragte ich.

»Der ist erledigt«, antwortete Msaliti. »Sei unbesorgt!« Er deutete auf die Tür. »Tritt ein!«

»Sicher hat Shaba andere Angehörige seiner Kaste bei sich, Geographen oder Schriftgelehrte«, meinte ich.

»Tritt ein!« drängte mich Msaliti.

»Leih mir deine Lampe!« forderte ich. Er trug eine kleine flache Lampenschale, in der Tharlarionöl brannte.

»Die Askaris könnten das Licht durch die Wände ausmachen«, sagte er. »Es sind viele Soldaten unterwegs. Beeil dich!«

Ich ließ mich in den Raum gleiten. Drinnen war es pechschwarz. Ich stand mit dem Rücken zur Graswand links von der Tür.

Die Schlafplattform, so hatte man mir gesagt, befand sich ungefähr in der Mitte. Shaba, so vermutete ich, trug den Ring um den Hals. Zoll um Zoll, alle Sinne auf das äußerste angespannt, rückte ich zur Zimmermitte vor. Msaliti hatte mich persönlich vor dem Raum abgeliefert. Er war nicht in Begleitung von Askaris gewesen. Das fand ich etwas seltsam.

»Von deiner Tat dürfen möglichst wenige erfahren«, hatte er gesagt.

»Ja«, hatte ich erwidert.

Aber gewiß rechnete er doch nicht damit, daß ich ihm den Ring brachte. Ich hatte erwartet, daß er im Gefolge von Askaris erscheinen würde, die er auf mich hetzen konnte, mir den Garaus zu machen, sobald ich Shaba getötet oder den Ring in meinen Besitz gebracht hatte. Doch es war niemand zu sehen. Natürlich war es meine Hoffnung gewesen - und ein Risiko, das Msaliti wohl eingehen mußte -, daß ich mit dem Ring seinen Askaris entgehen konnte, selbst wenn das Zimmer umstellt worden war. Hätte ich den Ring besessen, wäre der Vorteil letztlich wohl doch auf meiner Seite gewesen. Es waren Chancen, die Msaliti einfach hatte annehmen müssen. Ich konnte natürlich jederzeit den Raum verlassen,

indem ich mich irgendwo gewaltsam durch die Grasmauer arbeitete.

Als ich mich umblickte, bemerkte ich, wie sich Msalitis Lampe vor dem Zimmer zweimal hob und senkte.

Ich lächelte vor mich hin. Ich sah darin ein Zeichen an seine Askaris, die sich jetzt bestimmt in der Dunkelheit draußen anschlichen.

Dann hörte ich hastige Schritte. Augenblicklich duckte ich mich nieder, den Dolch blank gezogen, die Klinge in die Höhe gestreckt, die linke Hand abwehrbereit erhoben. Ich war erstaunt. Aber die Schritte näherten sich nicht mir. Ich glaubte Geräusche wahrzunehmen, die auf ein Klettern hindeuteten. Plötzlich gellte in der Dunkelheit vor mir ein schrecklicher Schmerzensschrei auf, gefolgt von einem wilden, jämmerlichen Kreischen, das in krampfartigem Husten und Keuchen endete. Fingernägel kratzten über eine hölzerne Oberfläche, ein Körper zuckte hin und her.

Ich wandte mich zur Flucht, doch an der Tür wurde ich schon von den angriffsbereit erhobenen Lanzenspitzen mehrerer Askaris erwartet. Vom Msaliti keine Spur. Ich hob die Hände und ließ das Messer dabei fallen. Männer mit Lampen erschienen.

Und da sah ich, daß ich mich gar nicht im Schlafgemach Shabas befand.

In der Mitte des Raums, auf einer hohen Plattform, etwa neun Fuß über dem Boden, gestützt von acht Pfosten, erblickte ich nicht etwa Shaba, sondern Ubar Bila Huruma - mit untergeschlagenen Beinen dasitzend, nackt bis auf die Kette mit Pantherzähnen um den Hals.

Männer packten mich an den Armen, hielten sie fest. Ich spürte, wie mir die Hände auf dem Rücken zusammengebunden wurden.

Mehrere Lampen erhellten das Zimmer inzwischen bis in die Ecken. Auf ein Zeichen des Ubars wurden noch weitere Lichtquellen entzündet.

Ich blickte in die flache, runde Grube in der Mitte des Raums. Sie war etwa einen Fuß tief. Die Pfosten der Schlafplattform nahmen hier ihren Anfang. In der Grube lag ein

Askari - eine blutige Hand umklammerte noch einen Holzpfeiler. Sein Körper war auf entsetzliche Weise verdreht und entstellt. Das Fleisch hatte eine schwärzlich-orangerote Färbung angenommen und war stellenweise aufgeplatzt, wobei sich die Haut zurückwölbte wie Papier. Dicht neben ihm war ein Messer in die Grube gefallen. Rings um seinen Körper krochen kleine, nervöse, wendige Schlangen - Osts. Seltsamerweise war jedes dieser Geschöpfe an einen Faden gebunden. Ich zählte acht der winzigen Reptilien. Die Schnüre führten von ihren Köpfen zu einem Pfahl am Kopfende der Schlafplattform, wo sie angebunden worden waren. Nahe dem Fuß der Schlafgelegenheit hing ein Flechtkorb. Die Ost ist gewöhnlich eine orangerote Schlange, hier jedoch handelte es sich um Ushindi-Osts, die eine rote Haut mit schwarzen Streifen besitzen. Anatomisch und im Hinblick auf ihr Gift sollen sie mit der gewöhnlichen Ost beinahe identisch sein.

»Was geht hier vor, mein Ubar?« rief Msaliti, der in diesem Augenblick über die Schwelle eilte. Seine Kleidung war durcheinander, als hätte das Geschrei ihn geweckt. Die Lampe hatte er nicht bei sich. Beim hastigen Aufstehen hatte er natürlich nicht die Zeit, ein Licht anzuzünden. Ich bewunderte ihn. Er war ein schlauer Bursche.

Plötzlich hielt Msaliti verblüfft inne. Er schien erstaunt zu sein, aber nach kurzer Zeit faßte er sich wieder. »Mein Ubar!« rief er. »Geht es dir gut?«

»Ja«, sagte Bila Huruma.

Beim Eintreten hatte Msaliti den Ubar angerufen, doch als er ihn dann tatsächlich erblickte, hatte er einen Sekundenbruchteil lang verblüfft reagiert. Ich machte mir klar, daß er gerufen hatte, damit alle Anwesenden erkannten, er habe den Ubar bei seinem Eintreten bei bester Gesundheit erwartet. Als er dann aber sehen mußte, daß der Ubar tatsächlich noch lebte, hatte er seine Überraschung einen Augenblick lang nicht verhehlen können. Er hatte sich schnell wieder gefaßt. Er konnte im Grunde nicht wirklich damit gerechnet haben, daß ich den Ubar tötete. Mein Interesse galt dem Ring. Hätte ich ihn nicht bei Shaba gefunden, hätte ich den



Mann sicher nicht umgebracht und wäre damit das Risiko eingegangen, das kostbare Stück für immer zu verlieren. Msaliti blickte in die flache Grube unter der hohen Schlafplattform Bila Hurumas. Der Anblick schien ihn nicht gerade zu erfreuen.

»Was ist passiert?« fragte er. Eingehend betrachtete er die verzerrt daliegende Gestalt, deren verfärbte Hände noch immer den Pfosten umklammerten. »Das ist ja Jambia«, fuhr er fort, »dein Wächter.«

»Er hat versucht, mich umzubringen«, sagte Bila Huruma.

»Zweifellos hat er einen guten Preis dafür bekommen. Aber er wußte nichts von den Osts. Dieser Mann ist bestimmt sein Komplize.«

In diesem Augenblick ging mir der raffinierte Plan Msalitis auf. Allerdings hatte er die Genialität seines Ubars unterschätzt.

Er hatte mir gesagt, der Wächter sei beseitigt worden. In Wirklichkeit hatte er sich im Inneren des Raumes befunden, von Msaliti bestochen, und hatte auf das Lampensignal gewartet. Mir fiel ein, daß Msaliti mir am Morgen noch gesagt hatte, der Wiederbeschaffung des Ringes stehe eigentlich am meisten Bila Huruma im Wege und daß es leicht sein müßte, Shaba zu verhaften und an den Ring zu kommen, wäre der Herrscher erst einmal aus dem Weg. Davon ausgehend, hatte er einen simplen Plan geschmiedet. Jambia sollte Bila Huruma umbringen und sodann fliehen, vermutlich indem er sich durch eine Graswand entfernte. Ich sollte dann im Schlafraum des Ubars angetroffen werden. Vielleicht sollte Jambia selbst die Tat entdecken. Natürlich würde der Riß in der Graswand gegen mich ausgelegt werden - als Spur meines Eindringens und nicht als Überbleibsel einer Flucht aus dem Zimmer. Hätte der Plan geklappt, wäre Bila Huruma tot gewesen, und Shaba, seines Beschützers ledig, hätte gegen Msaliti nicht mehr viel ausrichten können, der als Großwesir natürlich die Zügel der Regierungsgeschäfte sofort übernehmen würde, wenn auch nur vorübergehend. Meine falsche Identität als Abgesandter von Teletus, die Msaliti für mich gestrickt hatte, konnte

mich unter solchen Umständen nicht länger schützen. Wenn ich überhaupt diplomatische Immunität besessen hatte, dann war es spätestens jetzt damit vorbei. Msaliti hätte mit mir machen können, was ihm einfiel. Der erfolgreich in die Tat umgesetzte Plan hätte es ihm nicht nur ermöglicht, an den Ring heranzukommen, sondern mich gleichzeitig loszuwerden, mich, der ich das Geheimwissen um den Ring mit ihm teilte und der selbst daran interessiert sein mochte, den Ring zu Belisarius in Cos zurückzubringen, von wo er dann zu den Kurii zurückkehren sollte. Ich hatte Msaliti Schwierigkeiten bereitet. Und ich mochte ihm auch künftig Probleme machen. So hatte er eine nützliche Rolle für mich in seinen Plänen gefunden. Und wenn dann noch angenommen wurde, ich sei der Mörder, würde die Aufmerksamkeit der Ermittler noch zusätzlich vom Hof fortgelenkt und befaßte sich nicht mit Dingen, die im Palast abliefen.

Msalitis Plan war aber nicht aufgegangen.

»Tötet ihn!« sagte Msaliti und deutete auf mich.

Zwei Askaris hoben ihre kurzen Speere, um sie mir in die Brust zu bohren.

»Nein«, sagte Bila Huruma.

Die Soldaten senkten ihre Speere.

»Sprichst du Ushindi?« fragte mich der Ubar.

»Nur ein wenig«, antwortete ich. Ayari, mit dem ich am Kanal an der Gaunerkette gehangen hatte, war mir beim Lernen sehr behilflich gewesen. Ich hatte mein Vokabular schnell erweitern können. Die Grammatik dagegen war viel schwieriger. Ich beherrschte die Sprache der Binnenländer sehr schlecht, doch immerhin bekam ich dank Ayari einiges von dem mit, was ringsum gesprochen wurde.

»Wer hat dich angeworben?« fragte Bila Huruma.

»Niemand«, antwortete ich. »Ich wußte nicht, daß dies dein Schlaf gemach ist.«

Beinahe zärtlich machte sich Bila Huruma daran, die winzigen Osts an ihren Fäden aus der Vertiefung zu ziehen und im Korb am Fußende der Schlafplattform zu verstauen.

»Gehörst du der Kaste der Attentäter an?« fragte er.

»Nein«, antwortete ich.

Er hielt die letzte Ost empor, an der Schnur baumelnd, etwa fünf Fuß über der Grube unter seinem Bett.

»Führt ihn näher heran!« befahl er.

Ich wurde an den Rand der Grube gezerrt. Bila Huruma streckte den Arm aus. Ich sah die kleine Ost, rot, mit schwarzen Streifen, dicht vor meinem Gesicht. Die winzige gespaltene Zunge zuckte zwischen den schmalen Kiefern hin und her.

»Gefällt dir mein kleiner Freund?« fragte er.

»Nein.«

Die Schlange wand sich an der Schnur.

»Wer hat dich für deine Dienste bezahlt?«

»Niemand«, antwortete ich. »Ich wußte nicht, daß dies dein Schlafgemach ist.«

»Wahrscheinlich weißt du wirklich nicht, wer letztlich für deine Dienste bezahlt«, sagte er. »Solche Leute treten doch nie offen in Erscheinung.«

»Er ist weiß«, sagte ein Mann hinter mir. »Nur die Leute in Schendi würden einen solchen Mörder beauftragen. Sie kennen die Sleen des Nordens.«

»Mag sein«, sagte Bila Huruma.

Die Schlange wurde angehoben, bis sie sich in Höhe meiner Augen befand.

»Kennst du Jambia, der mein Wächter war?« fragte Bila Huruma.

»Nein.«

»Warum wolltest du mich töten?« fragte der Ubar.

»Ich wollte dich nicht umbringen«, erwiderte ich.

»Warum bist du dann hier?« fragte er weiter.

»Ich wollte etwas Wertvolles finden«, sagte ich.

»Ah!« sagte Bila Huruma. Dann wandte er sich mit einigen schnellen Worten an einen Askari. Ich konnte nicht verstehen, was er sagte.

Bila Huruma nahm die kleine Schlange und verstaute sie sorgfältig im hängenden Korb. Dann verschloß er den Korb mit einem Deckel. Ich atmete auf.

Urplötzlich wurde mir eine schwere Goldkette um den

Hals gelegt. Jemand hatte sie aus einer der Truhen genommen, die die Wände des Raumes säumten.

»Du warst Gast in meinem Haus«, sagte er. »Wenn dir der Sinn nach etwas Wertvollem stand, hättest du danach fragen sollen. Ich hätte es dir ohne weiteres gegeben.«

»Vielen Dank, Ubar!«

»Wäre ich andererseits der Meinung gewesen, du hättest nicht darum bitten sollen«, fuhr er fort, »hätte ich dich umgebracht.«

»Ich verstehe«, sagte ich.

»Aber ich mache dir gern dieses Geschenk«, fuhr er fort.

»Die Kette gehört dir. Wenn du ein Mörder bist, nimm sie hin anstelle der Bezahlung, die dir ja nun entgeht. Wenn du, wie ich vermute, ein einfacher Dieb bist, soll die Kette das Zeichen meiner Bewunderung für deine Kühnheit sein. Es erfordert Mut, in das Schlafgemach eines Ubars einzudringen.«

»Ich wußte ja nicht einmal, daß dies dein Gemach ist«, sagte ich.

»Dann behalte das Stück zur Erinnerung an unsere Begegnung.«

»Sei bedankt, Ubar!« äußerte ich.

»Trage es am Kanal!« fuhr er fort. »Bringt ihn fort!«

Zwei Askaris drehten mich herum und stießen mich zur Tür. Vor der Schwelle blieb ich stehen, was die Askaris erstaunte. Meine beiden Häscher mit mir ziehend, drehte ich mich noch einmal zu Bila Huruma um.

Unsere Blicke begegneten sich.

Und zum ersten Mal schaute ich tief in die Augen Bila Hurumas.

Er saß auf seiner hohen Plattform über den anderen, eine einsame, von dem Menschen isolierte Gestalt, das Halsband aus Tigerzähnen auf der Brust, die Lampen unter sich.

Und einen Augenblick lang spürte ich, was es bedeuten mußte, Ubar zu sein. In diesem Moment sah ich ihn als das, was er wirklich war, was er sein mußte. Ich erschaute Einsamkeit, Entscheidungsfreude und Macht. In einem Ubar mußten dunkle Kräfte schlummern. Er mußte zu etwas

fähig sein, das viele Menschen nicht fertigbrachten - zu tun, was getan werden mußte.

Nur einer kann auf dem Thron sitzen, so geht das Sprichwort. Und, so heißt es ferner, wer auf dem Thron sitzt, ist der einsamste aller Menschen.

Er ist es, der allen anderen Menschen fremd erscheinen muß und für den alle Menschen Fremde sein müssen.

Der Thron ist wahrlich ein einsames Reich.

Viele Menschen wünschen sich, dort zu leben, doch nur wenige wären wohl in der Lage, seine Last zu ertragen.

Stellen wir uns unsere Ubars auch weiterhin als Menschen vor, die im Grunde wie wir sind - nur vielleicht ein wenig klüger und stärker oder mehr vom Glück begünstigt.

Auf diese Weise schaffen wir es vielleicht, uns unter ihnen weiter wohl zu fühlen, und uns ihnen vielleicht ein wenig überlegen zu fühlen. Aber wir dürfen ihnen nicht zu tief in die Augen schauen, denn wir könnten dort Dinge entdecken, die sie uns entfremden.

Es ist nicht immer wünschenswert, einem Ubar zu tief in die Augen zu schauen.

Die Askaris drehten mich wieder um. Mein Blick streifte über das Gesicht Msalitis.

Dann wurde ich aus der Schlafkammer Bila Hurumas geleitet. Sein Geschenk, eine goldene Halskette, wog mir schwer auf der Schulter. Ich erinnerte mich an ihn, wie ich ihn zuletzt gesehen hatte - auf der hohen Plattform sitzend, an der ein Korb voller Osts baumelte.

-20-

»Das ist hübsch«, sagte der Askari.

»Ja«, erwiderte ich.

Er griff danach, und ich stieß seine Hände zurück.

»Ich will's haben«, sagte er.

»Es ist ein Geschenk Bila Hurumas«, sagte ich.

Er wich vor mir zurück. Ich nahm nicht an, daß er mich weiter belästigen würde.

»Hübsch!« stellte Ayari fest.

»Wenigstens wird es im Regen nicht rosten«, sagte ich lächelnd. Ich betrachtete die dicken goldenen Glieder der Kette, die ich über dem Halsband der Arbeitsfessel trug.

»Das ist ja nun wirklich hübsch«, wiederholte Ayari.

Wir standen dicht neben dem Schlammfloß, auf dem wir die Schaufelladungen des Aushubs verstaute. An dieser Stelle des großen Sumpfgebiets reichte uns das Wasser nur bis an die Knie. Stellenweise ragten relativ trockene Erhebungen aus den feuchten Zonen. An anderen Orten reichte uns das Wasser bis an die Brust.

Ich schaute in die Richtung, in die Ayari mit einer Kopfbewegung gedeutet hatte.

Verblüfft umklammerte ich meine Schaufel.

»Ich habe gestern von einem Askari erfahren«, erklärte er, »daß sie heute hier vorbeikommen würden. Es handelt sich um Geschenke Bila Hurumas an Tende, die Tochter des hohen Häuptlings Aibu, Führer der Ukungu-Dörfer, zwei persönliche Sklavinnen. Er hat die Absicht, Tende zu seiner Gefährtin zu erheben.«

»Diese Gefährtenschaft«, sagte einer der Männer, »wird die Verbindung der Ukungu-Dörfer zum Ubarat festigen.«

»Ich hätte nichts dagegen, solche hübschen Geschenke zu erhalten«, meinte ein anderer.

»Schade, daß Tende eine Frau ist!« meinte jemand.

Die beiden Sklavinnen befanden sich auf einem Floß, das von fünf angeketteten Sklaven durch den Sumpf gezogen wurde. Vier Askaris wateten neben dem Floß her. Die Mädchen standen; sie waren an einer Stange angekettet, die über ihren Köpfen verlief und an den Enden des Floßes von überkreuz verlaufenden Streben gehalten wurde. Beide waren barfuß.

»Ho!« rief ich und ging auf das Floß zu, soweit es die Kette um meinen Hals zuließ.

»Herr!« rief die blonde Barbarin.

Beide Mädchen waren blond, blauäugig, hellhäutig und bis zur Hüfte unbekleidet. Es war ein passendes Sklavinnenpaar, dazu bestimmt, einen hübschen Kontrast zur dun-

kelhäutigen Schönheit Tendes zu bilden, der Tochter Aibus, des hohen Häuptlings der Ukungu-Dörfer.

»Sasi und ich wurden schon nach kurzer Zeit gefangen!« rief die blonde Barbarin mir zu. »Wir wurden verkauft!«

»Wo ist Sasi?« fragte ich.

»Ruhe!« rief einer der Askaris in meiner Nähe und richtete den kurzen Speer auf mich.

»Sie wurde in Schendi an einen Tavernenwirt verkauft!« rief das Mädchen. »Es heißt Filimbi!«

Einer der Askaris, die das Floß begleiteten, stieg ärgerlich auf die kleine Plattform. Sofort richtete sich das Mädchen erschrocken auf und blickte geradeaus. Trotzdem versetzte er ihr zwei heftige Ohrfeigen. Blut erschien an ihrem Mundwinkel. Sie hatte ohne Erlaubnis gesprochen. Der Askari in meiner Nähe, der Aufseher über unsere Kette, schob mich mit seinem Schild zurück, und ich stürzte ins Wasser. Viermal hieb er mit dem Griff seines Stoßspeers zu, ehe ich zornig wieder auf die Beine kam. Er drohte mir mit dem scharfen Ende des Speers. Ich wandte zornig den Kopf hin und her. Andere Askaris hatten sich genähert. Ich bewegte mich nicht mehr.

Das Floß wurde langsam weitergezogen. Die blonde Barbarin wagte es nicht mehr, sich umzusehen. Sie blickte starr geradeaus und rührte sich nicht. Die andere blonde Sklavin warf mir einen kurzen Blick zu. Vermutlich war sie verwirrt, an der Gauner-kette einen Mann auszumachen, der eine Goldkette trug. Vermutlich war sie ebenfalls eine Barbarin.

»Grab weiter!« befahl der Askari, der mich geschlagen hatte.

Eigentlich war ich davon ausgegangen, daß sich Sasi der Gefangenschaft länger entziehen konnte - aber da hatte ich mich geirrt. Anscheinend waren beide beinahe sofort wieder als Sklavinnen aufgegriffen worden. Offenbar hatte man sie schon kurze Zeit später aufgegriffen, und es sah so aus, als hätte jemand gute Geschäfte mit ihnen gemacht. Beide waren sofort wieder verkauft worden - Sasi an Filimbi, einen Paga-Wirt, von dem ich schon gehört hatte, und

die blonde Barbarin direkt oder indirekt an einen Agenten Bila Hurumas.

»Nun mach schon!« sagte der Askari drohend.

Natürlich hatte sich auf dem Floß außer den Mädchen eine Truhe mit weiteren Schätzen für Tende befunden, Dinge, zu denen nach Angaben des Askaris, mit dem Ayari eine gute Beziehung pflegte, auch Stoffballen, Geschmeide, Kosmetika, Münzen und Parfüms gehörten. So etwas war logisch und unterstrich die Großzügigkeit des Ubars Bila Huruma. Er wäre sicher als geizig angesehen worden, hätten sich seine Geschenke auf die Übersendung zweier weißhäutiger Sklavinnen beschränkt.

Wieder traf mich der Griff des kurzen Speers schmerzhaft an der Schulter.

»Grab weiter!« forderte der Askari.

»Na schön«, erwiderte ich und stieß die Schaufel in den Schlamm zu meinen Füßen.

»Du auch!« rief der Aufseher einem Mann weiter unten an der Kette zu. »Grab! Grab!«

Der Mann an der Kette, eine große majestätische Erscheinung, musterte ihn verächtlich. Dann wandte er sich noch einmal zu dem Floß um, das die Geschenke für Tende beförderte. Der Askari hämmerte mit dem Schaft seines Speers mehrmals auf ihn ein. Ohne den Aufseher eines Blickes zu würdigen, setzte der Mann schließlich die Arbeit fort.

Dieser Mann war Kisu, der ehemalige Anführer der Ukungu-Rebellen.

Als sich die Askaris nach einiger Zeit weiter zurückgezogen hatten, sagte ich zu Ayari: »Bitte übermittle Kisu meine Empfehlung.« Ich hatte gesehen, wie er hinter dem Floß herschaute. Seine Körperhaltung hatte mir verraten, welche kalte Wut ihn erfüllte.

Die Kette mitschleppend, wateten wir auf Kisu zu. Die Männer hinter uns gingen auf unser Zeichen ein und bewegten sich mit uns.

Ayari wandte sich an Kisu, er hob den Kopf und musterte mich verächtlich.



»Ich habe Kisu deine Grüße ausgerichtet«, sagte Ayari auf Goreanisch zu mir.

»Er hat aber gar nichts gesagt«, erwiderte ich.

»Natürlich nicht«, entgegnete Ayari. »Er ist der Mfalme von Ukungu. Er spricht nicht mit gewöhnlichen Leuten.«

»Sag ihm, er sei nicht mehr Mfalme von Ukungu!« sagte ich. »Sag ihm, er sei gestürzt worden. Wenn es überhaupt noch einen Mfalme von Ukungu gibt, dann ist es der edle Aibu.«

Genaugenommen mußte Aibu als hoher Häuptling Ukungus Distriktsverwalter sein, der Oberherrschaft Bila Hurumas unterstellt.

»Halt deine Schaufel bereit!« sagte Ayari auf Goreanisch zu mir.

»Keine Sorge!«

Aber Kisu griff mich nicht an, als er meine Worte übersetzt bekam. Sein Körper erstarrte, und er musterte mich zornig, doch er machte keine Anstalten, mich mit seiner Schaufel zu schlagen. Für einen stolzen Mann, der von sich selbst überzeugt und sehr kräftig war, legte er eine bemerkenswerte Selbstbeherrschung an den Tag.

»Sag ihm, ich möchte mit ihm reden«, sagte ich. »Wenn nötig, kann er mich ja als Mfalme von Ukungu in den Adelsstand erheben.«

Frohgemut machte sich Ayari an die Übersetzung.

Wieder hielt Kisu sich zurück. Dann wandte er mir den Rücken zu und begann zu graben.

»Sag ihm«, forderte ich Ayari auf, »Bila Huruma, sein eigener Ubar, spreche ohne weiteres mit gewöhnlichen Bürgern. Sag ihm, ein echter Mfalme hört sich alle Menschen an und spricht mit ihnen.«

Kisu richtete sich auf und fuhr zu mir herum. Die Knöchel seiner Hände, die die Schaufel hielten, waren vor Anspannung weiß geworden.

»Ich habe ihm übersetzt, was du gesagt hast«, meinte Ayari. Die Sprache, die Kisu benutzte, war mit der Binnensprache eng verwandt, so daß Ayari mit der Verständigung keine Probleme hatte. Mir ging es nicht ganz so gut, denn

ich kannte die Sprache der Binnenländer noch nicht gut genug.

»Sag ihm«, fuhr ich fort, »es täte ihm sicher gut, sich von einem wahrlich großen Anführer zeigen zu lassen, wie man ein Volk leitet - und damit meine ich Bila Huruma.«

Diese Worte wurden Kisu übermittelt.

Mit einem Wutschrei sprang Kisu auf mich los, und die Schaufel schwang auf meinen Kopf zu. Ich wehrte den Hieb ab, ließ meinen Schaufelgriff herumschwingen und versetzte ihm einen heftigen Schlag gegen die Seite des Kopfes. Der Hieb hätte einen Kailiauk fällen können. Zu meinem Erstaunen ging er nicht zu Boden. Und schon hatte ich alle Hände voll zu tun, seine Hiebe abzuwehren. Ein Schlag oder Schnitt seiner scharfen Schaufel hätte meinem Leben ein Ende gesetzt. Zweimal vermochte ich ihn mit meinem Schaufelgriff abzuwehren - und bohrte ihm das Holz beim zweiten Mal tief in den Solarplexus. Unvermutet hielt er inne; der Schlag hatte ihn gelähmt. Er konnte sich nicht mehr verteidigen. Ich atmete schwer. Natürlich schlug ich nicht weiter zu. Jener bestimmte Körperpunkt gehört zu den wichtigen Zielen, die sich Krieger bei ihrer Ausbildung einprägen müssen, besonders für den Nahkampf.

Kein Zweifel, was die Kräfte anging, war mir Kisu recht ähnlich. Doch er war kein ausgebildeter Krieger. Und so erstaunte es mich nicht, daß er und seine Kämpfer von den Askaris Bila Hurumas besiegt worden waren.

Er hob den Kopf und blickte mich erstaunt an. Er verstand nicht, wie ein Schlag von mir einen Mann von seiner Kraft hatte lähmen können. Dann erbrach er sich ins Wasser. Zornig rufend kamen die Askaris auf uns zu. Sie schlugen mit den Schäften ihrer Speere auf uns beide ein.

Wir wurden getrennt und wieder an unseren Platz an der Kette zurückgeschickt.

Nach einiger Zeit drehte sich Kisu um und rief Ayari etwas zu. Ayari wandte sich daraufhin an mich. »Er will wissen, warum du ihn nicht umgebracht hast«, sagte er.

»Ich wollte ihn nicht töten«, sagte ich. »Ich wollte nur mit ihm sprechen.«

Dies wurde Kisu übermittelt, der eine Antwort gab.

»Er war Mfalme von Ukungu«, übersetzte Ayari. »Er kann nicht mit einfachen Menschen sprechen.«

»Na schön«, sagte ich, und meine Zustimmung wurde Kisu übermittelt.

»Grab weiter!« befahl der Askari neben mir.

Wir machten uns wieder an die Arbeit.

-21-

»Aufwachen!« sagte Ayari und stieß mich an.

Ich ließ mich auf dem Floß herumrollen, soweit es die Kette erlaubte.

»Es kommt etwas«, sagte er.

»Eingeborene?« fragte ich.

»Ich glaube es nicht«, erwiderte er.

Ich kämpfte mich in eine hockende Stellung hoch. Der Eisenring mitsamt der Kette belastete meinen Nacken sehr.

Das Floß, auf dem wir an der Gaunerkette schliefen, war ein langes Gebilde mit einem gitterartigen Käfig, der sorgfältig verschlossen wurde.

Ich blickte mit zusammengekniffenen Augen in die Dunkelheit hinaus.

»Ich sehe nichts«, sagte ich.

»Eben habe ich den Schein einer Laterne gesehen, die einen Moment lang aufgedeckt wurde«, sagte Ayari.

»Wer immer da kommt, hat also etwas zu verbergen«, sagte ich. Und Eingeborene besaßen keine solchen Nachtlaternen.

»Hör doch«, sagte Ayari.

Plötzlich stieß die Schnauze eines Tharlarion, der sich halb auf den Rand unseres Floßes stützte, gegen die Gitterstäbe. Ich zuckte zurück. Das Wassertier grunzte und ließ seine Schnauze eine Zeitlang auf dem Holzrand liegen. Mit leisem Plätschern ließ es sich schließlich wieder in das flache dunkle Wasser gleiten.

»Hör mal!« wiederholte Ayari.

»Ich hör's«, erwiderte ich. »Umwickelte Ruder, sogar mehrere.«

»Wie viele Boote?« wollte er wissen.

»Mindestens zwei«, entgegnete ich, »und sie bewegen sich im Tandem.« Ein wenig aus dem Takt, war das leise Eintauchen einer zweiten Gruppe von Rudern auszumachen.

»Askaris können das nicht sein«, meinte Ayari.

»Nein«, stimmte ich ihm zu. Askaris benutzen keine Ruder, sondern Paddel, die auch besser zu ihren Kanus passen. Und wenn es zu einem Nachtmarsch kommt, halten die Paddel des Kanus genau den Rhythmus des Führungsbootes ein. Auf diese Weise ist es schwierig, die Zahl der näherkommenden Boote zu schätzen. Natürlich ist es üblich, beim Nachtrudern im Tandem zu fahren, wobei das erste Boot den sicheren Fahrweg anzeigt - oder Hindernisse, wenn es nicht weiterkommt.

»Was für Fahrzeuge sind das?« fragte Askari.

»Leichte Boote«, entgegnete ich. »Sie müssen ziemlich flach sein, wenn sie in diesem Wasser gerudert werden.«

»Die Zahl der Ruder deutet auf eine ziemliche Länge hin«, sagte Ayari. »Es muß sich um leichte Galeeren handeln.«

»Nein«, entgegnete ich. »Ich kenne den Ruderzug einer leichten Galeere. Diese Boote sind sogar dafür zu leicht. Außerdem hätte jede Form der Galeere, die ich kenne, für diesen Sumpf einen viel zu tiefen Kiel.«

»Was für Boote mögen es dann sein?« fragte Ayari. »Und woher kommen sie?«

»Es gibt nur eine Möglichkeit«, sagte ich, »doch es ist Wahnsinn, das bei Nacht hier zu vermuten.«

Wir hörten ein Plätschern im Wasser. Offenbar war ein Tharlarion in der Dunkelheit etwa zwanzig Meter von uns entfernt gegen etwas Hölzernes gestoßen - vielleicht handelte es sich sogar um dasselbe Tier, das uns zuvor mit seiner neugierigen Schnauze beehrt hatte.

Wir vernahmen einen Wutschrei - und eine Sekunde lang wurde eine Nachtlampe geöffnet. Im Bug eines mittelgroßen, aber ziemlich langen barkenähnlichen Wasserfahr-

zeugs machten wir zwei Männer aus. Einer hieb mit dem Speer ins Wasser und versuchte einen Tharlarion abzuwehren.

Ich umklammerte die Stangen des Käfigs, der mir die Freiheit raubte.

Schon wurde die Laterne wieder abgedeckt. Die Boote glitten an uns vorbei. Es waren drei. Die Ruder waren in den offenen, U-förmigen Dollen mit Fell umwickelt worden, damit sie bei der Bewegung keinen Lärm machten. Die Ruder selbst wurden kaum aus dem Wasser gehoben und bewegten sich daher nahezu geräuschlos bei ihrer Arbeit.

»Was ist?« fragte Ayari.

»Nichts«, antwortete ich.

Im Licht der kurz geöffneten Nachtlaterne hatte ich die Gesichter von drei oder vier Männern erkannt - die Gesichter der beiden am Bug und zweier anderer, die ganz in der Nähe gestanden hatte. Eines dieser Gesichter kannte ich. Es war das Gesicht des Geographen Shaba gewesen.

Ich umklammerte die Gitterstäbe. Ich war hilflos. In einer Aufwallung sinnlosen Zorns rüttelte ich daran, so fest ich konnte. Dann beruhigte ich mich wieder.

»Was ist los?« fragte Ayari.

»Nichts«, sagte ich.

-22-

Mit meiner Schaufel schleuderte ich Schlamm auf das dazu bestimmte Floß.

Ich hatte aus dem Westen keine Trommeln schallen hören, nichts, was darauf hindeutete, daß Shaba verfolgt wurde.

Ich war überzeugt, daß er es gewesen war, der heimlich in der Nacht an uns vorbeigefahren war. Es waren drei Boote von der Art gewesen, wie sie in Ilanda gebaut und über Schendi und den Nyoka zum Ushindi-See gebracht worden waren, ein Teil der Flotte, die Bila Huruma für die Erkundungen Shabas bauen ließ, damit dieser über den Ua ins

unerforschte Landesinnere vorstoßen sollte. Es waren allerdings nur drei Barken von etwa einhundert gewesen. Und Shaba ging es sichtlich darum, nicht bemerkt zu werden. Soweit ich bemerken konnte, hatte es keinen flankierenden Konvoi aus Askari-Kanus gegeben, auch keine Askaris an Bord der Barken, soweit ich sie ausmachen konnte. Die Männer in Shabas Begleitung, so vermutete ich, waren vorwiegend Angehörige seiner Kaste, Geographen der Schriftgelehrten, auf jeden Fall Männer, die ihn bei der Erforschung des Ushindi- und des Ngao-Sees begleitet hatten, Männer, denen er vertraute und auf die er sich in Not verlassen konnte - Kastenbrüder.

Ich streifte mir Insekten aus dem Gesicht.

Es drängte sich der Eindruck auf, daß Shaba auf der Flucht war, und ich bezweifelte nicht, daß er den Ring bei sich hatte, dessen Rückgewinnung das Ziel meiner Reise nach Schendi gewesen war. Verstohlen war er in östlicher Richtung an uns vorbeigefahren.

Wieder stieß ich die Schaufel heftig in den Schlamm zu meinen Füßen.

Ich mußte hier graben, und mit jeder Schaufelbewegung, jedem Insektenbiß und -stich entfernte sich der Mann, auf den ich es abgesehen hatte, weiter von mir.

Eine neue Schaufelladung Schlamm landete auf dem Floß.

»Die Flucht ist unmöglich«, sagte Ayari. »Mach dir keine närrischen Hoffnungen!«

»Woher weißt du, daß ich an Flucht denke?« fragte ich.

»Schau doch, wie weiß deine Knöchel sind, wie kräftig du die Schaufel packst«, sagte er. »Wenn der Sumpf dein Feind wäre, hättest du ihn längst in Stücke gehackt.« Er blickte zu mir empor. »Nimm dich in acht, mein Freund! Die Askaris sind bereits auf dich aufmerksam geworden.«

Ich schaute mich um. Er hatte recht - einer der Askaris blickte in meine Richtung.

»Sie hätten dich schon längst töten können«, sagte Ayari.

»Aber du bist kräftig und kannst gut arbeiten.«

»Ich könnte ihn umbringen!« knurrte ich.

»Er hat keinen Schlüssel bei sich«, ermahnte mich Ayari.  
»Das Metall, das du um den Hals trägst, ist angeschmiedet.  
Fang an zu graben, sonst werden wir wieder geschlagen.«  
»Sag Kisu«, erwiderte ich, »daß ich mit ihm sprechen  
möchte, daß ich fliehen will.«  
»Sei kein Dummkopf!«  
»Sag's ihm!« forderte ich.  
Wie gestern wurden meine Worte Kisu übermittelt. Er sah  
sich um. Er antwortete.  
»Er spricht nicht mit gewöhnlichen Menschen«, sagte  
Ayari zu mir.  
Ich drosch mit der Schaufel auf den Sumpf ein, schälte ei-  
nen Schlammbrocken heraus und schleuderte ihn auf das  
Floß.  
Hätte es sich um Kisu gehandelt, wäre er meinem Angriff  
zum Opfer gefallen.

-23-

»Ist sie nicht wunderschön?« flüsterte Ayari.  
»O ja!« sagte ich.  
»Ruhe!« befahl ein Askari.  
»Steht stramm!« forderte ein anderer Aufseher. »Hebt die  
Köpfe! Achtet darauf, daß eure Reihe gerade ist!«  
»Wer ist der Mann, der Kisu genannt wird?« fragte ein  
Askari, der durch das Wasser herbeiwatete.  
»Keine Ahnung!« sagte ich.  
»Der da!« sagte Ayari und deutete auf Kisu, der einige  
Kettenplätze von uns entfernt stand.  
Langsam wurde die Staatsplattform nähergezogen. Sie  
bestand aus Planken, die auf den Bordwänden von vier lan-  
gen Kanus befestigt waren. Von angeketteten Sklaven ge-  
zogen, kam das Gebilde langsam näher. Auf der Plattform,  
beschattet von einem Seidenbaldachin, befand sich ein Po-  
dest, auf dem zahlreiche Seidenkissen lagen.  
»Warum hast du ihm gesagt, wer Kisu ist?« fragte ich.  
»Sie kennt ihn doch, oder?«

»Da hast du recht«, sagte ich.

Auf den Kissen lag zurückgeneigt und auf einen Ellbogen gestützt ein hübsches, hochmütig wirkendes Mädchen. Sie trug eine goldbestickte gelbe Robe und zahlreiche Schmuckreifen und Edelsteine.

»Das ist Tende«, flüsterte einer der Männer,, »die Tochter Aibus, des hohen Häuptlings des Ukungu-Distrikts.«

Dies wußten wir längst, denn die Botschaft der Trommeln war ihr aus dem Osten vorausgeeilt.

Links und rechts von Tende kniete je ein hübsches weißes Sklavenmädchen, am Hals und am linken Fußgelenk eine Kette aus weißen Muscheln, am Körper ein kurzes Wickeltuch aus rot und schwarz bedrucktem Reptuch. Beide Sklavinnen besaßen eine hübsche Figur. Ich fand es schwer, den Blick von ihnen zu wenden. Sie gehörten zu den Geschenken, die Tende von ihrem vorgesehenen Gefährten übersandt worden waren. Ich lächelte und fuhr mir mit der Zunge über die Lippen. Obwohl sie als persönliche Sklavinnen einer Frau dienen sollten, waren sie bestimmt von einem Mann ausgesucht worden. Jede der beiden Sklavinnen hielt an langem Griff einen Fächer aus bunten Federn. Mit sanften Bewegungen fächelten sie ihrer Herrin Kühlung zu.

Ich betrachtete die blonde Barbarin, die früher einmal Janice Prentiss geheißen hatte. Sie kniete links von Tende, also zu meiner Rechten. Sie begegnete meinem Blick nicht. Ihre Unterlippe zitterte. Sie wagte es nicht, sich anmerken zu lassen, daß sie mich kannte.

Tende hatte sich eine Peitsche um den linken Unterarm gebunden.

»Steht strammer!« befahl ein Askari.

Wir gehorchten.

In Tendes Nähe standen vier Askaris in der Aufmachung, die ich von Bila Hurumas Hof kannte - es waren seine Abgesandten. Wie die meisten Askaris waren sie mit fransenversehene langen Schilden und kurzen Stoßspeeren bewaffnet. Die Tochter Aibus wurde gut bewacht. Weitere Askaris wateten unweit der Plattform durch das Wasser.



Neben den Askaris hielt sich ein weiterer Mann auf der Plattform auf. Es war Mwoga, der Wesir Aibus, der Tende zur Feier ihrer Gefährtschaft geleitete. Ich erkannte ihn sofort, denn ich kannte ihn aus Bila Hurumas Palast. Wie so viele Menschen aus dem Landesinnern und den benachbarten Ebenen und Savannen im Norden und Süden der Äquatorzone besaß er lange, gestreckte Glieder und war hochgewachsen - eine körperliche Besonderheit, die die Abstrahlung von Körperhitze erleichterte. Sein Gesicht wies Tätowierungen auf, wie sie hier im Landesinnern üblich waren. Nach den Mustern lassen sich natürlich einzelne Stämme erkennen, manchmal sogar Dörfer und Distrikte. Er trug eine lange schwarze Robe, die mit Goldfäden bestickt war, und eine weiche flache Mütze, ähnlich dem in Schendi gebräuchlichen Kleidungsstück. Ich zweifelte nicht daran, daß ihm diese Gewandung am Hof Bila Huruma zum Geschenk gemacht worden war. Trotz der Internationalität seines Hofes trug Bila Huruma selbst meistens die Häute, Federn und das Gold der Askaris. Das ging nicht nur darauf zurück, daß sie die Grundlage seiner Macht bildeten und er ihnen schmeicheln wollte. Vielmehr war er selbst Askari und sah sich als Askari. Im Hinblick auf seine Kraft, Geschicklichkeit und Intelligenz gab es nichts dagegen zu sagen, daß er der erste unter ihnen war. Er war ein Askari unter Askaris.

»Sieh nur, meine Dame!« sagte Mwoga jetzt und deutete auf Kisu. »Hier steht der Feind deines Vaters und auch dein Feind, hilflos angekettet im Sumpf. Schau ihn dir an, untersuch ihn! Er widersetzte sich deinem Vater. Jetzt hängt er an einer Gaunerkette und gräbt für deinen künftigen Gefährten, den großen Bila Huruma, im Schlamm herum.«

Der Ukungu-Dialekt ist mit der Ushindi-Sprache eng verwandt. Leise übersetzte mir Ayari das Gespräch. Doch hätte ich auch ohne ihn dem Dialog einigermaßen folgen können.

Kisu blickte der lässig dasitzenden Frau kühn in die Augen.

»Du bist die Tochter des Verräters Aibu«, sagte er.

Tendes Gesichtsausdruck veränderte sich nicht.

»Wie mutig der Rebell hier spricht!« sagte Mwoga spöttisch.

»Wie ich sehe«, wandte sich Kisu an Mwoga, »du bist jetzt ein wichtiger Wesir. Du hast deine Position als unbedeutender Häuptlingslakai verlassen und bist aufgestiegen. Solche Glücksfälle gibt es eben in der Politik immer wieder.«

»Manche haben dabei mehr Glück als andere«, erwiderte Mwoga. »Du, Kisu, warst zu dumm, um die Politik zu verstehen. Du bist halsstarrig und töricht, du verstandest dich nur auf den Speer und die Kriegstrommel. Du greifst an wie ein Kailiauk. Ich verhielt mich klüger; ich wartete die richtige Zeit ab - so wie es die Ost tut. Der Kailiauk lässt sich in der Palisade einsperren. Die Ost schlüpft zwischen den Stämmen des Zauns hindurch.«

»Du hast Ukungu an das Imperium verraten«, sagte Kisu.

»Ukungu ist ein Distrikt in diesem Reich«, erwiderte Mwoga. »Ein Aufstand war gegen das Gesetz.«

»Du verdrehst Worte!« fauchte Kisu.

»Wie stets bei solchen Fragen hat der Speer entschieden, wo in dieser Sache das Recht liegt«, sagte Mwoga lächelnd.

»Wie wird sich das später in den Geschichten anhören?« wollte Kisu wissen.

»Wir werden die Überlebenden sein, die diese Geschichten erzählen«, sagte Mwoga.

Kisu trat einen Schritt vor, doch ein Askari neben ihm hielt ihn zurück.

»Es kann kein Volk verraten werden«, sagte Mwoga, »das nicht damit einverstanden ist.«

»Das verstehe ich nicht«, sagte Kisu.

»Das Reich bedeutet Sicherheit und Zivilisation«, erklärte Mwoga. »Die Menschen sind der Stammesfehden überdrüssig. Die Menschen wünschen sich Ruhe und Frieden, um ungestört ihre Ernte einfahren zu können. Wie können sich Menschen frei nennen, wenn sie jeden Tag das Einsetzen der Dämmerung fürchten müssen?«

»Das verstehe ich nicht«, wiederholte Kisu.

»Das liegt daran, daß du ein Jäger bist, ein Mann, der tötet«, sagte Mwoga. »Du lebst nach dem Speer, du kennst Überfälle, Gegenattacken, den Rachedurst, die Schatten des Waldes. Stahl ist dein Werkzeug, die Dunkelheit dein Verbündeter. Bei den meisten Menschen jedoch ist das anders. Die meisten wünschen sich den Frieden.«

»Alle Menschen wünschen sich den Frieden«, sagte Kisu.

»Wenn das so wäre, gäbe es keinen Krieg«, sagte Mwoga.

Kisu musterte ihn aufgebracht. »Bila Huruma ist ein Tyrann«, sagte er.

»Natürlich«, entgegnete Mwoga.

»Man muß sich ihm widersetzen.«

»Dann widersetz dich ihm doch!«

»Man muß ihn stürzen.«

»Dann stürz ihn!«

»Du siehst dich als Held, der du mein Volk ins Licht der Zivilisation führen willst?« fragte Kisu.

»Nein«, sagte Mwoga. »Ich gehorche den Umständen. Ich diene mir selbst und meinen Vorgesetzten.«

»Jetzt endlich sprichst du ehrliche Worte!«

»Die Politik, die Bedürfnisse, die Zeit - dies alles bringt Männer wie mich in den Vordergrund«, fuhr Mwoga fort.

»Ohne Männer wie mich könnte es keine Veränderung geben.«

»Der Tharlarion und die Ost haben ihren Platz im Palast der Natur.«

»Und ich werde den meinen am Hof von Ubars finden«, ergänzte Mwoga.

»Stell dich mit dem Speer zum Kampf!« forderte Kisu.

»Wie wenig du doch begreifst!« sagte Mwoga. »Wie naiv siehst du doch die Dinge! Wie sehr sich dein Herz nach solchen Vereinfachungen sehnt!«

»Ich möchte dein Blut an meinem Speer sehen«, sagte Kisu.

»Das Reich würde trotzdem weiterbestehen«, sagte Mwoga.

»Das Reich ist etwas Böses«, sagte Kisu.

»Wie schlicht du doch denkst!« rief Mwoga staunend.

»Wie betäubt und verwirrt mußt du sein, wenn du gelegentlich einmal auf die Wahrheit stößt.«

»Das Reich muß vernichtet werden«, sagte Kisu.

»Dann vernichte es doch!« rief Mwoga.

»Geh und diene deinem Herrn Bila Huruma!« sagte Kisu.

»Ich entlasse dich.«

»Deine Großzügigkeit stimmt uns dankbar«, sagte Mwoga lächelnd.

»Und nimm diese Sklavinnen mit, Geschenke für Seine Hoheit Bila Huruma«, fuhr Kisu fort und deutete auf Tende und ihre beiden Dienstboten.

»Lady Tende, Tochter Aibus, des hohen Häuptlings von Ukungu, wird ehrenvoll zur Feier der Gefährtenschaft geleitet, die sie mit Seiner Majestät Bila Huruma eingeht.«

»Sie wird verkauft, um einen Kuhhandel zu besiegeln«, sagte Kisu. »Klarer könnte sie nicht als Sklavin dastehen.«

Tendes Gesicht blieb ausdruckslos.

»Aus eigener Willensentscheidung«, sagte Mwoga, »beeilt sich die Lady Tende, Bila Hurumas Ubara zu werden.«

»Eine von gut zweihundert Ubaras!« rief Kisu spöttisch.

»Sie handelt aus eigenem Entschluß«, wandte Mwoga ein.

»Ausgezeichnet!« rief Kisu. »Dann verkauft sie sich also selbst. Gut gemacht, Sklavin!« rief er dem Mädchen zu.

»Sie wird in eine ehrenvolle Gefährtenschaft eintreten«, sagte Mwoga.

»Ich habe Bila Huruma gesehen«, bemerkte Kisu. »Für ihn ist keine Frau etwas anderes als eine Sklavin. In seinem Palast habe ich viele reizvolle Sklavinnen gesehen, schwarz, weiß und orientalisch. Mädchen, die es wahrlich verstehen, einem Mann zu gefallen, und die das Bedürfnis dazu in sich spüren. Bila Huruma kann zwischen zahlreichen heißblütigen ausgebildeten Sklavenschönheiten wählen. Wenn du an seinem prächtigen Hof nicht allein und unbeachtet dahinsiechen willst, wirst du es lernen müssen, mit ihnen zu wetteifern. Du wirst dich daran gewöhnen, vor ihm auf dem Boden herumzukriechen und ihm mit der uneingeschränk-

ten, wohligh schauernden Hingabe einer ausgebildeten Sklavin deine Dienste anzubieten.«

Noch immer zeigte sich auf Tendes Gesicht keine Regung.

»Und so wird es auch mit dir kommen, denn im Grunde deines Herzens bist du eine echte Sklavin - das sehe ich schon an deinen Augen.«

Tende hob die rechte Hand, um die die Peitsche gewickelt war, und bewegte sie lässig hin und her. Die beiden erschrockenen Sklavinnen hörten auf zu fächeln. Anmutig erhob sich Tende und stieg von ihrem Podest herab, um sich über Kisu am Rand der Plattform aufzustellen.

»Hast du nichts zu sagen, meine liebe Tende, du schöne Tochter des Verräters Aibu?« erkundigte sich Kisu.

Sie versetzte ihm mit der Peitsche einen Schlag ins Gesicht. Er hatte die Augen geschlossen, um nicht geblendet zu werden.

»Ich spreche nicht mit einfachen Untergebenen«, sagte sie. Dann kehrte sie an ihren Ausgangsort zurück, und ihr Gesicht war wieder eine Maske der Ausdruckslosigkeit. Auf ihr Zeichen hin bewegten die Sklavinnen wieder die Fächer. Kisu öffnete die Augen. Über sein Gesicht zog sich ein blutiger Striemen. Er hatte die Fäuste geballt.

»Weiter!« sagte Mwoga zu einem der Askaris auf der Plattform.

Der Mann äußerte einen scharfen Befehl an die Sklaven, die die Plattform schleppten, und deutete mit dem Speer die Richtung an. Die Männer setzten sich in Bewegung, die Kanus mit der Plattform durch das Wasser schleppend.

Wir blickten der Plattform und ihren Passagieren nach.

Ich bedachte Kisu mit einem Blick. Ich nahm nicht an, daß ich noch lange warten mußte.

»Grabt weiter!« sagte ein Askari in unserer Nähe.

Befriedigt und irgendwie auch erfreut stieß ich meine Schaufel tief in den Sand zu meinen Füßen.

Wir hockten in dem langen Käfig, der auf dem Floß errichtet worden war. Ich fuhr mir mit den Fingern unter dem

Kragen entlang, um meinen Hals etwas zu entlasten. Der Geruch des Sumpfes ringsum war allgegenwärtig.

Unter leisem Kettengerassel kroch er durch die Dunkelheit zu mir. Mit dem Fingernagel kratzte ich ein wenig Rost von der Kette an meinem Kragen. Aus der Ferne gellte das Geschrei von Dschungelvögeln herüber, das Heulen von winzigen Primaten mit langen Gliedmaßen. Es war etwa eine Ahn nach dem spätabendlichen Regen, etwa die zwanzigste Ahn des Tages. Der Himmel war noch immer bedeckt und verbreitete eine Dunkelheit, die für das, was bald geschehen mußte, wie geschaffen war.

»Ich muß mit dir reden«, sagte er in schlechtem Goreanisch.

»Ich wußte gar nicht, daß du meine Sprache beherrschst«, sagte ich und blickte geradeaus in die Dunkelheit.

»Als Kind«, erwiderte er, »bin ich einmal fortgelaufen. Ich lebte zwei Jahre in Schendi und kehrte dann nach Ukungu zurück.«

»Ich hatte auch nicht angenommen, daß dich ein kleines Dorf zufriedenstellen könnte«, sagte ich. »Für ein Kind war das aber eine lange und gefährliche Reise.«

»Ich bin nach Ukungu zurückgekehrt«, sagte er.

»Vielleicht bist du deswegen ein solcher Patriot deiner Gegend«, sagte ich, »weil du einmal von dort geflohen bist.«

»Ich muß mit dir sprechen«, wiederholte er.

»Vielleicht spreche ich aber nicht mit Angehörigen des Adels«, gab ich zurück.

»Verzeih mir!« sagte er. »Ich war dumm.«

»Du hast also doch von Bila Huruma gelernt, der mit allen Menschen spricht.«

»Wie sonst kann man etwas hören?« fragte er. »Wie sonst kann man das andere verstehen?«

»Bettler sprechen mit Bettlern - und Ubars«, sagte ich.

»Das ist ein Schendi-Spruchwort.«

»Ja.«

»Sprichst du Ushindi?«

»Ein wenig«, sagte ich.

»Kannst du mich verstehen?« fragte er in dem Dialekt, der am Hof Bila Hurumas gebräuchlich war.

»Ja«, sagte ich. Die goreanische Sprache fiel ihm nicht leicht. Das Ushindi war für mich nicht leichter. Ayari, der rechts neben mir lag, kannte das Ushindi gut genug, um es mühelos in den verwandten Ngao-Dialekt umzusetzen, der im Ukunug-Distrikt gesprochen wurde - doch so weit gingen meine Fähigkeiten nicht. Ich sagte: »Wenn ich dich nicht verstehe, sage ich es dir.« Ich bezweifelte nicht, daß wir uns auf diese Weise verständigen konnten.

»Ich werde versuchen, Goreanisch zu sprechen«, sagte er.

»Wenigstens ist das nicht die Sprache des Bila Huruma.«

»Es sprechen auch andere Dinge für das Goreanische«, sagte ich. »Es ist eine komplexe, ausdrucksstarke Sprache mit großem Vokabular.«

»Ukunu ist die schönste Sprache der Welt«, sagte er.

»Das mag schon sein«, erwiderte ich, »aber ich beherrsche es nicht.«

»Ich möchte fliehen«, sagte Kisu auf Goreanisch. »Ich muß fliehen.«

»Na schön - dann fliehen wir doch!« sagte ich.

»Aber wie?« wollte er wissen.

»Die Werkzeuge unserer Flucht befinden sich schon lange in unserer Hand«, sagte ich. »Nur hat mir bisher die Unterstützung gefehlt, die ich brauche, um sie zu nützen.«

Ich wandte mich an Ayari. »Gib die Nachricht an der Kette weiter!« sagte ich. »In beiden Richtungen, in den passenden Sprachen! Wir werden heute nacht fliehen.«

»Wie gedenkst du das anzustellen?« fragte Ayari.

»Erledige deine Aufgabe, mein lieber Übersetzer!« sagte ich. »Du wirst es bald erleben.«

»Was ist, wenn sich einige vor der Flucht fürchten?«

»Dann werden wir sie bei lebendigem Leib von der Kette reißen«, sagte ich.

»Ich weiß nicht, ob mir das gefällt«, sagte Ayari.

»Willst du etwa der erste sein?« erkundigte ich mich.

»Ich doch nicht«, gab Ayari zurück. »Ich habe zu tun. Ich gebe die Nachricht an der Kette durch.«

»Wie können wir fliehen?« fragte Kisu.

Ich hob die Hand und maß die Kette an seinem Kragen - ich ließ die Hand an den Kettengliedern entlanggleiten, bis ich etwa fünf Fuß weiter den Halskragen des nächsten Mannes erreichte. Ich führte die beiden Männer dicht zusammen, bis die Kette in einer Schlaufe auf dem aus Baumstämmen bestehenden Boden des Schlaffloßes lag. Mit tastenden Fingern ließ ich die Schleife zwischen die Enden zweier Stämme gleiten und zog sie an - nun aber etwa zwei Fuß von dem Ende des Baumstammes entfernt, um den die Kette lag. Die Unterseite der Kettenschlaufe befand sich folglich unter Wasser und führte um einen Stamm. Ich gab dem kräftigen Kisu ein Ende der Kette in die Hand und bemächtigte mich des anderen Endes.

»Ich verstehe«, sagte Kisu. »Als Werkzeug ist das aber nicht sonderlich ergiebig.«

»Du könntest die Askaris um ein besseres bitten«, schlug ich vor.

Nun begannen wir in gleichmäßigen, festen Zügen die Kette druckvoll unter dem Stamm hin und her zu ziehen. In wenigen Sekunden hatten wir mit Hilfe dieser primitiven Säge die Rinde des Baumstammes durchtrennt und gruben uns nun in rhythmischem Hin und Her in das splitternde Holz, das darunter lag. Die sich bewegenden Kettenglieder dienten in ihrer Versetzung recht gut als Sägezähne. Ab und zu quietschte das Metall auf dem harten Holz, doch vermochten wir ziemlich leise zu arbeiten, denn die Geräusche pflanzten sich lediglich unter Wasser fort. Es war ein Fehler der Askaris, uns in einem Käfig auf einem Holzfloß unterzubringen und uns außerdem noch die Halsketten zu lassen. Einmal unterbrachen wir die Arbeit, als ein Kanu mit Askari-Aufpassern vorbeiglitt.

Meine Hände, die die Kette umklammerten, begannen zu bluten. Sicher wiesen auch Kisus Hände solche Spuren auf.

Ein Mann kroch herbei. »Das ist doch Wahnsinn!« sagte er. »Ich komme nicht mit.«

»Dann müssen wir dich umbringen«, erwiderte ich.



»Ich habe es mir anders überlegt«, erwiderte er. »Ich mache mit - aus vollem Herzen.«

»Gut«, antwortete ich.

»Der Lärm wird sich unter Wasser fortpflanzen«, sagte ein anderer Mann. Ja, er hatte recht, unter Wasser breitete sich der Schall besser aus als darüber, etwa fünfmal so gut. Diese Fortpflanzung findet aber eine natürliche Barriere in der Wasseroberfläche, so daß wir in dieser Beziehung von den Askaris nichts zu fürchten hatten.

»Bestimmt werden dadurch Tharlarion angelockt«, fuhr der Mann fort.

»Wir warten ab, bis sie das alles erkundet und sich dann wieder verzogen haben«, sagte ich.

Ayari beugte sich zu mir. »Es ist dunkel«, sagte er. »Eine gute Nacht für die wilden Eingeborenen.«

Zwischen meinen Füßen splitterte ein Stück Holz ab.

Ich ließ die Kettenschlaufe zum Ende des Stammes gleiten, dort wo er an den nächsten stieß. In dieser Position mochte die Kette nun als Hebel dienen.

»Zieh!« forderte ich Kisu auf und zerrte heftig an der Kette. Splitternd bog sich das Holz nach oben und brach ab. Mit Fuß und Händen brach ich einige störende Spitzen ab.

»Wir warten jetzt eine gewisse Zeit ab«, sagte ich.

Wir hörten, wie der Rücken eines großen Tharlarion an der Unterseite des Floßes entlangscharrte.

Ich raffte die Kette in meinen blutigen Händen zusammen, um damit nach dem Tier zu schlagen, sollte es die Schnauze durch das Loch stecken.

»Deckt den Balken ab!« sagte ich. »Tut so, als ob ihr schlaft!«

Wir saßen um das abgebrochene Stück Baumstamm, die Köpfe gesenkt, während sich einige andere hingelegt hatten. Die kleine Bugfackel eines weiteren Askari-Kanus glitt an uns vorbei - an Bord befanden sich diesmal zehn bewaffnete Aufseher.

Sie achteten kaum auf uns.

»Sie haben Angst vor Überfällen der Eingeborenen«, sagte Ayari.

Als einige Minuten später alles ruhig zu sein schien, sagte ich: »Der erste Mann an der Kette soll kommen.«

Dieser wurde herbeigeschubst. Er war sichtlich nervös.

»Ich würde ja als erster gehen«, sagte ich, »aber das geht nicht, da ich mich in der Mitte der Kette befinde.«

»Was ist mit dem Burschen am anderen Ende der Kette?« fragte er.

»Eine ausgezeichnete Idee«, gab ich zurück. »Es könnte aber sein, daß er genauso unwillig ist wie du - und in diesem Augenblick ist dein Hals in meiner Reichweite, nicht seiner.«

»Was ist, wenn mich Tharlaron anfallen?« fragte er.

»Hast du Angst?« fauchte ich.

»Ja«, gestand er.

»Kein Wunder«, sagte ich. »Es könnten sich hier Tharlaron herumtreiben.«

»Ich steige nicht durch das Loch«, sagte er.

»Atme tief ein«, forderte ich ihn auf, »und bleib in Bewegung, denn andere kommen nach! Schwimm zum Schlammfloß! Dort finden wir Schaufeln.«

»Ich schwimme nicht«, wiederholte er.

Ich packte ihn und stieß ihn mit dem Kopf voran durch das Loch. Der nächste ließ sich mit den Füßen voran in die Tiefe gleiten. Der dritte, der ein wenig rundlich war, zwängte sich nicht ohne Mühe durch die Öffnung zwischen den Baumstämmen. Der vierte folgte. Prustend erschien der Kopf des ersten Mannes neben dem Floß an der Wasseroberfläche. Er begann auf das Schlammfloß zuzuschwimmen. Einer nach dem anderen schoben sich die sechsundvierzig Gefangenen der Kette durch das rettende Loch - Kisu und ich befanden uns etwa in der Mitte der Kette.

»Nehmt euch Schaufeln und bringt das Floß her!« sagte ich.

»Wohin wollen wir?« fragte Ayari.

»Folgt mir!« sagte ich.

»Du willst nach Westen?« erkundigte sich Ayari.

»Wir müssen uns befreien«, sagte ich. »An der Kette können wir nicht weit. Wenn wir nach Westen ziehen, können

wir neugierige Askaris täuschen. Außerdem liegt im Westen, kaum einen Pasang entfernt, die Insel der Schmiede, wo Männer an die Kette gelegt werden.«

»Es wird dort auch Werkzeuge geben«, sagte Ayari.

»Genau«, sagte ich.

»Wir sollten nach Osten ziehen oder in die Dschungel des Nordens oder Südens«, meinte ein anderer Mann.

Kisu versetzte ihm einen Hieb gegen die Schläfe, so daß er zur Seite torkelte.

Ich musterte Kisu. »Erscheint es dir nicht ratsam, Mfalme, nach Westen zu ziehen?«

Er richtete sich auf. »Ja«, sagte er, »wir gehen nach Westen.«

Sein Einverständnis freute mich. Ohne seine Zustimmung, ohne sein Prestige wäre es für mich schwierig, wenn nicht gar unmöglich gewesen, der Kette meinen Willen aufzuzwingen. Ohne seine Unterstützung, ohne seinen Einfluß wären wir vermutlich nicht aus dem Käfig herausgekommen. Daß er den Burschen niederschlug, war für mich der Hinweis, daß auch er es für angebracht hielt, nach Westen zu ziehen. Ihn mit seinem Titel Mfalme ansprechend, hatte ich ihn dazu gebracht, seine Haltung klar zu äußern. Seine Antwort beruhigte die Männer. Zugleich hatte ich natürlich meinen Respekt vor seinen Ansichten zum Ausdruck gebracht, den ich in der Tat hatte, und mit der Erwähnung seines Titels hatte ich bestätigt, daß ich seinen hohen Status für Ukungu anerkennen wollte. Hätte ich seine Zustimmung nicht vorausgesehen, weiß ich nicht, was ich hätte tun sollen. Vermutlich hätten wir dann gegeneinander kämpfen und einer den anderen umbringen müssen.

Bald führten Kisu und ich die Kette an, die wir - und einige Männer zwischen uns - aus der Mitte vorzogen, während die Enden links und rechts hinter uns verliefen, dazwischen das Schlammfloß, das von einigen Männern geschoben wurde.

»Du bist ein schlauer Bursche«, sagte Kisu zu mir.

»Bist du nicht auch meiner Meinung, daß der Westen uns im Augenblick die besten Chancen bietet?« fragte ich.

»Doch.«

»Man wird nicht damit rechnen, daß wir diese Richtung einschlagen. Außerdem finden wir dort Werkzeuge.«

»Und noch etwas anderes«, sagte er, »das ich dringend haben will.«

»Und das wäre?« erkundigte ich mich.

»Du wirst es sehen.«

»Askaris!« rief Ayari. »Vor uns!«

»Andere Askaris haben uns freigelassen und nach Westen geschickt, damit wir uns in Sicherheit bringen«, sagte ich.

»Man hat uns sogar unser Werkzeug gelassen. Es hat einen Überfall gegeben.«

»Wer da? Halt!« rief ein Askari.

Gehorsam hielten wir inne. Nervös erkannte ich, daß sich mehrere Askaris näherten, mehr als ich zunächst gesehen hatte, eine Abteilung von etwa zwanzig Mann mit Schilden und Speeren. Die weißen Federn des Kopfschmucks zeigten an, wo sie sich befanden. Im Kampf nehmen die Askaris ihre Kopfbedeckungen zuweilen ab, die ansonsten in der Dunkelheit dazu dienen können, Freund und Feind auseinanderzuhalten.

»Eingeborene!« rief ich, und Ayari deutete hinter uns.

»Askaris haben uns freigelassen und angeordnet, daß wir in den Westen marschieren, um uns in Sicherheit zu bringen.«

»Eingeborene!« rief einer der Askaris.

»Es ist eine günstige Nacht«, meinte ein anderer.

»Ihr beschützt uns doch, oder?« fragte Ayari mit flehender Stimme.

»Wo sind die Askaris, die euch freigelassen haben?« fragte ein Askari.

»Sie kämpfen!« sagte Ayari.

»Laßt die Trommeln erschallen!« sagte der Mann. Ein Askari eilte davon. »Wir werden die angegriffene Sektion entsetzen.«

»In Zweierreihe aufstellen!« rief eine andere Stimme.

Die Askaris gingen in Formation.

»Wer wird uns beschützen?« fragte Ayari.

»Marschier weiter!« sagte der Offizier. »Dort wird euch nichts geschehen.«

»Das ist natürlich eine große Erleichterung!« sagte Ayari.

»Beeilung!« drängte der Offizier.

Sofort setzten wir unseren Weg fort, während die Askaris ihren Eilmarsch nach Osten begannen. Gleich darauf hörten wir eine Trommel, deren Klang weitere Askaris auf den Plan rufen würde.

»Schnell!« sagte Ayari.

Noch zweimal kamen Einheiten der Askaris an uns vorbei, ebenso zwei Kanus, die mit Bewaffneten gefüllt waren.

»Sie werden bald merken, daß wir gelogen haben«, sagte Kisu.

»Wir müssen uns beeilen«, sagte ich.

Kurze Zeit später erreichten wir die Insel der Schmiede.

Askaris drängten sich an uns vorbei.

»Was ist los?« fragte einer der Schmiede, der mit einer Fackel vor seinem Schlafquartier stand.

Er und seine Kollegen waren im nächsten Augenblick von einer Horde verzweifelter Gefangener eingeschlossen.

»Nehmt uns die Kette ab!« forderte ich.

»Niemals!«

»Wir können das selbst tun«, sagte Ayari. Schaufeln wurden gehoben. Angstvoll eilten die Schmiede zu ihren Ambossen.

Mit sicheren Bewegungen wurden die Metallkragen geöffnet, und die schwere Kette fiel zu Boden. Wir drängten die Schmiede wieder in ihren Schlafschuppen und fesselten und knebelten sie.

»Verlauft euch in alle Winde!« sagte ich schließlich zu den Männern. »Jetzt ist jeder auf sich allein gestellt.«

Die anderen verschwanden in der Dunkelheit.

Kisu, Ayari und ich blieben auf der Insel.

»Wohin willst du?« fragte Kisu.

»Ich muß in den Osten«, sagte ich. »Ich folge einem Mann, der Shaba heißt. Ich suche den Ua-Fluß.«

»Das paßt mir gut«, sagte er ernst.

»Das verstehe ich nicht«, sagte ich.

»Du wirst es noch verstehen.«

»Ist das eine Drohung?«

Er legte mir die Hände auf die Schultern. »Bei der Ernte Ukungus - nein«, gab er zurück.

»Ich muß los«, sagte ich. »Die Zeit ist knapp.«

»Aber du schaust ja gar nicht in den Osten«, sagte er.

»Ich habe zunächst noch eine Zwischenstation im Sinn«, erwiderte ich.

»Auch ich muß noch etwas erledigen«, sagte er.

»Und das paßt zu Plänen, die du verfolgst?«

»Genau.«

»Ich habe die Absicht, mir eine verlorengegangene Sklavin zurückzuholen«, sagte ich und dachte dabei an die hübsche blonde Barbarin Janice Prentiss, die ich gern wieder zu meinen Füßen gesehen hätte.

»Ah, deshalb hast du also das Schlammfloß mitgenommen«, sagte Kisu lächelnd.

»Natürlich«, sagte ich.

»Ich glaube, ich werde mir ebenfalls eine Sklavin holen«, sagte er.

»Das hatte ich mir fast gedacht.«

»Ich begreife allerdings nicht, warum die Askaris noch nicht zurückgekehrt sind«, meinte Ayari. »Sie müßten doch längst begriffen haben, daß es falscher Alarm war.«

»Das hätte ich auch gedacht«, pflichtete ich ihm bei.

»Beeilen wir uns!« sagte Kisu.

In westlicher Richtung marschierten wir durch die Dunkelheit, das Schlammfloß, auf dem die Schaufeln lagen, vor uns herschiebend.

»Warum bist du nicht bei den anderen Askaris, die im Osten kämpfen?« fragte Ayari.

»Ich bewache die Lady Tende. Wer bist du? Was ist das?«

»Wo ist die Gauner-kette?« fragte Ayari.

»Keine Ahnung«, sagte er. »Wer seid ihr? Was ist das für ein Floß?«

»Ich bin Ayari«, sagte Ayari. »Dies ist das Schlammfloß, das an der Gauner-kette benutzt wird.«

»Die Gaunerkeite arbeitet im Osten«, sagte der Mann.

»Wir sind heute daran vorbeigekommen.«

»Was geht hier vor?« fragte Mwoga und erschien am Rand der Plankenplattform, die auf den vier Kanus angebracht worden war.

»Hier ist ein Arbeiter, der die Gaunerkeite sucht«, antwortete der Askari.

Mwoga starrte in die Dunkelheit. Er konnte Ayari nicht gut erkennen. Offensichtlich war der Mann ein Arbeiter, denn er trug keine Ketten. Wahrscheinlich hatte sich das Schlammfloß irgendwie gelöst, und der Arbeiter hatte die Absicht, es zurückzubringen, auch wenn das bei Dunkelheit ein unkluges Unterfangen war.

»Ein Askari genügt doch nicht, eine so bedeutsame Person wie die Lady Tende zu bewachen!« rief Ayari.

»Sei unbesorgt, Bursche«, sagte Mwoga, »wir haben hier noch einen zweiten Mann.«

»Das wollte ich nur wissen«, sagte Ayari.

Kisu und ich hatten jeder einen Wächter ausgemacht. Die anderen hatten sich anscheinend der Abwehrexpedition in den Osten angeschlossen.

»Was meinst du damit?« fragte Mwoga.

Mit unseren Schaufeln schlugen Kisu und ich die beiden Wächter bewußtlos.

Mwoga hatte uns informiert, daß wir uns nur um zwei Männer kümmern mußten - eine Aufgabe, die wir sofort in Angriff nehmen konnten. Er hatte uns damit sehr geholfen.

Mwoga blickte nach links und nach rechts. Ohne noch etwas zu sagen, ohne überhaupt den Versuch zu machen, seinen Dolch zu ziehen, sprang er von den Planken ins Wasser, eilig in der Dunkelheit verschwindend.

Die angeketteten Sklaven, die die Plattform hatten ziehen müssen und die zusammengekauert am Rand der Konstruktion saßen, folgten Ayaris Zeichen und hielten Ruhe.

Die Dunkelheit war angefüllt mit dem Dröhnen der Trommeln.

»Ich kann nicht schlafen«, sagte Lady Tende und trat aus dem kleinen Seidenunterstand, den man für sie und ihre Sklaven errichtet hatte. Ein zweiter war achtern für Mwoga bestimmt.

Dann erblickte sie Kisu.

-24-

Es begann hell zu werden.

Wir schoben das Schlammfloß vor uns her.

Ab und zu kamen Askaris an uns vorbei, von denen einige verwundet waren. Ein Kanu passierte uns in hundert Metern Entfernung, darin saßen blutende Askaris, die kaum noch die Paddel zu führen vermochten.

Vor gut einer Ahn waren wir an der Stelle vorbeigekommen, an der das Gefängnisfloß geankert hatte, von dem wir geflohen waren.

»Es hat einen Überfall gegeben«, sagte Kisu.

»Es war für die Eingeborenen eine günstige Nacht«, sagte Ayari.

Geduldig schoben wir das Schlammfloß weiter. Vor uns lag die Dämmerung, ein schimmernder grauer Rand. Wie auf der Erde steigt auf Gor die Sonne im Osten auf.

Mühsam schleppte sich ein verwundeter Askari durch das beinahe hüfthohe Wasser. »Geht nicht weiter!« sagte er.

»Im Osten wird gekämpft.«

»Dank sei dir für deinen Rat, mein Freund!« rief Ayari.

»Fertigmachen zum Umkehren!« wandte er sich an uns.

Langsam drehten wir das schwere Floß mit dem hohen Schlammhaufen. Als der Askari etwa fünfundsiebzig Meter entfernt war, drehte er sich einmal um und wanderte weiter. Er merkte bestimmt nicht, daß wir ihm nicht folgten.

Wenn es ihm auffiel, so war er nicht in der Verfassung, uns zu verfolgen.

Unter einer dünnen Schlammschicht lagen zwei Schilde und zwei Stoßspeere auf dem Floß, Waffen, die Kisu und ich



den beiden Askaris abgenommen hatten, die auf Tendes Plattform gewacht hatten. Ganz offen lagen unsere Schaukeln oben auf der Last.

Immer weiter östlich kamen wir mit unserem Floß.

Ayari blickte zum Himmel empor. »Es muß etwa die achte Ahn sein«, sagte er.

»Wie weit noch bis zum Ngao?« fragte ich Kisu.

»Tage«, antwortete er.

»Es ist hoffnungslos«, meinte Ayari. »Wir sollten ans Ufer fahren.«

»Das erwartet man doch von uns«, sagte ich. »Und dann sind wir in doppelter Gefahr - durch die feindlichen Eingeborenen und durch die Askaris, die unsere Position mit Hilfe der Trommeln verraten.«

»Hört doch!« rief Kisu plötzlich.

»Ich höre es«, sagte ich.

»Was denn?« wollte Ayari wissen.

»Kriegsgeschrei, da vorn rechts. Dort wird gekämpft.« Ich erstieg die Plattform. Kisu folgte mir.

»Was seht ihr?« fragte Ayari.

»Eine bewegte Schlacht«, sagte ich, »ausgetragen im Wasser und mit Kanus - etwa hundert Askaris und vierzig bis fünfzig Eingeborene.«

»Es mag viele solche Scharmützel geben«, sagte Ayari.

»Wir sollten einen großen Bogen darum machen.«

»Und ob!« rief ich.

Kisu und ich sprangen ins Wasser zurück und schoben das Floß weiter.

Bis zur Mittagsstunde stießen wir auf zwei ähnliche Kampfstätten. Um die neunte Ahn hatte es heftig geregnet, doch wir hatten unseren Weg zum Westufer des Ngao-Sees weiterverfolgt, der irgendwo vor uns liegen mußte.

»Runter!« rief Ayari.

Wir duckten uns ins Wasser, die Köpfe kaum noch über die Oberfläche erhoben, das Floß als Deckung benutzend. Auf der anderen Seite der Baumstämme glitten zwei Kanus mit Askaris vorbei, die in die Sumpflager des Westens zurückkehrten. Die Soldaten hatten lediglich ein Schlammfloß

bemerkt, das sich am Arbeitsgebiet losgerissen hatte und fortgetrieben worden war.

»Die Askaris kehren zurück«, sagte Ayari. »Die Eingeborenen sind zurückgeschlagen worden.«

Kisu hob den Kopfschmuck eines Askari aus dem Wasser und warf ihn zur Seite. »Aber nicht ohne Opfer«, sagte er.

»Wir sind in Sicherheit«, äußerte Ayari.

»Haltet Ausschau nach Tharlarion!« ordnete Kisu an. Er griff unter Wasser und pflückte sich einen dicken schimmernden Blutegel vom Bein. Das Geschöpf war etwa zwei Zoll lang.

»Töte das Ding!« sagte Ayari.

Kisu ließ den Egel ins Wasser fallen. »Ich möchte nicht, daß mein aus dem Tier gedrücktes Blut ins Wasser kommt«, sagte er.

Ayari nickte erschauernd. Das Blut mochte den Bint anlocken, einen zahnbewehrten, fleischfressenden Sumpfaal, oder die blaue Raub-Grunt, eine kleine Süßwasser-Abart des größeren und mir vertrauten Thassa-Grunt. Der blaue Grunt ist ganz besonders gefährlich während der Tagesstunden vor seiner Paarungsperiode, wenn er sich zu ganzen Schwärmen zusammenfindet. Diese Paarungszeiten fallen mit den Phasen des goreanischen Hauptmondes zusammen, der sich bei Vollmond auf dem Wasser spiegelt und auf irgendeine Weise den Paarungstrieb anregt. Während der Tagesstunden vor dem Vollmond zerreißen die unruhigen Grunt alles Eßbare, das ihnen in den Weg kommt. Während der eigentlichen Paarung jedoch kann man sich ungestört unter den Tieren bewegen. Die Gefahr durch Bint und blauen Grunt, die im Moment keine gefährliche Phase hatten, war nicht so unmittelbar auf diese Tiere zu beziehen, sondern auf die Tatsache, daß sie, angelockt durch vergossenes Blut, ihrerseits die Tharlarion auf den Plan rufen mochten.

Der schmale Speer, etwa sieben Fuß lang, bohrte sich dicht neben meiner Hand in den Schlamm.

»Eingeborene!« rief Ayari.

Wir hörten Geschrei.

Kisu grub im Schlamm herum, suchte mit fliegenden Fingern nach einem der Schilde und Speere.

Ein Mann sprang auf den Schlammhaufen, der das Floß krönte. Ich verschwand unter Wasser.

Vorsichtig schob ich mich durch das Sumpfgras, das unter Wasser wuchs. Ein Speer versuchte mich zu treffen. Es gelang mir, unter das Kanu zu gelangen. Ruckartig stand ich auf, schreiend, die Männer darin ins Wasser kippend. Plötzlich dröhnte das Kriegsgeschrei Ko-ro-bas über den Sumpf. Ein Mann sank mit aufgeschnittener Kehle leblos nieder. Ein anderer versuchte mich mit dem Speer zu treffen, während die übrigen erstaunt zurückwichen. Ich nahm dem Angreifer die Waffe ab, drehte sie um und spießte ihn damit auf dem Sumpfgrund fest. Dann musterte ich die anderen vier Männer, die mich erschrocken anschauten. Zum Angreifen schienen sie keine Lust mehr zu haben. Ich schob den Leichnam des Mannes mit dem Fuß von der Speerspitze und hob die Waffe wieder.

Ich trat zur Seite. Die Männer vor mir rührten sich nicht.

Kisu stand wie ein schwarzhäutiger Gott auf dem Floß, den Schild am Arm, einen blutbeschmierten Stoßspeer in der rechten Hand. Links von ihm lagen zwei Gestalten leblos im Wasser.

Ich schwenkte die Hand. »Fort mit euch!« rief ich. »Fort!« Ich nehme nicht an, daß sie meine Worte verstanden - sie begriffen aber, was ich wollte. Die vier Männer wichen zurück und ergriffen die Flucht.

Ich richtete das Kanu wieder auf. Kisu verließ das Floß und fischte zwei verschlossene Kalebassen mit Wein, die im Sumpfwasser schwammen. Im Kanu selbst war ein langer zylindrischer Korb angebunden, der Streifen gesalzenen und getrockneten Fischfleisches enthielt.

Ayari watete zum Kanu. »Ob sie fort sind?« fragte er.

»Ja«, antwortete ich.

»Vielleicht kommen noch andere«, sagte er. Er fischte Paddel aus dem Wasser.

»Ich glaube, es ist ein wenig spät für die Eingeborenen«, sagte ich. »Vielleicht kehren sie in einigen Tagen zurück, um

die Arbeiter am Kanal anzugreifen. Im Moment brauchen wir uns um sie wohl keine Sorgen zu machen.«

»Bila Huruma wird ihre Dörfer niederbrennen«, sagte Kisu.

»Er muß sich vorsehen«, erwiderte ich. »Er darf es nicht riskieren, die ihm freundschaftlich verbundenen Ufergemeinden zu brüskieren, weder die im Sumpf noch die am Ngao-See.«

»Er wird tun, was er für richtig hält, um sein Ziel zu erreichen«, sagte Kisu.

»Da hast du sicher recht«, räumte ich ein. Und ich zweifelte tatsächlich nicht daran, daß Bila Huruma einen nüchternen, wohlüberlegten Kurs steuern würde, wenn nötig sanft, aber auch hart und rücksichtslos, sollte er sonst nicht ans Ziel kommen können. Mit ihm, dem geborenen Ubar, war nicht leicht umzugehen, man würde ihn auch kaum von einem einmal eingeschlagenen Weg abbringen können. Ayari legte die Paddel, die er gefunden hatte, ins Kanu. Es waren sechs. Nun besaßen wir insgesamt acht Paddel, denn zwei weitere waren für alle Fälle im Kanu festgebunden. Ich schob das Kanu neben das Floß. Aus dem Schlammhaufen, der das Floß zierte, ragten drei hohe Grashalme. Kisu bohrte die Hände tief in den Schlamm. Er griff darunter und packte das blonde Haar einer Sklavin, die Schnüre aus durchstoßenen Muscheln um den Hals trug. Er zerrte sie am Haar aus dem Schlamm. Der Grashalm, durch den sie geatmet hatte, fiel ihr aus dem Mund. Sie hatte angstvoll die Augen aufgerissen. Kisu drückte sie mehrmals unter Wasser, um den Schmutz von ihr abzuwaschen. Dann gab er sie an mich weiter.

»Herr«, sagte die blonde Barbarin.

»Sei still, Sklavin!« erwiderte ich.

»Ja, Herr!«

Ich trug sie zum Kanu und hob sie hinein.

Kisu befreite anschließend die zweite blonde Sklavin, die früher einmal Janice Prentiss geheißen hatte, aus dem Schlamm und säuberte sie ebenfalls. Ich brachte sie im Bug des Kanus unter.

»Ungeheuer!« schrie Tende prustend und keuchend, als

sie aus dem Wasser gezogen wurde. »Laß mich sofort frei!«

»Ich denke, du sprichst nicht mit gewöhnlichen Menschen«, sagte Kisu. Ayari grinste und übersetzte mir den Dialog. Hätte ich das Ushindi besser beherrscht, wäre ich auf einen Dolmetscher vermutlich nicht angewiesen gewesen, denn es ist mit dem Ukungu-Dialekt eng verwandt. Mein Ushindi aber war schlecht. In den nächsten Tagen sollte ich es lernen, zwischen Ushindi und Ukungu zu unterscheiden. Wortschatz und Grammatik sind sich ziemlich ähnlich, nur legt die Aussprache unterschiedliche Akzente. Ich zweifle nicht, daß die schwarzhäutige Äquatorbevölkerung Gors sich von einer der großen linguistischen Familien der Erde herleitet, vielleicht von der Bantu-Gruppe - Abkommen von Individuen, die womöglich vor vielen hundert Jahren auf den Eroberungsreisen von den Priesterkönigen hierhergebracht wurden. Das eigentliche Goreanisch enthält zahlreiche Hinweise darauf, daß es sich im wesentlichen aus den indoeuropäischen Sprachen ableitet.

Tende unterdrückte einen zornigen Ausruf.

Kisu warf sie in ihrer zerlumpten und beschmutzten Kleidung auf das Floß. Er band ihr die Hände vor dem Körper zusammen, als wäre sie bereits eine Sklavin, und befestigte eine lange Schnur daran. Anschließend warf er sie ins Wasser, so daß sie schließlich einige Fuß hinter dem Boot stand.

»Die beiden Sklavinnen sollen mit rudern«, sagte Kisu.

»Wir müssen uns beeilen«, sagte Ayari und setzte sich vorn ins Boot.

Die beiden Mädchen knieten hinter ihm. Ich nahm hinter der zweiten Sklavin Platz, die früher einmal Janice Prentiss geheißen hatte. Hinter mir hockte Kisu. Wir hatten unsere Waffen ins Boot gelegt, die Schilde und Stoßspeere der Askaris und weitere Speere und einen dritten Schild von den Eingeborenen.

Tende schrie auf, und wir drehten uns um. Wir sahen, wie einer der toten Eingeborenen, von einem Tharlarion gepackt, unter Wasser gezogen wurde. Das Tier war vermutlich von dem Blutgeruch im Sumpf angelockt worden.

Kisu und ich - die Mädchen folgten schnell unserem Beispiel - tauchten die Paddel ins Wasser und setzten das Boot in Bewegung; wieder ging es nach Osten.

Tende, deren Leine Kisu am Heck festgemacht hatte, stolperte hinter uns her. Ich blickte mich um und entdeckte zwei weitere Tharlarion ganz in der Nähe. Vierzig Meter entfernt geriet das Wasser in Bewegung. Wenn der Tharlarion große Beute schlägt, etwa einen Tabuk oder Tarsk oder auch einen Menschen, zerrt er sein Opfer unter Wasser, wo es ertrinkt. Dann zerreißt er es Bissen für Bissen.

»Bitte!« flehte Tende. »Laß mich ins Kanu!«

Aber Kisu reagierte nicht. Er schaute sie nicht einmal an.

»Ich kann in dieser Robe nicht im Wasser gehen!« rief sie weinend. »Bitte, Kisu!«

Er schaute sie nicht an. Wir paddelten weiter.

»Es ist nur eine Frage der Zeit«, sagte ich auf Goreanisch zu Kisu, »bis die Tharlarion alles aufgefressen haben. Dann könnten einige der Spur im Wasser folgen - der Spur von Schweiß und Angst.«

»Natürlich«, sagte Kisu und drehte sich nicht um.

Ich schaute zu Tende zurück, die angstvoll den Blick nach hinten richtete.

Wir paddelten nicht sonderlich schnell. Das Mädchen mußte mithalten können. Und die Tharlarion durften die Spur nicht verlieren.

»Kisu!« rief das Mädchen. »Laß mich ins Kanu!«

»Ich höre nur die Stimme der stolzen freien Frau Tende, der Tochter meines verhaßten Feindes Aibu!« sagte Kisu. Sie begann zu weinen. Sie versuchte näher an das Kanu heranzukommen, was Kisu jedoch verhinderte, indem er mit kräftigem Paddelschlag die alte Entfernung wiederherstellte.

So paddelten wir eine Viertel-Ahn lang weiter.

»Schau doch!« sagte Ayari und deutete nach hinten.

»Sind sie da?« fragte Kisu.

»Ja«, antwortete Ayari. »Vier Tharlarion.«

Tende blickte zurück.

Zuerst vermochte ich sie nicht auszumachen - dann

verriet mir die leichte Bewegung des Wassers ihre Position. Die Körper waren bis auf Augen und Nüstern und einigen Erhebungen am Rücken unter Wasser.

Die Entfernung betrug etwa achtzig Meter. Die Ungeheuer hatten keine Eile, sondern bewegten sich mit der fließend-geschmeidigen Lässigkeit ihrer Rasse, die so überaus gefährlich wirkt.

Wir hielten das Kanu an.

»Nein!« schrie Tende. »Nein, bitte laß mich ins Boot!«

»Noch immer höre ich die Stimme der stolzen freien Frau«, sagte Kisu.

»Nein! Nein!«

»Wessen Stimme höre ich denn dann?« erkundigte sich Kisu.

»Die Stimme einer hilflosen Sklavin«, rief Tende, »die ihren Herrn anfleht, ihr Leben zu verschonen!«

»Du spielst mir etwas vor!«

»Nein, nein!« rief sie. »Ich bin eine echte Sklavin!«

»Bittest du mich darum, dein Herr zu sein?«

»Ja, ja, Herr!« rief sie.

»Vielleicht überlege ich's mir«, sagte Kisu.

»Bitte, Herr!« rief sie.

Mit kaum wahrzunehmender Schwanzbewegung rückten die vier Tharlarion näher - auf diese Entfernung sahen sie aus wie harmlose schwimmende Baumstämme. Gleich mußte der plötzliche Vorstoß kommen, das Zuschnappen der riesigen Kiefer, der Kampf um die Beute.

Plötzlich griff Kisu zu und zog das Mädchen an den gefesselten Händen aus dem Wasser. Er legte sie quer über die Bordwände.

Gleichzeitig spürten die vier Tharlarion die plötzliche Bewegung ihrer Beute, peitschten das Wasser mit ihren Schwänzen und rasten auf sie zu. Zwei nahmen sich das Heck des Kanus zum Ziel. Ein anderer stieß einen explosiven Schrei aus, halb Grunzen, halb Gebell, das über den Sumpf hallte. Das vierte Ungeheuer riß das gut einen Meter hohe Maul auf und attackierte die Seite des Kanus. Ich schlug es mit dem Paddel zurück.

Unser Kanu begann sich zu neigen, als ein weiterer Tharlarion auf das Heck zu steigen versuchte. Kisu stieß mit einem Paddel danach, aber das Wesen zerbiß das Holz. Die Mädchen, die sich an die Sitzbänke klammerten, schrien auf. Ayari rückte zum Bug des Kanus vor, um ein Gegengewicht zu bilden. Mit einem zersplitterten Kanugriff stieß Kisu nach dem Tharlarion, der vom Heck glitt. Das Kanu prallte mit lautem Knall ins Wasser und wäre beinahe gekentert. Ein anderer Tharlarion stieß mit der Nasenspitze gegen das Kanu. Ich hörte Holz knacken, aber die Bordwand hielt. Der Angreifer drehte sich um und wollte seinen Schwanz zum Einsatz bringen. Ein weiterer Tharlarion glitt unter das Kanu.

»Wir müssen das Kanu in Bewegung bringen!« rief Kisu.

»Sie dürfen nicht darunter!«

Ich schlug mit dem Paddel auf das Wasser und drückte dann kräftig zu, als der Tharlarion unter dem schmalen Boot auftauchen wollte. Das Kanu glitt vom Rücken des Angreifers und richtete sich wieder auf. Ayari ergriff ein Paddel und schob das Boot an, wobei ich ihm half.

Die Tharlarion nahmen sofort bellend und mit schnappenden Schnauzen die Verfolgung auf. Kisu wehrte einen der häßlichen Burschen mit seinem defekten Paddel ab.

Im nächsten Augenblick sah ich, wie dem nächsten Ungeheuer eine Handvoll Trockenfisch ins Maul flog. Ayari hatte das Paddel aus der Hand gelegt und in den zylindrischen Korb mit Vorräten gegriffen. Einem anderen Tharlarion schleuderte er eine weitere salzige Ladung entgegen, die in dem zuschnappenden Maul verschwand. Auf ähnliche Weise versorgte er die anderen Tharlarion.

»Gib mir ein neues Paddel!« sagte ich zum ersten Mädchen im Kanu. Sie hockte zitternd und mit gesenktem Kopf unten im Boot.

»Mach schon, Sklavin!« forderte ich.

»Ja, Herr«, flüsterte sie. Sie reichte das Paddel der blonden Barbarin, die es mir weitergab - sie stand sichtlich unter Schockeinwirkung. Sie warf mir einen erschrockenen Blick zu und wandte sich dann ab. Sie wußte sicher, daß sie wie-



der mir gehörte. Ich nahm ihr das Paddel ab und reichte es Kisu weiter, der gelassen danach griff. Kisu und ich brachten das Kanu wieder auf Ostkurs. Tende lag mit gefesselten Händen zitternd zwischen Kisu und mir unten im Kanu.

Ayari schleuderte weitere Fischbrocken ins Wasser, an Stellen, die die Tharlarion nur schwimmend erreichen konnten. Die nachfolgenden Bissen warf er immer weiter fort, im Bogen hinter das Kanu. Dann verstreute er mehrere Fischbrocken gleichzeitig, in weite Spur hinter dem Tharlarion. Kisu und ich paddelten energisch weiter und brachten das Kanu von der Stelle fort. Die Tharlarion ließen sich ablenken und blieben fressend zurück.

Nach einer Viertel-Ahn legte Kisu das Paddel aus der Hand. Er nahm Tende die Fesseln ab.

»Es ist doch recht«, sagte er, »eine natürliche Sklavin zu versklaven, meinst du nicht auch?«

»Ja, Herr«, sagte sie.

Sanft zog er ihr die Sachen aus.

»Du bist hübsch anzuschauen«, sagte er.

»Ich freue mich, wenn der Herr sich freut«, sagte sie.

»Wirklich schade, daß du nur eine Sklavin bist«, meinte er.

Ich streifte der blonden Sklavin die Schnur mit weißen Muscheln über den Kopf und teilte die Schnur. Ein Stück band ich ihr um den Hals und das linke Fußgelenk. Die beiden verbleibenden Stücke gab ich mitsamt den Muscheln Kisu. Er schmückte sein Mädchen damit in entsprechender Weise.

»Du hast mich als Sklavin geschmückt, Herr«, sagte Tende.

»Das gehört sich auch so«, sagte er und schleuderte ihre Kleidung aus dem Boot. Nur ein Seidenstreifen, der aus ihrem Unterzeug gerissen worden war, blieb zurück. Kisu verstaute den Stoff sorgfältig zusammengefaltet in seinem Gürtel.

»Deine Sklavin liegt nackt vor dir, Herr«, sagte Tende.

»Ich habe dich immer begehrt, Tende«, erwiderte er.

Sie hob ihm die Arme entgegen.

»Seit ich ein kleines Mädchen war«, gab sie "zurück,  
»wollte ich deine Sklavin sein. Aber ich hatte nicht geglaubt,  
daß du jemals so stark sein würdest, mich zu deiner Sklavin  
zu machen.«

»In Ukungu«, sagte er, »war das nicht möglich.« Er legte  
ihr die Hände um die Arme und blickte sie an. »Hier jedoch  
ist es möglich.«

»Hier ist es Wirklichkeit«, sagte sie. Dann zuckte sie zu-  
sammen, denn sein Drängen war zu heftig geworden, und  
sein Griff verstärkte sich.

-25-

»Schaut!« sagte Ayari im Bug des langen Kanus und deutete  
nach vorn.

»Endlich!« sagte Kisu im Heck und senkte das Paddel.  
Die beiden weißen Sklavinnen, die vor mir knieten, nah-  
men die Paddel aus dem Wasser und legten sie quer über  
die Bordwände.

Hinter mir, zwischen mir und Kisu sitzend, hörte auch  
Tende zu paddeln auf. Kisu behielt sie stets in Reichweite.  
So wußte sie sich seinen Blicken stets ausgesetzt. So mußte  
sie arbeiten wie die anderen Sklavinnen, schwer arbeiten.  
Mehr als einmal hatte Kisu ihr mit seinem breiten, hübsch  
verzierten Paddel auf die Schultern geschlagen, wenn sie  
mit schmerzenden Armen erschöpft aus dem Rhythmus ge-  
kommen war.

Wir hatten die >Schwelle< erreicht, jene Zone des Ober-  
gangs zwischen den Sumpf und dem Ngao-See.

Kisu und ich ließen uns ins Wasser gleiten und drückten  
watend, im Schlamm ausrutschend, das Boot weiter.

Im nächsten Augenblick teilte sich das Schilf, und vor uns  
erstreckte sich das Wasser des Ngao-Sees - eine endlos  
scheinende Fläche, die in der Sonne funkelte.

»Wie schön das ist!« hauchte die blonde Barbarin auf Eng-  
lisch.

Wir hatten fünfzehn Tage gebraucht, bis wir die Schwelle

erreichten. Dabei hatten wir uns von Fischen ernährt, die wir mit dem Speer jagten, und von Wasser, das wir aus dem Sumpf schöpften.

Die Sonne leuchtete über der ruhigen Wasserfläche.

Shaba, daran mußte ich jetzt denken, war der erste Angehörige der Zivilisation, der erste Ausländer gewesen, der dieses Panorama zu sehen bekam.

»Wunderschön!« sagte ich mir. Leider war eben der erste, der diesen Anblick genießen durfte, der verräterische Shaba.

»Ukungu«, sagte Kisu, »liegt im Nordosten, am Ufer.«

Ukungu war ein Land aus Uferdörfern, das jetzt als Teil des immer größer werdenden Reiches von Bila Huruma gesehen wurde.

»Du bist dort nicht mehr willkommen«, sagte ich zu Kisu.

»Da hast du recht«, sagte er.

»Hast du die Absicht, dorthin zurückzukehren, um einen Aufstand anzuzetteln?« erkundigte ich mich.

»Das gehört nicht zu meinem aktuellen Plan«, sagte er.

»Wie sieht dieser Plan denn aus?« fragte ich.

»Davon erzähle ich dir später.«

»Ich suche einen Mann, der Shaba heißt«, sagte ich. »Einen Mann, mit dem ich etwas Wichtiges zu regeln habe. Diese Aufgabe führt mich auf den Ua-Fluß.«

»Auch ich bin auf dem Weg zum Ua-Fluß«, sagte Kisu lächelnd.

»Ach, das gehört zu deinem Plan?« fragte ich.

»Ja, das gehört zu meinem Plan.«

»Vielleicht halte ich es für erforderlich, den Ua sogar zu befahren.«

»Auch ich könnte das unerläßlich finden«, meinte er.

»Ich vermute, das Gebiet rings um den Ua ist sehr gefährlich«, sagte ich.

»Das ist mir bekannt«, sagte Kisu.

»Und das paßt ebenfalls zu dem Plan, den du so heimlich-tuerisch verfolgst?«

»Allerdings«, sagte Kisu grinsend.

»Kennst du den Ua?« wollte ich wissen.

»Nein«, erwiderte Kisu. »Ich habe den Fluß bisher noch nicht zu sehen bekommen.«

Ich hielt das Kanu im Gleichgewicht. Es bewegte sich frei im Uferbereich des Ngao-Sees.

»Dann wollen wir losfahren«, sagte ich.

Kisu, dem das Wasser bis an die Oberschenkel ging, langte in das Kanu. Er nahm einen schmalen Lederstreifen heraus und fesselte Tende damit die Hand- und Fußgelenke.

»Warum bindet mich mein Herr fest?« fragte sie.

»Ich rechne nicht mit Kanus aus Ukungu«, erwiderte Kisu, »aber sollten wir doch welche sehen, k'ommst du gefesselt vielleicht nicht in Versuchung, ins Wasser zu springen und fortzuschwimmen.«

»Ja, Herr«, sagte sie und senkte den Kopf.

»Die anderen Sklavinnen sollten wir ebenfalls nicht in Versuchung führen«, empfahl Kisu.

»Du da«, sagte ich, »komm zu mir!«

Ich lag auf dem Ellbogen im Kanu. Über mir leuchteten die Monde Görs. Das Kanu glich einem winzigen Holzstück in der Weite des schimmernden Sees.

»Ja, Herr«, antwortete sie.

Die blonde Barbarin, deren Körper im Mondlicht bleich schimmerte, kroch vorsichtig auf mich zu. Ich hörte die Muscheln ihrer Halskette leise klicken.

Wir hatten die Mädchen nur die beiden ersten Tage auf dem See gefesselt. Dann waren wir zu weit vom Ufer entfernt, als daß wir noch mit Kanus rechnen mußten.

»Küß mich!« forderte ich.

Sie gehorchte, dann lag sie still, den Kopf auf meine linke Schulter gelegt.

»Du hast Angst«, sagte ich.

»Ich lebe im Widerstreit mit mir selbst«, antwortete sie.

»Diesen Konflikt mußt du lösen«, sagte ich. »Du mußt die Sklavin in dir befreien, dein wahres Ich, das im Grunde nur unterdrückt wird.«

»Nein, nein!« sagte sie. »Ich bin keine Goreanerin.«

»Die Frauen der Erde, an den Kragen und die Macht ihres Herrn gewöhnt, sind hervorragende Sklavinnen.«

»Oh!« sagte sie, als ich sie leicht berührte. »Verzeih mir, Herr!«

»Du bist nicht auf der Erde«, sagte ich. »Niemand wird dich hier verachten, wenn du deinen Sinnen freien Lauf läßt. Hier brauchst du dich nicht schuldig fühlen, wenn du begehrenswert und weiblich bist.«

»Ich bin keine goreanische Hure.«

»Hältst du mich für geduldig?« fragte ich.

»Wenn der Herr mich nehmen will, so soll er es tun«, sagte sie, »dann kann ich wieder zurückkriechen.«

Ich nahm ihren Kopf zwischen die Hände. »Hältst du mich für geduldig?« wiederholte ich drängend.

»Ich weiß es nicht, Herr«, flüsterte sie.

»Es gibt eine Zeit, geduldig zu sein, und eine Zeit, sich ungeduldig zu gebärden«, sagte ich.

»Ja, Herr.«

»Hüte dich vor dem Augenblick, da es mit meiner Geduld vorbei ist.«

-26-

Die blonde Barbarin tauchte das Ruder ins Wasser und zog es durch.

»Ist der See endlos?« fragte sie.

»Nein«, antwortete ich.

Wir befanden uns nun schon zwanzig Tage auf dem See und ernährten uns wie zuvor vom Fischen.

Ich entdeckte bräunliche Verfärbungen im Wasser und roch Blumen. Irgendwo vor uns mußte die Mündung des Ua liegen.

»Bringst du deine Sklavinnen in Gefahr?« fragte die blonde Barbarin.

»Ja«, erwiderte ich.

Sie zitterte, kam aber nicht aus dem Paddelrhythmus. In den letzten Tagen hatte sie öfter mit mir zu sprechen

versucht, doch ich hatte nicht sehr aufgeschlossen reagiert und ihr gewöhnlich nur mit kurzen Worten geantwortet.

Betrübt paddelte sie weiter; sie wußte, daß sie bei ihrem Herrn in Ungnade stand.

»Wir müßten längst in der Nähe des Ua sein«, sagte Ayari vom Bug des Kanus.

»Schau dir das Wasser an«, sagte Kisu. »Riechst du die Blumen und den Wald? Ich glaube, wir befinden uns bereits in der Mündung.«

Ich war verblüfft. Konnte die Mündung so breit sein?

Kisu deutete zum Himmel. »Schaut euch den Mindar an!«

Wir hoben die Köpfe und erblickten einen Vogel mit bunten Federn, kurzen Flügeln und einem spitzen Schnabel.

Das Gefieder war vorherrschend gelb und rot gefärbt.

»Das ist ein Waldvogel«, stellte Kisu fest.

Der Mindar ist für kurze, schnelle Flüge - beinahe Spurts - gebaut; die kurzen Flügel flirren und tragen das Tier von Ast zu Ast, damit es sich dort verbergen oder in der Runde nach Larven und Würmern graben kann.

»Seht!« rief Kisu.

Wir entdeckten einen Tharlarion, der sich auf einer Sandbank sonnte. Als wir näherkamen, glitt er ins Wasser und schwamm fort.

»Wir sind bereits im Fluß«, sagte Kisu. »Ich bin mir dessen sicher.«

»Der See teilt sich«, sagte Ayari.

»O nein«, erwiderte Kisu erfreut, »das ist eine Insel im Fluß. Es gibt bestimmt viele davon.«

»Wie fahren wir?« fragte ich.

»Nach rechts«, sagte Kisu.

»Warum?« wollte ich wissen. Ich bin Engländer von Geburt. Es wollte mir natürlich erscheinen, auf der linken Seite an der Insel vorbeizufahren. Auf diese Weise ist der eigene Schwertarm dem Entgegenkommenden zugewendet.

»Wenn man an der Ngao-Küste ein Dorf betritt, tut man das stets von rechts.«

»Warum das?«

»Weil man auf diese Weise seine Flanke der Klinge des anderen darbietet.«

»Ist das denn klug gehandelt?«

»Wie kann man besser beweisen, daß man in friedlicher Absicht kommt?«

»Interessant«, stellte ich fest. Doch ich hätte mich wohler gefühlt, wären wir links geblieben. Was war, wenn der andere Bursche nicht friedlich war? Als Krieger kannte ich den Wert einer Achtel-Ahn, die durch eine richtige Körperstellung gespart werden konnte.

»Wenn es also Menschen in dieser Gegend gibt«, fuhr Kisu fort, »und wenn ihre Gewohnheiten denen der Ngao- und Ukungu-Bewohner ähneln, dann machen wir ihnen damit klar, daß wir in friedlicher Absicht kommen. Damit sparen wir uns vielleicht viel Ärger.«

»Das hört sich klug an«, bemerkte ich. »Wenn es hier Menschen gibt, kann man sie auf diese Weise vielleicht dazu bringen, uns in Ruhe zu lassen.«

»Genau«, sagte Kisu.

Daraufhin steuerten wir das Kanu nach rechts. Eine halbe Ahn später erstreckte sich die Insel links von uns. Sie war viele Pasang lang.

»Ich glaube gar nicht, daß es hier Menschen gibt«, sagte Ayari. »Dazu sind wir viel zu weit im Osten.«

»Wahrscheinlich hast du recht«, meinte Kisu.

Im nächsten Augenblick hörten wir die Trommeln.

»Verstehst du die Botschaft?« fragte ich.

»Nein«, antwortete Ayari.

»Kisu?«

»Nein«, erwiderte er, »aber zweifellos verkünden sie unsere Ankunft.«

Sie kletterten an dem Gerüst herum, das sich bis weit in den Fluß erstreckte. Von ihrer Sprache verstanden wir kaum etwas. Das Gerüst bestand aus einer Doppelreihe entrindeter Baumstämme, etwa zehn Fuß voneinander getrennt, verbunden durch zahlreiche Quer- und Zwischenstreben, mit Ranken zusammengebunden. Das ganze Gebilde war über hundert Meter lang und führte bis tief in die kräftige Strömung. An dem Gebilde hingen zahlreiche Lianenseile, an denen lange konische Flechtkörbe hingen - Fischfallen.

»Fort! Fort!« kreischte einer der Männer, zuerst auf Ushindi, dann auf Ukungu. Er und die anderen schwenkten abwehrend die Arme. Auf dem Gerüst waren nur Männer und Jungen auszumachen. Weiter oben am Ufer, im Dschungel beinahe nicht zu erkennen, befanden sich die Hütten des Dorfes. Auf den palmwedelgedeckten Hütten-dächern lagen reihenweise Fische zum Trocknen in der Sonne. Am Ufer waren Frauen zu erkennen, einige trugen Schalen und waren ans Wasser gekommen, um zu sehen, was es da gab.

»Fort mit euch!« wiederholte der Mann in beiden Sprachen.

»Wir sind Freunde!« rief Ayari auf Ushindi.

»Fort!« rief der Mann erneut. Offenbar war er der Linguist des Dorfes. Acht oder neun Männer, begleitet von einigen Jungen unterschiedlichen Alters, bewegten sich auf der Plattform weiter auf den Fluß heraus, wobei sie geschickt über dem dahinströmenden Wasser balancierten.

»Ich möchte erfahren, ob Shaba hier entlanggekommen ist«, sagte ich, »und wann das war.«

Einige der Männer zogen Messer und machten damit drohende Gebärden.

»Sie scheinen uns nicht sonderlich freundlich gesonnen zu sein«, bemerkte Ayari.

»Das ist nicht gut«, sagte Kisu. »Wir brauchen Vorräte, Buschmesser und Tauschwaren.«

»Womit willst du solche Dinge erwerben?« fragte ich.



»Du hast die goldene Kette, die dir von Bila Huruma geschenkt wurde«, sagte er.

Ich berührte die Kette. »Ja, da hast du recht.«

Dann nahm ich die Kette ab und hielt sie den Männern auf dem langen Gerüst hin.

Sie versuchten weiter, uns von einer Landung abzuhalten.

»Sinnlos«, sagte Ayari.

Sogar die Kinder schrien uns an, darin ahmten sie die Älteren nach. Ihnen war es vermutlich egal, ob wir an Land kamen oder nicht. Es war die erste Flußsiedlung, auf die wir stießen. Sie lag nur eine Ahn hinter der ersten Insel, der ersten von mehreren, auf die wir stoßen sollten.

»Fahren wir weiter«, sagte Kisu.

Ich hörte plötzlich einen Schrei. Als ich mich umsah, entdeckte ich einen etwa acht Jahre alten Jungen, der soeben vom Gerüst gefallen war. Beinahe sofort begann ihn die Strömung abzutreiben. Ohne nachzudenken, sprang ich ins Wasser. Als ich an die Oberfläche kam, hörte ich Kisis Ruf, das Kanu zu wenden. Mit kraftvollen Zügen schwamm ich hinter dem Jungen her. Dann erreichte ich die Stelle, an der er meiner Berechnung nach sein mußte, von der ich ihn zumindest sehen mußte. Er war nicht da. Gleich darauf erschien das Kanu neben mir.

»Siehst du ihn?« rief ich Ayari zu.

»Er ist in Sicherheit«, sagte Ayari. »Steig wieder ins Kanu.«

»Wo ist er?« fragte ich und kroch tropfnaß über die Bordwand des leichten Fahrzeugs.

»Sieh selbst!« sagte Kisu.

Ich blickte zurück und sah den Burschen zu meiner Überraschung auf halber Höhe eines Stützpfeilers am Gerüst. Er klammerte sich mit Beinen und Armen fest und stieg wie ein Affe daran empor. Er grinste.

»Er schwimmt wie ein Fisch«, sagte Ayari. »Er war überhaupt nicht in Gefahr.«

Mir fiel auf, daß keiner der Männer von der Plattform gesprungen war. Dabei hatte der Junge geschrien, und es hatte so ausgesehen, als würde er vom Fluß davongetragen.

Einer der Männer auf der Plattform bedeutete uns mit einer Geste näherzukommen. Er hatte sein ungleichmäßig geschliffenes Messer, ein typisches Fischermesser, fortgesteckt. Wir paddelten näher heran. Unterdessen half er dem achtjährigen Jungen wieder auf die Plattform. Ich bemerkte, daß sich die Männer wie auch die Jungen mit sicheren Schritten darauf bewegten. Die Gefahr, daß einer von ihnen ins Wasser fiel, war nicht größer als für einen Bewohner der Erde das Risiko, von einem Bürgersteig zu stürzen. Diese Menschen kannten sich gut damit aus, kletterten sie doch täglich stundenlang darauf herum, um sich den Lebensunterhalt zusammenzufangen.

Der Junge grinste zu uns herab, andere lächelten ebenfalls. Einer der Männer, vielleicht sein Vater, tätschelte ihm den Kopf, eine Geste der Gratulation. Er hatte seine Rolle gut gespielt.

»Kommt an Land!« sagte einer der Männer auf Ushindi - es war der Übersetzer, der schon vorhin sein Sprachtalent an uns ausprobiert hatte. »Ihr hättet den Jungen gerettet«, fuhr er fort. »Somit ist klar, daß ihr unsere Freunde seid. Seid willkommen. Kommt an Land, unsere Freunde, besucht uns in unserem Dorf!«

»Das Ganze war ein Trick«, sagte Kisu.

»Ja«, gab ich zurück.

»Aber ein netter Trick«, meinte Ayari.

»Es gefällt mir nicht, hereingelegt zu werden«, sagte Kisu.

»Vielleicht kann man am Fluß eben nicht vorsichtig genug sein«, warf ich ein.

»Vielleicht«, sagte Kisu.

Wir steuerten das Kanu um die Plattform und hielten auf das Ufer zu.

Wir befanden uns mit unseren Sklavinnen in einer aus Reisig bestehenden Hütte mit Palmwedeln als Dach. Ein kleines Feuer in einer Tonschale beleuchtete das Innere kaum. Reisigregale standen an den Wänden, darauf lagen Gefäße und Masken.

Man hatte ausgiebig gesungen und getanzt. Es war spät

am Abend. Kisu und ich saßen uns an der Tonschale gegenüber.

»Wo ist Ayari?« fragte ich Kisu.

»Noch immer beim Häuptling. Er ist noch immer nicht zufrieden«, sagte Kisu.

»Was will er denn noch wissen?« fragte ich.

»Das weiß ich nicht genau«, erwiderte Kisu.

Wir hatten erfahren, daß vor mehreren Tagen drei Boote am Dorf vorbeigekommen waren, ohne zu halten. Mehr als hundertundzwanzig Männer hatten darin gesessen, davon einige in blauen Tuniken.

Shaba und seine Männer hatten einen großen Vorsprung.

»Herr«, sagte Tende.

»Ja?«

»Wir sind nackt«, sagte sie.

»Ja«, stimmte ihr Kisu zu.

»Das Stück Seide, das ich um die Hüften tragen durfte, hast du eingetauscht, ebenso die Muscheln an meinem Hals und an meinem Fußgelenk.«

»Ja«, sagte Kisu. Interessanterweise hatten die Muscheln und der Seidenstoff bei den Fischern einen beträchtlichen Wert. Die Muscheln stammten von Thassa-Inseln und waren im Landesinneren unbekannt. Auf ähnliche Weise kannte man hier keine Seide. Gegen die Seidenröcke der Mädchen und ihre Muschelketten hatten wir Nahrungsmittel eingetauscht. Dafür hatten wir die goldene Kette behalten, die mir von Bila Huruma geschenkt worden war. Wir sagten uns, daß sie uns später noch nützen konnte. In der Zivilisation besaß sie natürlich einen beträchtlichen Wert. Hier wußten wir allerdings nicht, ob sie höher bewertet werden würde als Metalmesser oder eine Rolle Kupferdraht. Für die Tauschwaren hatten wir zwei Körbe mit getrocknetem Fisch erhalten, einen Sack mit Mehl und Gemüse, ein Stück rotgefärbtes Rindentuch des Pod-Baums, gefaltet und gegerbt, außerdem eine Handvoll bunter Perlen und, was am wichtigsten war, zwei Pangas, einen Fuß lange, schwere Buschmesser mit gekrümmter Schneide. An diesen beiden Waffen hatte Kisu das größte Interesse gezeigt.

Ich zweifelte nicht daran, daß sie uns noch sehr nützen würden.

»Ich bin nicht zufrieden, Kisu«, sagte Tende.

Mit einem Wutschrei sprang er über das Feuer auf sie zu und versetzte ihr einen heftigen Schlag.

»Hast du es gewagt, meinen Namen auszusprechen, Sklavin?« fragte er.

Erschrocken lag sie vor ihm. »Verzeih mir, Herr!« rief sie.

»Verzeih mir, Herr!«

»Wie ich sehe, war es ein Fehler, dir Schmuck oder Kleidung zu überlassen«, sagte er.

»Verzeih mir, Herr«, flehte sie.

»Ich hätte nicht übel Lust, dich heute ebenfalls einzutauschen«, fuhr er fort. »Ich wüßte zu gern, was ich für dich bekommen würde.«

»Tausch mich nicht ein, Herr!« flehte sie.

»Als Sklavin taugst du nicht viel«, sagte er.

»Ich will versuchen, mich zu bessern«, sagte sie und mühte sich auf die Knie hoch. »Ich will dir heute nacht gefallen. Ich werde dir Freuden bereiten, von denen du nicht einmal wußtest, daß es sie gab. Ich werde dir so gut dienen, daß du mich morgen früh nicht mehr eintauschen möchtest.«

»Das wird schwer sein«, sagte er.

Ich saß nachdenklich neben der Tonschale mit dem kleinen Feuer. Morgen mußten wir weiter. Mit einem kleinen Stock stocherte ich in den Flammen herum. Shaba war uns weit voraus. Warum war er auf den Ua geflohen? Mit dem Ring hätte er sich auf der Oberfläche des weiten Gor tausend sichere Orte suchen können. Aber er hatte sich die gefährliche, unerforschte Route des Ua ausgesucht. Nahm er an, man würde davor zurückschrecken, ihn auf diesem einsamen Gewässer zu verfolgen, das eine so furchtbare, gefährliche, geheimnisvolle Region durchschnitt? Er mußte doch wissen, daß ich und andere ihm um des Ringes willen sogar in die dampfende, blütenübersäte Wildnis des Ua folgen würden. Ich folgerte, daß er einen schlimmen Fehler

gemacht, ein Fehlurteil gefällt hatte, das mich bei einem so raffinierten Mann doch sehr überraschte.

»Herr«, sagte eine leise Stimme.

Ich wandte mich um.

Es war das erste blonde Mädchen, nicht Janice Prentiss, die ich bisher stets die blonde Barbarin genannt habe.

»Ich knie hier vor dir«, sagte sie leise.

»Ja?«

Sie senkte den Kopf. »Ich erbitte deine Berührung.«

In meiner Nähe japste die blonde Barbarin entrüstet. Sie schien nicht glauben zu können, daß sich eine Frau offen zu ihren Bedürfnissen bekannte. Wußte diese Dirne nicht, daß keine Frau so etwas tat? War es nicht schrecklich genug, die Sehnsucht in sich zu spüren - ohne sie auch noch offen zugeben?

»Sklavin!« rief die blonde Barbarin spöttisch.

»Ja, Sklavin«, sagte die andere zu ihr und wandte sich dann wieder an mich. »Bitte, Herr!«

Ich trat vor sie hin. »Stammst du nicht von einer Welt, die Erde genannt wird?« fragte ich.

»Ja, Herr.«

»Wie lange bist du schon auf Gor?«

»Mehr als fünf Jahre.«

»Und wie bist du hierhergekommen?« wollte ich wissen.

»Ich weiß es nicht«, erwiderte sie. »Eines Abends legte ich mich in meinem Zimmer auf meiner Heimatwelt schlafen.

Als ich erwachte, mochten Tage vergangen sein, und ich war auf einem goreanischen Sklavenmarkt angekettet.«

Ich nickte. Goreanische Sklavenhändler sorgen in der Regel dafür, daß ihre neuen Mädchen während des Fluges von einer Welt zur anderen besinnungslos sind.

»Wie lautete dein barbarischer Name?« fragte ich.

»Alice«, sagte sie. »Alice Barnes.«

»Interessant«, sagte ich lächelnd. »Nun denn, ich nenne dich >Alice<.«

»O danke, Herr.«

»Du trägst diesen Namen jetzt als Sklavennamen«, erklärte ich ihr.

»Danke, Herr!«

»Es heißt, die Frauen der Erde sind natürliche Sklavinnen.«

»Es stimmt, Herr«, flüsterte sie und streckte die Hände nach mir aus.

»Sklavin! Sklavin!« rief das andere blonde Mädchen verächtlich und wandte sich ab, als ich Alice in die Arme nahm.

Es war spät, als Ayari in die Hütte zurückkehrte.

Die Mädchen schliefen bereits. Kisu hatte Tende, als er mit ihr fertig war, an den ihr gebührenden Platz zurückgeschickt.

»Hast du noch mehr erfahren?« fragte ich.

»Außer deinem Shaba und seinen Gefolgsleuten sind noch andere Leute hier durchgekommen«, sagte Ayari. »Ich erfuhr dies schließlich von dem Häuptling und zweien seiner Männer, mit denen ich mich unterhalten habe.«

»Sie wollten nur ungern reden?« fragte Kisu.

»Und ob«, erwiderte Ayari. »Sie hatten große Angst, überhaupt nur das zu schildern, was sie sahen.«

»Und das war?« fragte ich.

»Dinge«, antwortete er.

»Was für Dinge?«

»Das wollten sie mir nicht sagen. Sie hatten große Angst.« Er blickte mich an. »Aber ich fürchte, wir sind nicht die einzigen, die deinen Shaba suchen.«

»Andere verfolgen ihn ebenfalls?« fragte Kisu.

»Ich nehme es an«, meinte Ayari.

»Interessant«, bemerkte ich und legte mich ans Feuer.

»Ruhen wir uns aus«, fuhr ich fort. »Wir müssen morgen sehr früh weiter.«

»Dort!« rief Ayari. »Steuere das Kanu nach rechts!«

Wir drehten das leichte Wasserfahrzeug einige Striche nach Steuerbord. »Ich sehe sie!« rief ich.

Das Fischerdorf lag vier Tagereisen hinter uns. In diesen vier Tagen waren wir an zwei anderen Dörfern vorbeigekommen. Dort wurde auf kleinen Lichtungen Landwirtschaft betrieben. Wir hatten jedoch nirgendwo Rast gemacht.

In dieser Gegend war der Fluß zwei- bis vierhundert Meter breit. Nachts zogen wir das Kanu an Land, tarnten es und schlugen etwa einen halben Pasang vom Ufer entfernt unser Lager auf, um die Gefahr, die uns von Tharlarions drohte, möglichst zu verringern; diese Tiere entfernten sich ungern weit vom Wasser.

Der Kasten, etwa einen Fuß breit und tief, und zwei Fuß lang, war mit einem kunstvollen Ringschloß versehen. Er schwamm fast völlig untergetaucht im Fluß und stieß jetzt gegen die Außenwandung des Kanus. An den Metallgriffen hievte ich unseren schweren Fund an Bord. Mit der ungeschärften Seite einer schweren Panga schlug ich den Schloßring locker. Es gibt da verschiedene Arten von Ringschlössern. Die hier benutzte Verschlusseinrichtung war ein Kombinations-Vorhängeschloß, bei dem auf rotierende Metallscheiben gravierte Zahlen paßten - sie mußten in der richtigen Reihenfolge zusammengebracht werden, sonst ließ sich der Riegel nicht herausziehen. Es war kein sehr sicherer Verschuß, und so mußte ich damit rechnen, daß der Inhalt der Truhe nicht sonderlich wertvoll sein würde. Die Zahlen am Schloß waren goreanisch. Ich hob den Deckel an.

»Ah!« sagte Kisu.

In der Truhe entdeckte ich ein Durcheinander von Drahtrollen, Spiegeln, Nadeln und Messern, Perlenketten, Muscheln und bunten Glasstücken.

»Tauschwaren«, sagte Kisu.

»Zweifellos von einem Schiff, das zu Shabas Verband gehört«, sagte Ayari.

»Zweifellos«, stimmte ich ihm zu.

Wir verstaute die Waren in einem der Säcke, die wir aus dem Fischerdorf mitgebracht hatten, und warfen das aufgebrochene Schloß und die geöffnete Truhe wieder in den Fluß.

»Wir sollten uns ab sofort sehr in acht nehmen«, sagte Kisu.

»Das scheint mir ein sehr guter Rat zu sein«, sagte ich.

-29-

Wir saßen etwa einen halben Pasang vom Flußufer entfernt um unser kleines Feuer.

Ein großer Ameisenbär, der gut zwanzig Fuß lang geraten war, schnüffelte am Rand unseres Lagers herum. Wir schauten zu, wie seine lange, dünne Zunge aus dem Mund zuckte und wieder darin verschwand.

Die blonde Barbarin rückte ein wenig näher zu mir.

»Das Tier ist harmlos«, sagte ich, »es sei denn, man läuft ihm direkt in den Weg. Dann kann es ein zorniges Pfeifen ausstoßen und mit seinen scharfen Krallenpfoten zuschlagen und sogar einen Larl niederstrecken.« Das Geschöpf lebte von weißen Ameisen oder Termiten. Zuerst brach es die hoch aufragenden Nester aus getrocknetem Lehm auseinander, dann ließ es die vier Fuß lange Zunge, die mit klebrigem Speichel benetzt war, in das Innere zucken und zog Tausende von verblüfften Bewohnern in Sekundenschnelle in sein schmales röhrenförmiges Maul.

Das Mädchen schauderte zusammen.

Wir hatten bestimmte Güter aus dem Boot mitgebracht.

»Oh!« rief das Mädchen plötzlich schaudernd. Ein roter Grashüpfer von der Größe eines gehörnten Gim, eines kleinen, eulenähnlichen Vogels, war nahe dem Feuer emporgesprungen und im Unterholz verschwunden.

Verlegen senkte das Mädchen den Kopf.

Kisu war damit beschäftigt, mit dem Messer ein Stück des groben rotgefärbten Tuches zu lösen, das wir gegerbt und



zusammengefasst im Fischerdorf eingetauscht hatten. Es besitzt ein Gewebe aus Rindenstreifen und ähnelt dicht gewebtem Leinen - allerdings ist es viel weicher, was zum Teil wohl an der Tatsache liegt, daß die Farbe, in der es getönt wird, Palmöl enthält. Tende beobachtete ihn genau.

Ich lachte leise vor mich hin.

»Amüsiere ich den Herrn?« fragte die blonde Barbarin gereizt.

»Ich mußte eben an heute nachmittag denken«, sagte ich.

»Oh!«

Am späten Nachmittag war sie ein Stück vom Fluß entfernt einer Felsspinne zum Opfer gefallen - Tiere, die mit untergefalteten Beinen, einem Felsbrocken gleich, in Ruhe abwarten, bis sich etwas in ihrem Netz verfängt. Die Barbarin war in so ein klebriges Netz gelaufen, und ich hatte sie mühselig wieder befreien müssen.

»Du hättest mich nicht zu schlagen brauchen«, sagte sie in tadelndem Ton.

»Halt den Mund, Sklavin!«

»Ja, Herr«, erwiderte sie.

Ein Herr brauchte keinen besonderen Grund, um seine Sklavin zu züchtigen - in diesem Falle aber war es wichtig gewesen, ihr lautes Jammern und Schluchzen zu beenden. Ich wollte nicht, daß Unbekannte auf unseren Aufenthalt im Wald aufmerksam gemacht wurden. Wir hatten keine Ahnung, wer außer uns noch in dem furchtbaren Dschungel unterwegs war.

Ich saß mit untergeschlagenen Beinen da und beobachtete Kisu, der den Streifen Stoff, etwa einen Fuß breit und fünf Fuß lang, in die Höhe hielt, damit Tende ihn betrachten konnte.

Das Mädchen aus Ukungu kniete vor ihrem Herrn. »Ich erbitte Kleidung, Herr«, sagte sie.

»Verdiene sie dir!« forderte Kisu.

»Ja, Herr«, antwortete sie eifrig und beugte sich zu ihm.

Als sie fertig war, warf Kisu ihr den Streifen Stoff zu, den sie sich entzückt um die Hüften wand. Anschließend holte er ihr aus einem Sack, den wir im Kanu verstaut hatten, zwei

bunte Ketten mit Holzperlen - Schmuck, den wir im Fischerdorf eingetauscht hatten.

»Danke, Herr«, sagte Tende atemlos und präsentierte sich ihm in neuer Schönheit.

Alice, die erste blonde Sklavin, betrachtete das Mädchen neidisch. Dann kroch sie mit gesenktem Kopf zu mir. »Ich erbitte Kleidung, Herr«, sagte sie leise.

Ich blickte sie an. »Bist du bereit, sie dir zu verdienen?« fragte ich.

»Ja, Herr«, sagte sie lächelnd.

»Dirne!« rief die blonde Barbarin.

»Geh Holz holen für das Feuer!« sagte ich zu ihr.

»Ja, Herr«, sagte sie bedrückt.

Dann nahm ich Alice in die Arme und küßte sie. Sie schloß die Augen und legte den Kopf zurück.

Das Feuer war niedergebrannt.

Es war etwa zwei Ahn vor der ersten Morgendämmerung.

Alice lag dicht neben Tende und schlief. Um ihre Hüften zog sich der Wickelrock aus dunkelrotem Tuch, den sie sich verdient hatte. Ich hatte ihr das Stück persönlich zurechtgeschnitten. Ayari und Kisu schliefen ebenfalls.

Ich blickte zu der blonden Barbarin hinüber, die am Feuer saß.

»Herr?« fragte sie.

»Ja?«

»Soll ich keine Kleidung erhalten?« fragte sie.

»Bist du bereit, sie dir zu verdienen?« fragte ich.

»Wenn du es mir befiehlt, muß ich gehorchen. Ich bin Sklavin.«

»Und wenn ich dir keinen Befehl gebe - würdest du dann die Gelegenheit erbitten, dir einen solchen Rock zu verdienen?«

»Niemals!« rief sie. »Niemals!«

»Es ist Zeit zum Schlafengehen«, sagte ich.

»Ich kann den Rock nicht so erbitten«, schluchzte sie. »Ich bin eine Frau von der Erde.«

»Das gilt für Alice ebenso.«

»Sie ist Sklavin«, sagte die blonde Barbarin.

»Und was bist du?«

»Ja«, schluchzte das Mädchen.

»Du hattest Gelegenheit, mich zu bitten, dir Kleidung zu verdienen«, sagte ich. »Du hast dich geweigert. Vielleicht erhältst du diese Chance nie wieder.«

Sie blickte mich angstvoll an.

»Und jetzt schlaf!« befahl ich.

»Ja Herr«, sagte sie.

Anschließend setzte ich mich an das kleine Feuer. Ich wollte eine Zeitlang Wache halten und dann Kisu wecken. Auf diese Weise würde auch ich vor dem Morgen noch etwas schlafen können.

Mich interessierte die Tierwelt des Flusses und des Regenwaldes. Ich erinnerte mich an einige winzige Fische, die sich auf hochstehenden Wurzeln dicht am Fluß gesonnt hatten. Sie besaßen rundliche Augen, winzige Längsflossen und waren etwa sechs Zoll lang. Sie verfügten über Lungen und Kiemen. Die Fähigkeit, vom Wasser auf das Land zu wechseln, ermöglicht es ihnen, sich in heißen Sommern Flüsse zu suchen, die nicht ausgetrocknet sind. Natürlich können sie sich damit auch vor Wasser-Raubtieren in Sicherheit bringen und vom Land ins Wasser zurückzukehren, sollte sich auch dort eine Gefahr zeigen. Normalerweise bleiben diese Wesen dicht beim Wasser. Manchmal sonnen sie sich sogar auf dem Rücken ruhender oder schlafender Tharlarion. Taucht so ein Geschöpf unter, wandern die winzigen Fische oft mit und halten sich in seiner Nähe, ohne sich jedoch an das Maul heranzuwagen. Die Nähe zu den Tharlarion bietet interessanterweise einen wirksamen Schutz vor den meisten natürlichen Feinden, insbesondere vor dem schwarzen Aal, der sich den geschmeidigen Reptilien nicht nähert. Und die winzigen Fische vermögen gut zu leben von den Überresten der Mahlzeiten des Tharlarion. Sie verscheuchen sich sogar gegenseitig von >ihrem< Tharlarion und achten sehr darauf, daß territoriale Rechte auf dem Rücken des Ungeheuers nicht verletzt werden. Der Schild-

fisch und der Hai unterhalten in mancher Beziehung auf ihre Weise eine ähnliche Verbindung. Diese winzigen Fische, von denen hier die Rede ist, heißen übrigens Gint. Ich stocherte im Feuer.

»Kisu«, sagte ich dann leise. »Wach auf! Übernimm die Wache.«

Während er sich zu regen begann, legte ich mich nieder. Ich dachte an den Fluß und war bald eingeschlafen.

-30-

»Laßt das Kanu nicht fortschwimmen!« brüllte Kisu durch das Brausen des Wassers.

Nun waren wir schon zwei Wochen lang auf dem Ua unterwegs und hatten einen weiteren Wasserfall erreicht.

Es ist unmöglich, gegen die Strömung anzupaddeln, wenn der steil abfallende Fluß inmitten eines Dschungels aus Felsen verläuft.

Kisu und ich, die blonde Barbarin und Tende wateten neben dem Kanu durch das Wasser und schoben das Fahrzeug vor uns her. Am Ufer, jeder mit einem Seil versehen, das eine zum Bug, das andere zum Heck führend, mühten sich Ayari und Alice. Ayari führte das Bugseil, Alice das Heckseil. So bekamen wir das Boot zwar voran, doch nur unter größten Mühen. Es war ein achtsitziges Kanu der Eingeborenen.

»Rutsch nicht ab, nackte Sklavin!« rief Tende der blonden Barbarin zu.

»Ja, Herrin!« rief die andere und versuchte auf den Beinen zu bleiben.

Wir hatten Tende zum Ersten Mädchen gemacht. Immerhin war sie früher die Herrin der beiden weißen Sklavinnen gewesen.

So würden ihr die beiden automatisch gehorchen. Wenn sie es nicht taten, mußten sie mit Strafen rechnen. Wenn Tende ihrerseits als Erstes Mädchen nicht gut abschnitt, sollte sie von Alice abgelöst werden, darüber hatte ich mich

mit Kisu verständigt. Aus Sorge, womöglich einer früheren Sklavin unterstellt zu werden, würde Tende sich besondere Mühe geben.

Tende und Alice hatten es sich angewöhnt, die blonde Barbarin >nackte Sklavin< zu nennen. Sie hatte bei uns keinen anderen Namen. Wir hatten ihr keinen gegeben - und das war ein Zeichen ihres niedrigen Status in unserem Kreis. Sie mußte alle einfachen Arbeiten übernehmen. Oft weinte die blonde Barbarin abends, doch wir kümmerten uns nicht um sie; allenfalls forderten wir sie auf, still zu sein.

»Haltet die Leinen!« rief Kisu.

Ayari und Alice zogen die Taue straff.

»Schiebt!« rief Kisu.

Watend, vom Wasser halb geblendet, schoben wir das Kanu weiter.

-31-

»Tauschen! Tauschen! Freunde! Freunde!« riefen sie.

»Führ mich nicht unbekleidet dort hinein, Herr!« flehte die blonde Sklavin.

Wir hatten das Kanu am Ufer hochgezogen, um dem Flußdorf einen Besuch abzustatten. Ich führte die blonde Sklavin an einer Fessel mit, als wir das Kanu verließen. Wir hatten beschlossen, sie wie eine frisch gefangene Sklavin mitzunehmen, um den Verdacht zu zerstreuen, daß sie bei uns nicht in Gunst stand, woraufhin sich die Dorfbewohner vielleicht besonders bemüht hätten, sie uns abzukaufen. So konnten wir argumentieren, wir hätten sie gerade erst gefangen und wollten uns noch nicht von ihr trennen, weil noch keine Gelegenheit gewesen war festzustellen, ob sie als Sklavin zu gebrauchen sei.

»Wie ist es möglich, daß ihr mit ihr von Westen über den Fluß kommt?« fragte ein Mann, der Grundkenntnisse der Ushindi-Sprache besaß.

Ich verstand seine Frage nicht.

Die blonde Sklavin erschauerte unter den offenen Blicken der Männer.

»Ist sie eine Taluna?« fragte ein Mann.

Auch diese Frage blieb mir unverständlich.

Ayari erwies sich als bemerkenswerter Begleiter.

Ich glaube nicht, daß es im Dorf jemanden gab, der mehr als nur einige Dutzend Worte Ushindi kannte. Ayari jedoch gelang es mit seinen Sprachkenntnissen, mit seinen Gesten, seiner schnellen Auffassungsgabe und seinem Stock, mit dem er in den Staub zeichnete, unsere Tauschgeschäfte zu erledigen und darüber hinaus auch wertvolle Informationen zu sammeln.

»Shaba war hier«, meldete Ayari.

»Wann?« fragte ich.

»Der Häuptling sagt lediglich: >vor langer Zeit<«, gab Ayari zurück. »Einige von Shabas Männern waren krank. Er blieb eine Woche hier.«

»Das erklärt«, sagte ich, »warum hier einige Männer Ushindi verstehen, wenn auch nur in den Ansätzen.«

»Natürlich«, sagte Ayari. »Und bestimmt haben sich Shaba und seine Männer Mühe gegeben, die Anfangsgründe der Dorfsprache zu lernen.«

Ich nickte.

Wir hatten gegen einige Messer und bunte Glasstücke mehrere Säcke Mehl sowie Obst und Gemüse eingetauscht.

»Gibt es sonst noch etwas«, fragte ich.

»Ja«, antwortete Ayari grinsend. »Wir sollen umkehren.«

»Warum?« fragte ich.

»Der Häuptling sagt, der Fluß sei ab hier gefährlich. Er sagt, es gebe feindlich gesonnene Stämme, gefährliche Flußabschnitte, riesige Tiere, Ungeheuer und Talunas, weißhäutige Dschungelmädchen« Er deutete auf die blonde Barbarin, die neben mir im Sand kniete. »Er dachte, sie wäre ein solches Mädchen«, fuhr er fort. »Ich habe ihm gesagt, sie sei eine ganz gewöhnliche Sklavin.«

Ich musterte die blonde Barbarin. »Das stimmt«, sagte ich.

Sie senkte den Kopf.

»Shaba ist dann aber doch flußaufwärts weitergefahren, oder?« fragte ich.  
»Ja«, entgegnete Ayari.  
»Dann fahre ich auch den Fluß hinauf.«  
»Das tun wir alle«, stellte Kisu fest.  
Ich wandte mich an ihn.  
»Das gehört zu meinem Plan«, sagte er.  
»Zu deinem geheimnisvollen Plan?« fragte ich.  
»Ja«, sagte er lächelnd.  
Ich fragte Ayari: »Hat der Häuptling oder einer der anderen irgend etwas von den >Dingen< gesagt, was immer sie waren, von denen im Fischerdorf gesprochen wurde, ohne daß die Leute sich näher darüber auslassen wollten?«  
»Ich habe danach gefragt«, erwiderte Ayari. »Aber man hat nichts Ungewöhnliches bemerkt.«  
»Dann haben wir sie verloren«, sagte Kisu.  
»Mag sein«, entgegnete ich. »Fahren wir weiter?«  
»Natürlich nicht«, sagte Ayari. »Heute abend soll ein Fest stattfinden, es wird gesungen und getanzt.«  
»Natürlich«, sagte ich.

-32-

»Nicht loslassen!« forderte Kisu mit gepreßter Stimme. Er mühte sich schwitzend.  
Die Mädchen schrien gepeinigt auf, mit rutschenden Füßen standen sie da, gegen das Boot gestemmt, und versuchten zu verhindern, daß es in die Tiefe stürzte. Ayari führte den Bug. Hinter ihm, mittschiffs, standen die drei Mädchen, und am Heck schoben Kisu und ich. Der Katarakt, der noch etwa zweihundert Meter entfernt war, rauschte ohrenbetäubend. Das Kanu, das auf unseren Schultern lag, war im Winkel von zwanzig Grad nach oben geneigt. Unter unseren Füßen glitten Felsbrocken ab und rollten den Hang hinab.  
»Das ist unmöglich!« rief Ayari.  
»Weitergehen!« forderte Kisu.

»Ich bin müde«, ächzte Ayari.

»Nach oben, nach oben!« rief Kisu.

»Na schön«, steckte Ayari zurück, »ich streite mich nie mit großen Burschen.«

Die Landbeförderung des Kanus war nicht leicht - und es war nicht unsere erste Etappe außerhalb des Wassers. Wir schickten uns an, den elften Wasserfall des Ua zu passieren. Manchmal benutzten wir runde Hölzer unter dem Kanu und zogen es mit Seilen.

Die Boote Shabas konnten auseinandergenommen werden, was solche Landstrecken erleichterte. Er verfügte über zahlreiche kräftige Männer, die die Lasten beförderten. Wir hatten nur uns selbst und drei schwächliche Sklavinnen.

»Ich kann nicht mehr«, sagte Ayari. Es war die vierte Landstrecke des Tages.

»Dann wollen wir ausruhen«, sagte ich.

Vorsichtig setzten wir das Boot ab. Während es von den anderen festgehalten wurde, steckte ich am unteren Ende einige Felsbrocken dagegen, damit es nicht hangabwärts rutschte.

Bäume umstanden uns. Über uns flogen bunte Dschungelvögel. Wir hörten das Gekecker frecher Affen.

»Bringt die Vorräte!« befahl Kisu.

»Ja, Herr«, sagten die Mädchen, die ebenfalls ins Schwitzen gekommen waren. Sie kletterten einige hundert Meter die Schräge hinab und holten Paddel, Säcke und Bündel, die unsere Habe enthielten. Wir beförderten diese Dinge getrennt, gewöhnlich über Strecken von ein- oder zweihundert Metern. Kisu und ich wechselten uns am Heck ab. Man muß schon sehr kräftig sein, um das Kanu an dieser Position zu stützen und zu lenken.

»Shaba ist hier durchgekommen«, sagte Kisu, setzte sich und wischte sich den Schweiß wie Wasser von der Stirn.

»Die Tragstrecken wären noch viel anstrengender, wenn er uns nicht den Weg bereitet hätte«, sagte ich.

»Das stimmt«, sagte Kisu grinsend. Wir folgten im allgemeinen den Landstrecken, die von Shaba und seinen Kundschaftern festgelegt worden waren. Sie hatten vernünftige



geodäsische Konturen aufgespürt und wegen der größeren Wasserfahrzeuge für ihren Marsch hier und dort sogar Bäume, Ranken und sonstige Hindernisse entfernt.

Ich lächelte vor mich hin. Ich bezweifelte nicht, daß wir jetzt viel schneller vorankamen als Shaba. Außerdem hatte er durch die Krankheit mehrerer Männer eine ganze Woche verloren, wie wir im letzten Dorf erfahren konnten.

Die Situation freute mich. Nach dem Ausmaß der Regeneration des Dschungels zu urteilen, war Shaba nicht mehr als fünfzehn bis zwanzig Tage vor uns.

Ich blickte den Hang hinab. Im Gänsemarsch, angeführt von Tende, stiegen die Sklavinnen mit den Vorräten den Berg herauf. Als letzte kam die unbekleidete blonde Barbarin, die sich auf anmutige Weise aufrecht hielt und ein Bündel auf dem Kopf balancierte, das sie allerdings mit den Händen festhalten mußte. Sie blickte mich an - es war der Blick einer Sklavin auf ihren Herrn. Das freute mich. Sie legte das Bündel ab. Zusammen mit den anderen Mädchen schritt sie sodann wieder in die Tiefe, denn unsere Habseligkeiten konnten nicht in nur einer Etappe befördert werden.

Ayari lag auf dem Rücken und blickte zum Himmel empor. Kisu hockte am Boden und starrte zwischen den Bäumen hindurch auf das brodelnde Wasser des Flusses.

Wenige Minuten später erreichten uns die Mädchen ein zweites Mal, und wir schlugen unser Lager auf.

Es war spät, und die anderen schliefen bereits.

Die blonde Barbarin hatte sich noch nicht hingelegt, sondern musterte mich. Als sie meinen Blick bemerkte, senkte sie hastig den Kopf und legte frisches Holz ins Feuer.

Es ist nicht immer einfach, im Wald ein Feuer zu entzünden. Im Lauf eines Tages gibt es meistens zwei heftige Regenfälle, einen am späten Nachmittag, und den anderen in der Nacht, gewöhnlich etwa eine Ahn vor der Mitternacht, der zwanzigsten Stunde. Diese Schauer sind oft von energischen Windstößen begleitet, die meiner Schätzung nach Geschwindigkeiten zwischen hundertundzehn und hun-

dertundzwanzig Pasang in der Ahn erreichen können. Der Wald wird total durchnäßt. Man sucht sein Holz unter Felsvorsprüngen oder unter umgestürzten Bäumen. Man kann auch mit Pangas das nasse Holz umgestürzter Bäume abhacken, bis man das darunterliegende trockene Holz erreicht. Sogar während der Hitze des Tages ist es schwierig, geeignetes Brennmaterial zu finden. Der Dschungel dampft noch sehr lange nach dem letzten Niederschlag vor Feuchtigkeit - eine Folge der Hitze. Außerdem neigen die saftiggrünen Laubdächer des Regenwaldes dazu, die Feuchtigkeit festzuhalten. Die starke Sauerstoffbildung der Vegetation, zusammen mit Feuchtigkeit und Hitze, mit dem Geruch der Pflanzen und des verwesenden Pflanzengewebes und Holzes - dies alles verleiht dem äquatorialen Dschungel eine ganz besondere, unverwechselbare Atmosphäre, eine umfassende, erstickende, grüne, warme Aura, die wunderschön und einschüchternd zugleich ist. Der nächtliche Dschungel ist kühler als am Tage, manchmal sogar kalt, auch die Luft ist anders, dünner, weniger angereichert - weil die Sonnenenergie eben die komplexe Kettenreaktion der Photosynthese nicht anheizt. Trotzdem ist man sich des Nachts der Nähe und Weite des Dschungels vielleicht noch mehr bewußt als bei Helligkeit. Bei Tageslicht ist der Horizont durch das Grün beschränkt, das auf allen Seiten dicht heranrückt. Nachts, bei Dunkelheit, spürt man die beinahe grenzenlose Ausdehnung des Dschungels, die unzähligen Pasang Breite und Tiefe.

Die blonde Barbarin stocherte mit einem Holzstück im Feuer herum.

Im Dschungel schlägt man sein Lager niemals in der Nähe hoher Bäume auf. Infolge der großen Feuchtigkeit schicken die Bäume keine tiefen Wurzeln aus, sondern entwickeln ihre Systeme mehr in horizontaler Richtung. Bei den kräftigen Winden, die oft durch den Dschungel fahren, geschieht es häufig, daß diese nicht sehr gut verankerten Bäume umstürzen.

Ich hatte den Eindruck, als wollte das Mädchen etwas sagen - aber sie schwieg.

Im Regenwald gibt es eine unglaubliche Vielfalt von Baumarten - ihre genaue Zahl kann ich nicht mal vermuten. Allein die Palmen zählen über fünfzehnhundert verschiedene Sorten. Einige dieser Palmen haben über zwanzig Fuß lange Blätter. Eine Gattung, die Fächerpalme, die gut zwanzig Fuß groß ist und ihre Blätter wie einen geöffneten Fächer ausbreitet, ist eine ausgezeichnete Wasserquelle - an jeder Blattwurzel findet sich bis zu einem Liter reines Wasser, das dort wie in einer Tasse gesammelt ist. Eine andere nützliche Wasserquelle ist die Lianenranke. Zunächst nimmt man über Kopfhöhe einen Einschnitt vor, um zu verhindern, daß das Wasser durch Kontraktion und Oberflächenadhäsion nach oben in den Stengel abgezogen wird. Der zweite Schnitt, etwa einen Fuß über dem Boden, zapft einen hohlen Stengel an, der ungefähr einen Liter Wasser ergibt. Im Regenwald existieren mehrere Baum-Arten, die das ganze Jahr über Blätter verlieren und neu wachsen lassen, die somit stets Laub tragen. Andere verlieren einige Wochen lang ihre Blätter - wenn auch nicht zur gleichen Zeit, was sogar für Bäume derselben Art gilt -, um dann neue Knospen hervorzubringen. Sie haben ihren Zyklus der Regeneration, der allerdings nichts mehr mit den Winter- und Frühlingsperioden zu tun hat, wie sie auf der Erde bestehen.

»Herr?« fragte das Mädchen.

»Ja?«

»Nichts«, sagte sie und wandte den Blick ab.

Im Regenwald lassen sich drei ökologische Zonen oder Lagen oder Ebenen unterscheiden. Jeder dieser Bereiche ist durch eigene Arten pflanzlichen und tierischen Lebens gekennzeichnet. Die Schichten unterscheiden sich nach Baumhöhen. Die höchste Ebene ist die der >Herausrager<, jener Bäume, die sich über das dichte Laubwerk weiter unten hinausentwickelt haben. Diese Schicht erstreckt sich ungefähr in einer Höhe zwischen hundertundzwanzig und zweihundert goreanischen Fuß. Die zweite Schicht wird oft als Laubdach bezeichnet. Es handelt sich um die phantastische grüne Schicht, die das Hauptdach des Dschungels bildet. Sie bestimmt im wesentlichen das Bild, würde man auf

dem Rücken eines Tarn oder von einem hohen Hang auf den Dschungel herabschauen. Das Laubdach, die Zone der Laubdächer, erstreckt sich in einer Höhe von sechzig bis hundertundzwanzig Fuß. Die erste Zone führt vom Boden bis in eine Höhe von sechzig Fuß. Diese erste Zone könnte man als >Boden< oder >Grundzone< des Regenwaldes bezeichnen. Auf der Ebene der Herausrager leben vorwiegend Vögel, in erster Linie Papageien, langschnäbelige Flieger und Lits, die einen nadelspitzen Schwanz besitzen. Auch Affen und Baum-Urts, Schlangen und Insekten sind in der höchsten Schicht zu finden. In der zweiten Zone lebt eine unglaubliche Vielfalt von Vögeln - Singvögel, Finken, Mindare, der Hauben-Lit und der gewöhnliche Lit, der Frucht-Tindel, der gelbe Gim, Tanager, einige Papageienarten und viele andere. Natürlich sind auch hier Affen und Schlangen anzutreffen, Gleit- und Blatt-Urts, Eichhörnchen, langschwänzige Kletterschweine, Echsen, Faultiere und die übliche Vielzahl von Insekten, Ameisen, Tausendfüßlern, Skorpionen, Käfern, Fliegen und so weiter. Auch im unteren Bereich der Dschungelschichten sind größere Vögel anzutreffen, etwa der elfenbeinschnäbelige Specht und der Schirmvogel. In dieser Ebene leben gewöhnlich auch die Guernon-Affen. In der Grundzone und auf dem Boden gibt es bestimmte Vögel, einige sogar mit brauchbaren Flügeln, etwa die hakenschnäbelige Gort, die sich in erster Linie von Nagetieren ernährt, beispielsweise von Boden-Urts, und den insektenfressenden Pfeif-Finken. Außerdem gibt es einige stummelflügelige Vogelrassen, zum Beispiel den Insektenbohrer und den Gim. Am Flußufer finden sich natürlich noch viele andere Vogelrassen, etwa der Dschungelgant, der Federfischer und die ringhalsigen und gelbbeinigen Stelzvögel. Im Bodenbereich vegetieren weiterhin verschiedene Schlangenarten dahin, etwa die Ost und die Hith, und zahlreiche Insektenspezies. Von der Felsspinne war schon die Rede, aber die Termiten sollten ebenfalls Erwähnung finden. Die Termiten sind übrigens von großer Bedeutung für die Ökologie des Waldes. Sie fressen und verwerten Äste und Stämme umgestürzter Bäume. Durch Bakterien

wird der daraus entstehende Termiten->Staub< zu Humus, der Humus zu Stickstoff und Mineralstoffen. In den tiefen Ästen der Bodenzone sind außerdem Kleintiere zu finden, etwa die Tarsiers, Nacht-Affen, schwarze Eichhörnchen, vierzehige Blatt-Urts, Dschungel-Varts und die einsam herumstreifenden Giani, winzige, katzenähnliche Panther, die dem Menschen nicht gefährlich werden. Der Boden beherbergt seinerseits mehrere Lebensformen, vor allen Dingen Beuteltiere wie die Panzer-Gatch und Nagetiere wie Slees und Boden-Urts. Mehrere Tarsk-Arten leben in dieser Zone, wie auch mehr als sechs Gattungen des Ameisenbären und mehr als zwanzig Spezies des kleinen, wendigen einhörnigen Tabuk. Ferner finden sich hier unten Dschungel-Larls und Panther verschiedener Arten und zahlreiche kleinere katzenähnliche Raubtiere. Diese gehen dem Menschen jedoch im großen und ganzen aus dem Weg. Sie sind im Regenwald weniger gefährlich als auf den nördlichen Längengraden. Ich weiß nicht, warum das so ist - vielleicht liegt es daran, daß sie im Regenwald meistens reichlich Nahrung finden und daher kaum Versuchung verspüren, sich außerhalb ihres normalen Beutebereichs umzutun. Gelegentlich greifen sie aber trotzdem an, besonders wenn man sie provoziert oder herausfordert. Auffälligerweise fehlen im Regenwald des Ua sämtliche Sleenarten. Das ist ganz gut so, denn der Sleen jagt gewöhnlich auf der ersten Spur, die er findet, nachdem er bei Dunkelwerden seinen Bau verlassen hat. Außerdem jagt er zielstrebig und hartnäckig und kann dem Menschen äußerst gefährlich werden, meiner Meinung nach noch gefährlicher als der Voltai oder der Larl des Norden. Ich bin der Ansicht, daß der Sleen in den Dschungeln vor allem wegen der Regenfälle und der sich daraus ergebenden Feuchtigkeit und Schwüle nicht anzutreffen ist. Vielleicht fühlt sich ein Pelztier, das Schutz in einem unterirdischen Bau sucht, in einer solchen Umgebung nicht wohl. Es gibt allerdings ein sleenähnliches Tier, das jedoch viel kleiner ist, nur etwa zwei Fuß lang und acht bis zehn Pfund schwer, Zeder genannt. Dieses Wesen ist am Ua und seinen Nebenflüssen anzutreffen. Bei Tag schießt es durch das

Wasser und kehrt abends zu seinem Nest zurück, das es in Wassernähe aus Stöcken und Lehm in den Ästen eines Baums errichtet hat.

Ich lauschte auf die nächtlichen Dschungelgeräusche, das Keckern und Heulen, das Klicken und Schreien der Nacht-tiere, der Vögel und Insekten.

Ich warf der blonden Barbarin einen Blick zu. Es war bei-nahe Zeit zum Schlafen.

Entgegen der allgemeinen Auffassung ist der Boden des Dschungels kein undurchdringlich zugewachsenes Gewirr, durch das man sich mit Macheten oder Pangas hindurch-hauen muß. Ganz im Gegenteil, das Terrain hier ist norma-lerweise ziemlich frei. Das ist das Ergebnis der dichten Laubdächer, die den Boden in den Schatten werfen, der Faktor, der den Bodenwuchs behindert und beschränkt.

Wenn man sich zwischen den verstreut stehenden Kolon-naden der Bäume umsah, die hoch oben zu den sattgrünen Kapitelen des Laubdachs explodierten, hatte man oft einen Ausblick über Strecken von hundert oder zweihundert Fuß oder mehr. Unwillkürlich denkt man an die Säulen eines der großen, schattigen Tempel der Wissenden, beispiels-weise in Turia oder Ar. Und doch wirkt die natürliche Ar-chitektur von Sonne, Schatten und Wachstum wie eine le-bendige Feier des Lebens und seiner Pracht, nicht wie eine Folge von Verirrungen und des Wahns der Verleugnung, nicht wie eine Erfindung elender Menschen, die auf Frauen, sogar Sklaven, und bestimmte Genüsse für immer verzichtet haben und wie Parasiten von der Ausnutzung des Aber-glaubens untergeordneter Kasten leben. Natürlich gibt es im Dschungel undurchdringliche oder nahezu unzugängliche Bereiche, in der Regel Gebiete, wo Vegetation nachgewach-sen ist und die man nur mühsam überwindet, indem man sich Streich um Streich mit der Machete oder Panga vorar-beitet. So etwas gibt es normalerweise nur in Bereichen, wo der Mensch eine Fläche gerodet und später wieder aufgege-ben hat - meistens an Flüssen gelegen, und somit reflektie-ren sie nicht die typische botanische Struktur des jungfräu-lichen Regenwaldes.

Die blonde Barbarin ließ einige Holzbrocken ins Feuer fallen.

»Warum entfachst du die Flammen jetzt noch?« fragte ich.

»Verzeih mir, Herr!« sagte sie.

Ich lächelte. Sie wollte sich noch nicht so bald zurückziehen. Sie mußte aber wissen, daß die Zeit zum Schlafengehen gekommen war.

»Geh zum Sklavinnenpfosten und knie dort nieder!« sagte ich.

»Ja, Herr.«

Ich ließ sie einige Minuten sitzen. Sie wagte es nicht, über die Schulter zu mir zu schauen.

»Komm her«, sagte ich dann, »und knie vor mir nieder!« Sie gehorchte.

»Was geht dir heute im Kopf herum?« fragte ich.

»Nichts, Herr!« antwortete sie stammelnd und hielt den Kopf gesenkt.

»Du darfst sprechen«, sagte ich.

»Ich wage es nicht.«

»Sprich!«

»Tende und Alice tragen Kleidung.«

»Sie sind nicht nennenswert bekleidet«, erwiderte ich, »und das Stück Stoff, das sie am Leib haben, kann ihnen von ihrem Herrn nach Lust und Laune wieder fortgenommen werden.«

»Ja, Herr«, sagte sie und warf mir einen tränenvollen Blick zu.

»Höre ich recht«, fragte ich, »daß du als Erdenfrau erneut die Gelegenheit erbittest, die dir schon einmal geboten wurde, die du aber ablehntest - die Gelegenheit, dir den Rock zu verdienen?«

»Ja Herr, ich bitte um diese Möglichkeit.«

»Obwohl du eine Frau von der Erde bist?«

»Ja, Herr, obwohl ich eine Frau von der Erde bin.«

»Warum?«

»Ich möchte dir zu Gefallen sein, Herr«, sagte sie.

»Kannst du das verstehen, Herr?«

»Ich glaube«, erwiderte ich.

»Herr«, sagte sie.  
»Warum willst du mich heute abend nicht, Herr?« fragte sie. »Gefalle ich dir nicht?«  
»Vielleicht später«, sagte ich.  
»Du erziehst mich, Herr, nicht wahr?« fragte sie.  
»Ja«, entgegnete ich.

-33-

Kisu und ich mühten uns am Heck des Kanus, das steil in die Höhe zu wuchten war. Ayari und die Mädchen zerrten an Tauen, die wir vorn am Gefährt festgemacht hatten. Das Kanu neigte sich empor und kippte nach vorn, als wir es nun in beladenem Zustand auf ebenes Terrain schleppten. Das Rauschen des Wasserfalls, der neben uns etwa vierhundert Fuß in die Tiefe stürzte, war ohrenbetäubend. Es fällt schwer, die Pracht der Ua-Landschaft jemandem zu beschreiben, der sie nicht aus eigener Anschauung kennt. Da ist zum einen die Breite des Flusses, der sich wie eine mächtige Straße erstreckt, sich hin und her windend, gelegentlich von grünen Inseln unterbrochen, hier behäbig fließend, dort beschleunigt durch Stromschnellen oder Katarakte, manchmal unterbrochen von strömenden Wasserkaskaden, hier nur wenige Fuß hoch, an anderen Stellen wieder viele hundert Fuß. Und ringsum der Dschungel in seiner immensen Ausdehnung, erfüllt von reichhaltigem Leben.

»Ich bin froh«, sagte Kisu zufrieden und wischte sich den Schweiß von der Stirn.  
»Warum?« fragte ich.  
»Komm mal her!« forderte er mich auf.  
»Sei vorsichtig!« warnte ich. Er watete ins Wasser hinaus.  
»Komm!« wiederholte er.  
Ich watete vierzig bis fünfzig Fuß weit in die Strömung. Das Wasser ging uns hier nur bis zu den Knien.  
»Schau doch!« sagte er und hob den Arm.  
Von der Höhe des Wasserfalls vermochten wir viele



Pasang weit flußabwärts zu schauen. Es war nicht nur ein prächtiger Ausblick, sondern auch eine sehr vorteilhafte strategische Position.

»Ich wußte, daß es so kommen würde!« rief er und klatschte sich vor Freude auf die Knie.

Ich folgte dem ausgestreckten Zeigefinger mit den Blicken und spürte, wie sich meine Nackenhaare aufrichteten.

»Tende! Tende!« rief Kisu. »Komm mal her!«

Das Mädchen watete mit vorsichtigen Bewegungen zu uns heraus. Kisu packte sie am Nacken und drehte sie flußabwärts. »Siehst du das, meine hübsche Sklavin?« fragte er.

»Ja, Herr«, erwiderte sie erschrocken.

»Er ist's!« sagte Kisu. »Er kommt dich holen!«

»Ja, Herr«, sagte sie.

»Eilig jetzt ans Ufer!« befahl er. »Mach ein Feuer an, bereite das Essen, Sklavin!«

»Ja, Herr«, sagte sie und hastete aus dem Wasser, um ihre Aufträge zu erledigen.

Ich blickte flußabwärts in die Ferne und kniff vor dem Glanz, der auf dem Wasser lag, die Augen zusammen.

Viele Pasang entfernt, klein, aber deutlich auszumachen, bewegte sich eine Flotte aus Kanus und Flubooten in unsere Richtung. Es mußten ungefähr hundert Einheiten sein, geruderte Flugaleeren, der Rest der Flotte, der für Shabas ursprünglich geplante Expedition auf dem Ua vorgesehen war, und vielleicht noch einmal genauso viele Kanus. Wenn die Galeeren eine Besatzung von jeweils fünfzig Mann hatten und in jedem Kanu fünf bis zehn Leute saßen, dann zählte die Streitmacht hinter uns zwischen fünf- und sechstausend.

»Bila Huruma!« rief Kisu triumphierend.

»Deshalb hast du mich also den Ua entlang begleitet«, sagte ich.

»Ich wäre sowieso mit dir gekommen, um dir zu helfen, denn du bist mein Freund«, sagte Kisu. »Glücklicherweise führte uns das Schicksal aber dieselben Wege. Ist das nicht ein großartiger Zufall?«

»Ja, großartig«, sagte ich lächelnd.

»Du begreifst jetzt, wie mein Plan aussah?«

»Dein geheimnisvoller Plan?« fragte ich grinsend.

»Ja«, sagte er zufrieden.

»Ich habe mir so etwas gedacht«, erwiderte ich. »Aber ich meine, daß du dich vielleicht verrechnet hast.«

»Im Kampf konnte ich Bila Huruma nicht schlagen«, sagte Kisu. »Seine Askaris waren meinen Dorfkämpfern überlegen. Jetzt aber habe ich seine vorgesehene Gefährtin Tende entführt und ihn in den Dschungel gelockt. Ich brauche ihn nur immer weiter hinter mir herzuziehen, bis er im Dschungel umkommt oder sich, seiner Männer und Vorräte beraubt, zum Kampf Mann gegen Mann stellen muß, Krieger gegen Krieger.«

Ich schaute ihn an.

»So werde ich, indem ich Bila Huruma vernichte, sein Reich zerstören«, sagte Kisu.

»Ein intelligenter und kühner Plan«, sagte ich, »aber ich glaube, du hast dich vielleicht verrechnet.«

»Inwiefern?« fragte Kisu.

»Glaubst du wirklich«, fragte ich, »Bila Huruma, der etwa hundert Frauen besitzt oder in Gefährtenschaft zugesprochen erhält, würde dich unter großen Gefahren für sich und sein Reich in den Dschungel verfolgen, um sich ein Mädchen zurückzuholen, das - wie er selbst weiß - zweifellos inzwischen von dir versklavt worden ist und folglich keinen politischen Wert mehr für ihn hat, ein Mädchen, das außerdem von Anfang an nicht mehr für ihn war als eine kleine politische Geste gegenüber einem unwichtigen Winkel seines Reiches am Ngao-See?«

»Ja«, sagte Kisu. »Das ist für ihn eine Sache des Prinzips.«

»Für dich mag es eine Sache des Prinzips sein«, sagte ich, »aber ich glaube nicht, daß es das für Bila Huruma im gleichen Maße ist. Es gibt Prinzipien und Prinzipien. Für einen Mann wie Bila Huruma steht das Prinzip, sein Reich zu erhalten, sicher über solchen unbedeutenden persönlichen Belangen.«

»Aber Bila Huruma ist auf dem Fluß«, sagte Kisu.

»Anzunehmen«, sagte ich.

»Folglich irrst du dich.«

»Mag sein.«

»Meinst du etwa, er verfolgt dich?« fragte Kisu.

»Nein«, sagte ich, »ich bin für ihn ganz unwichtig.«

»Also hat er es auf mich abgesehen«, stellte Kisu fest.

»Mag sein«, antwortete ich. »Vielleicht hast du recht.«

Kisu machte kehrt und watete zufrieden ans Ufer zurück.

»Zieh dein Gewand aus!« sagte Kisu zu Tende. »Dann folgst du mir.«

»Ja, Herr.«

»Ihr anderen dürft auch mitkommen«, sagte er.

Wir folgten Kisu und Tende in die Mitte des Flusses, wo sich oberhalb der Fälle ein flacher Felsen befand. Wir erstiegen die sichere Fläche. Von hier konnten wir flußabwärts schauen und viele Pasang entfernt die Kanu- und Galeerenflottille des Ubars Bila Huruma erkennen.

»Was hast du mit mir vor, Herr?« fragte Tende.

»Ich werde dich nackt tanzen lassen«, antwortete er und schob sie auf dem Felsen nach vorn, so daß sie in Strömungsrichtung blickte.

Zitternd, nur in ihre Sklavenkette gekleidet, verharrte Tende auf dem Felsen.

»Bila Huruma!« rief Kisu. »Ich bin Kisu!« Er deutete auf das Mädchen. »Das ist Tende, die deine Gefährtin werden sollte! Ich habe sie dir genommen! Ich habe sie zu meiner Sklavin gemacht!«

Sollte Bila Huruma, wie Kisu vermutete, bei der Flotte sein, konnte er ihn natürlich nicht hören. Die Entfernung war zu groß. Außerdem hätte man Kisis Stimme selbst aus fünfzig Metern Distanz kaum hören können, so laut war das Brausen der Wasserfälle. Ich hatte keinen Zweifel, daß wir von den Booten überhaupt nicht gesehen werden konnten. Wir konnten die Flotte insbesondere wegen der Größe der Galeeren und ihrer Zahl an kleinen und großen Booten ausmachen, wobei die kleineren Einheiten im einzelnen kaum zu unterscheiden waren. Hätte uns nur ein einziges Kanu verfolgt, wäre es nicht zu sehen gewesen. Von der

Flotte aus mußten wir auf ähnliche Weise nur Punkte vor einem unruhigen Hintergrund sein - und folglich so gut wie unsichtbar. Im Palast des Bila Huruma waren mir Ferngläser der Hausbauer nicht aufgefallen. Shaba dagegen würde ein solches Gerät sein eigen nennen. Die Annäherung an ihn würde nicht einfach sein.

»Das ist Tende!« rief Kisu seinem fernen Feind zu und versuchte das Brüllen der Katarakte zu übertönen. »Sie sollte deine Gefährtin werden. Ich habe sie dir genommen! Ich nahm sie in Besitz! Ich führe sie dir jetzt unbekleidet vor - als meine Sklavin!«

»Er kann dich nicht hören oder sehen!« rief Ayari.

»Macht nichts!« lachte Kisu. Er versetzte Tende einen fröhlichen Schlag auf das Hinterteil.

»Oh!« rief sie.

»Tanz, Tende!« befahl er und begann zu singen und in die Hände zu klatschen, wobei er flußabwärts schaute.

Anmutig streckte Tende die Arme aus und tanzte auf dem flachen Felsen im Ua-Fluß, begleitet von dem Gesang und Händeklatschen Kiskus - so tanzte sie vor dem fernen Bila Huruma, dem Feind ihres Herrn, dem sie gestohlen worden war.

Sie tanzte gut.

Ich beobachtete die Augen der blonden Barbarin, die neben Alice auf dem Stein kniete. Diese Augen zeigten Erregung. Wie schön Tende aussah! Und wie aufregend war für die blonde Sklavin die Erkenntnis, daß ein Mann eine Frau zu so etwas bringen konnte.

Kisu klatschte in die Hände und sang immer weiter.

Tänzerinnen bringen auf Gor gute Preise. Einige Sklavenhändler sind auf Tänzerinnen spezialisiert und kaufen und verkaufen sie nicht nur, sondern verleihen sie auch. In Ar fallen mir dazu die Häuser von Kelsius und Aurelius ein. Es wird behauptet, die besten Tänzerinnen Gors wären in Ar zu finden; andere meinen, daß sie in Port Kar anzutreffen sind, wieder andere finden dieses Ideal in der Tahari oder in Turia verwirklicht. Solche Gegensätze sind nach meinem Dafürhalten sinnlos. Ich bin schon in vielen Städten gewe-

sen und habe überall wunderbare Tänzerinnen angetroffen.

»Genug!« rief Kisu fröhlich. Tende hörte auf zu tanzen. Kisu führte sie zum Ufer zurück. Wir folgten ihm, und ich warf einen letzten Blick auf die winzigen Gebilde, die noch weit entfernt waren und die zahlreiche Männer enthielten. Kisu und ich schoben das Kanu ins flache Wasser. Ich hielt es fest, während Kisu Tende darin niederknien ließ und fesselte.

»Warum fesselst du mich, Herr?« fragte sie.

»Bila Huruma ist hinter uns«, erwiderte er. »Du wirst auf keinen Fall zu ihm zurücklaufen.«

Sie legte den Kopf in den Nacken und lachte. »O Herr!« rief sie.

»Was stimmt denn nicht?« fragte er.

»Ich möchte gar nicht fortlaufen«, sagte sie.

»Oh?«

Sie blickte ihn an. »Weißt du nicht längst, mein Herr, daß Tende deine eroberte Sklavin ist?«

»Trotzdem gehe ich mit dir kein Risiko ein, Sklavin!« sagte er.

»Wie mein Herr es wünscht«, sagte sie und senkte den Kopf.

Ich erkannte in diesem Augenblick, daß die stolze Tende, die einmal so herablassend-kühl gewesen war, sich in eine Liebessklavin verwandelt hatte, die ihrem Schicksal ergeben war. Ich lächelte. In der Tat - politisch hatte sie ihren Wert verloren.

»Was ist mit den Resten der Feuerstelle?« fragte Ayari.

»Sollten wir nicht alle Spuren beseitigen?«

»Nein«, sagte Kisu. »Laß alles so, wie es ist.«

»Aber das zeigt doch deutlich, welchen Weg wir genommen haben«, widersprach Ayari.

»Natürlich«, sagte Kisu. »Das ist auch meine Absicht.«

Anschließend wateten wir neben dem Kanu in die Flußmitte hinaus. Nur Tende befand sich in dem kleinen Boot.

Kisu, hüfttief im Wasser stehend, blickte noch einmal über die Fälle. Er hob die Faust und schüttelte sie. »Folge

mir, Bila Huruma!« rief er. »Folge mir, Bila Huruma, wenn du es wagst!«

Seine Stimme war im Rauschen des Wassers kaum zu hören. Er senkte die Faust, stieg ins Kanu und nahm seine Position am Heck ein. Ayari und Alice folgten seinem Beispiel. Ich stieg als nächster ein, faßte die blonde Barbarin unter die Arme und zog sie hinter mir her. Ich ließ sie nicht sofort wieder los. Sie wandte den Kopf über die Schulter zurück. »Hast du gesehen, wie sie nackt getanzt hat?« fragte sie. »Natürlich«, erwiderte ich. »Sie ist ja nur eine Sklavin - wie du.«

»Ja, Herr.«

Ich schob sie nach vorn auf ihren Platz, und wir griffen nach den Paddeln.

Einmal blickte sie zu mir zurück. Ich sah, daß die Sklavin in ihr bereit war, freigelassen zu werden. Ich nahm an, daß sie noch diese Nacht zu mir kommen würde.

-34-

»Vorsicht!« rief ich.

Der Tarsk, ein kleines Tier, keine vierzig Pfund schwer, griff schnaubend an, die Hauer wütend gesenkt, Blätter hinter sich aufstiehend.

Er schlug einen Haken und hieb mit den gekrümmten Hauern zu. Im letzten Augenblick konnte ich das Tier mit der Spitze des Eingeborenenspeers zur Seite drücken, den wir zusammen mit dem Kanu erbeutet hatten. Mit unglaublicher Geschwindigkeit griff der Tarsk erneut an.

Die blonde Barbarin schrie auf.

Wieder stach ich zu. Und erneut wirbelte das Tier herum und stürmte auf mich zu, und ich mußte es zum wiederholten Male zurückstoßen. An der Speerklinge schimmerte Blut, ebenso auf dem Fell des Tarsk. Solche Tiere jagt man am besten vom Rücken einer Kaiila in freiem Gelände. Sie sind schlau, halsstarrig und schnell. Der Riesen-Tarsk, der in der Schulter eine Höhe bis zu zehn Hand erreicht, wird

sogar von dem Rücken des Tarn aus gejagt - mit schweren Lanzen.

Das Geschöpf schnüffelte und schnaubte und attackierte erneut. Wieder lenkte ich die heranstürmende Masse zur Seite ab. Einem solchen Tier folgt man nicht in den Busch. Nicht nur, weil man im Dickicht so schlecht sehen kann, sondern weil man Bewegungsfreiheit für seine Waffen braucht. Selbst im Freien wie jetzt, auf einer Lichtung zwischen Bäumen, war der Einsatz des Speers nicht einfach, da das Tier sich nie weit entfernte und unglaublich schnell wieder vorstürmte.

Plötzlich drehte der Tarsk den kurzen, breiten Kopf, von dem eine borstige Mähne aus über den Rücken bis zum Schwanz lief. »Hinter mich!« rief ich dem Mädchen zu. Das Tier senkte den Kopf auf dem kurzen, dicken Nacken und raste auf die blonde Barbarin los. Schreiend stolperte sie rückwärts und stürzte, als das Tier sie eben erreichte. Doch im gleichen Augenblick stieß ich das Tier von der Seite fort. Sofort griff es mich an. Wieder lenkte ich es aus der Bahn. Doch ehe es sich von neuem drehen konnte, stieß ich dem Tarsk den Speer hinter dem rechten Vorderbein durch den untersetzten Körper.

Schweratmend hob ich den Kopf. Dann setzte ich dem Tier den Fuß in die Flanke und zog den Speer heraus. Ich wandte mich an die blonde Barbarin. »Alles in Ordnung mit dir?« fragte ich.

»Ja«, erwiderte sie. Ihr linkes Bein war an der Außenseite blutverschmiert, etwa sechs Zoll über dem Knöchel. Ich ging neben ihr in die Hocke. »Gib mir dein Bein!« sagte ich.

Ich betrachtete das Bein. Sie setzte sich auf den Boden des Regenwäldes. Ihr Bein fühlte sich in meiner Hand sehr gut an.

»Ist es etwas Schlimmes, Herr?« fragte sie.

»Nein, nur ein Kratzer«, erwiderte ich. Sie hatte Glück gehabt.

»Es wird doch keine Narbe geben, oder?« fragte sie.

»Nein.«

»Das ist gut«, sagte sie und stemmte sich erleichtert auf die Hände zurück. »Ich möchte hübsch sein«, sagte sie, »für mich selbst - und für meinen Herrn.«

»Du bist hübsch«, sagte ich. »In den letzten Wochen bist du sogar noch hübscher geworden.«

»Vielen Dank, Herr«, sagte sie und schaute mich an. »Ich gehöre dir, das weißt du«, fuhr sie fort.

»Natürlich«, sagte ich.

»Und doch hast du mich seit Schendi nicht mehr besessen«, sagte sie.

»Das stimmt«, erwiderte ich.

»Du zwangst mich dort, mich dir als Sklavin hinzugeben.«

Ich lächelte. Sie schien noch immer nicht zu erkennen, daß ich in jenen kurzen Sekunden in Schendi die Sklavin in ihr befreit hatte, die so lange in ihr verborgen gewesen war, ein Element, das sie erschrocken in sich selbst entdeckt hatte.

Ich stand auf und ging einige Meter zu einer Fächerpalme. Aus dem Blattansatz eines der breiten Blätter sammelte ich eine doppelte Handvoll frisches Wasser. Ich kehrte zu dem Mädchen zurück und wusch sorgfältig die Wunde aus. Sie zuckte zusammen. Anschließend schnitt ich einige Blätter ab und wickelte sie ihr um das Bein. Den Verband sicherte ich mit einigen Strähnen der Teppichpflanze.

»Danke, Herr!« sagte sie und legte mir die Arme um den Hals. Ich zog sie herunter und versetzte ihr einen energischen Schlag.

»Das nächste Mal«, sagte ich streng, »bleibst du hinter mir, wenn ich es dir sage!«

»Ja, Herr«, erwiderte sie.

Ich kehrte zu dem toten Tarsk zurück.

Nachdem Tende über den Wasserfällen getanzt hatte, waren wir mehrere Stunden lang flußaufwärts gefahren. Am Spätnachmittag hatten wir das Kanu ans Ufer gesteuert und getarnt, um anschließend wie üblich unser Lager aufzuschlagen.

»Ich hätte Lust auf Fleisch«, hatte Kisu gesagt. »Ich auch«,



erwiderte ich. »Ich werde jagen.« Kisu und ich, die wir beide Krieger waren, wollten Fleisch zu essen. Außerdem vermuteten wir, daß der vor uns liegende Fluß immer gefährlicher werden würde - so hatte man uns im letzten Dorf jedenfalls gesagt. Wir waren der Meinung, daß die Kraft der Fleischproteine uns langfristig bei unserem Vorhaben helfen konnte.

»Komm her!« sagte ich zu dem Mädchen.

Ich hob den Tarsk vom Boden hoch.

Wir waren gut zwei Ahn lang durch den Regenwald gelaufen, ehe wir auf das Tier stießen.

»Beug dich vor!« sagte ich.

Ich legte ihr den Tarsk auf die Schultern. Sie taumelte unter dem Gewicht.

Dann wandte ich mich ab und verließ die Lichtung. Meine Hände waren frei für den Speer. Keuchend, stolpernd, folgte meine Sklavin mit der schweren Beute.

Ich blickte zwischen den Bäumen empor. »Es wird dunkel«, sagte ich. »Wir werden die anderen vor Einbruch der Nacht nicht mehr erreichen können. Wir schlagen im Wald ein kleines Lager auf und marschieren am Morgen weiter.«

»Ja, Herr«, sagte sie.

»Der Tarsk ist fertig«, sagte sie.

Ich nahm ein Ende des Spießes in beide Hände und hob den Tarsk vom Feuer, um ihn auf einige Blätter zu legen.

Anschließend hockte ich daneben nieder und begann das Tier bis zum Spieß aufzuschneiden. Ich hob den Blick. Das Mädchen, das am Feuer kniete, beobachtete mich. Ich schnitt mir Scheiben des Fleisches ab und aß. Nachdem ich meinen Appetit gestillt hatte, überließ ich auch dem Mädchen ihren Teil. Sie nahm das Stück in beide Hände und begann zu essen, ohne den Blick von mir zu nehmen.

Nach einer Weile wischte ich mir mit dem Unterarm über das Gesicht. Ich hatte meine Mahlzeit beendet. Wieder blickte ich zu dem Mädchen hinüber. »Möchtest du mehr?« fragte ich.

»Nein, Herr.«

Dann legte ich mich seitlich nieder, den Kopf in die Hand gestützt, und betrachtete meine wunderschöne Sklavin. Es ist sehr angenehm, Frauen zu besitzen.

Die blonde Barbarin betrachtete die Fesseln, die ich ihr angelegt hatte.

»Herr?« fragte sie. »Müssen Sklavinnen gefesselt werden?« fragte sie.

»Nicht alle«, antwortete ich. »Denn nicht alle Mädchen wollen fliehen.«

»Ich hätte Angst zu fliehen, Herr«, sagte sie.

»Du hast in Port Kar zu fliehen versucht«, sagte ich. Ich hatte sie eingefangen und gefesselt und zu Ulafi zurückgebracht, der zu der Zeit ihr Herr war. Es war mein Ziel gewesen, sie nach Schendi bringen zu lassen, damit ich ihren Verkäufen folgen und die Spur zu Shaba finden könnte, dem Verräter an den Priesterkönigen.

»Damals wußte ich nicht im geringsten, was es bedeutet, Sklavin auf Gor zu sein«, entgegnete sie.

»Jetzt aber begreifst du davon ein wenig, wie?« fragte ich.

»Ja«, sagte sie und neigte den Kopf. »Und es ist seltsam. Ich hätte mir in meinem ganzen Leben nicht träumen lassen, daß ich jemals vor einem Mann knien und ihm sagen wollte, daß ich bereit sei, ihm zu Gefallen zu sein, wie es ihm beliebt. Aber er befiehlt es mir nicht.«

»Wenn du wolltest«, sagte ich, »könntest du mir sicher auf die eine oder andere Weise zu Gefallen sein.«

»Aber ich bin Sklavin«, sagte sie.

»Genau«, erwiderte ich.

»Du weißt doch genau, nicht wahr«, fragte sie, »daß ich dich als Sklavin erfreuen möchte?«

»Natürlich«, sagte ich.

»Dann befiehl es mir!« flehte sie mich an.

»Nein.«

»Aber ich bin eine Frau von der Erde!«

»Nicht mehr«, gab ich zurück. »Du bist jetzt eine goreanische Sklavin.«

»Ja, Herr«, sagte sie und stand auf. »Ich habe auch meine

Bedürfnisse«, sagte sie. »Und ich möchte meinem Herrn dienen.«

Ich zuckte die Achseln.

Plötzlich barg sie den Kopf in den Händen und schluchzte. »Ich wage es nicht!« rief sie. »Befiehl es mir! Befiehl es mir!«

»Nein«, sagte ich. Ich hatte keine Eile.

Nach einiger Zeit nahm sie die Hände aus dem Gesicht und wischte sich die Tränen ab. »Binde mich für die Nacht an!« forderte sie.

»Na schön«, sagte ich.

»Nein!« rief sie erschrocken. »Nein!«

»Na schön«, wiederholte ich.

Sie richtete sich auf. Sie lächelte. In ihren Augen standen Tränen. »Was ich nun tun will, tue ich aus eigener freier Entscheidung. Ich habe sexuelle Bedürfnisse. Ich möchte meinem Herrn die Dringlichkeit dieser Bedürfnisse vor Augen führen und hoffe, er wird sich meiner erbarmen und sie befriedigen. Ich hoffe außerdem, daß mein Herr mich nicht völlig abstoßend findet.«

Sie legte den Kopf in den Nacken und schluchzte freudvoll auf. Die Sklavin in ihr war endlich aus ihrem Verlies frei. Sie würde nie in die Enge des Gefängnisses zurückkehren.

»Ich bin frei«, flüsterte die blonde Barbarin. »Endlich bin ich frei!«

»Überleg dir, was du da sagst!« ermahnte ich sie.

»Ja, Herr.«

»Ich fühle mich so frei«, sagte sie und betrachtete mich mit tränenvollen Augen.

»Auf eine Weise bist du frei, auf eine andere nicht. Emotionell hast du dich befreit, du bist plötzlich zufrieden mit dir selbst. In welcher Beziehung du nicht frei bist, liegt auf der Hand. Du bist Sklavin und deinem Herrn ausgeliefert.«

»Ja, Herr«, hauchte sie.

Und ich umfaßte ihre Oberarme und drückte sie sanft, aber unaufhaltsam rückwärts.

»Ja, Herr«, wiederholte sie.

»Es ist hell, Herr«, sagte sie leise.

Ich erwachte, rollte herum und stemmte mich auf einen Ellbogen. Ich betrachtete sie in der feuchtschimmernden Morgendämmerung. Sie lag neben mir.

»Wir müssen bald weiter«, sagte ich.

»Ja, Herr«, erwiderte sie. Sie war wunderschön. »Ich war in meinem ganzen Leben noch nie so glücklich«, flüsterte sie.

»Du bist Janice«, sagte ich - und gab ihr damit ihren Namen.

»Danke, Herr«, sagte sie und legte den Kopf in den Nacken.

Ich hatte sie im Lauf der Nacht mehrere Male den hilflosen Sklavenorgasmus erleben lassen, der ihr bisher verschlossen gewesen war.

»Ich wußte gar nicht, daß es solche Empfindungen überhaupt gibt«, sagte sie verträumt.

»Nur die Sklavin ist dazu fähig«, sagte ich, über ihr stehend.

»Ich liebe dich, Herr«, sagte sie.

»Zweifellos wirst du oft gekauft und verkauft werden, Sklavin«, sagte ich, »und wirst viele Herren haben.«

»Ich werde versuchen, meine Herren zu lieben.«

»Das ist sicher klug.«

»Ja, Herr«, sagte sie lächelnd. Ich betrachtete sie. Vielleicht würde sie eines Tages ihren Liebesherrn finden - der Mann, für den sie die vollkommene Liebessklavin war. Ich versetzte ihr einen Tritt in die Flanke. »Aufstehen!« befahl ich.

»Ja, Herr«, sagte sie.

Ich hockte mich nieder und aß etwas Tarskfleisch. Dann zog ich ein Stück Rindentuch aus meinem Gürtel und warf es ihr hin. »Zieh dich an!«

»Ja, Herr«, antwortete sie lächelnd. Sie wand sich das Stück Stoff um die Hüfte und steckte es fest. Anschließend rückte sie das Gewand noch ein wenig tiefer auf die Hüften, damit die hübsche Rundung ihres Bauches gut zur Geltung kam.

»Gefalle ich meinem Herrn?« fragte sie.

»Ja.«

Lächelnd drehte sie sich vor mir und fiel mir dann hingebungsvoll in die Arme.

»Wir müssen weiter«, sagte ich. Dann aber drückte ich sie erneut zu Boden.

Ich warf ihr den Rest des Tarsk über die Schultern. Sie taumelte ein wenig unter der Last. Dann richtete sie sich wieder auf.

»Ich weiß, warum die meisten Sklavinnen ihren Herren nicht ausreißen wollen«, sagte sie.

»Warum denn?« fragte ich.

»Weil wir sie lieben und ihnen gefallen wollen«, sagte sie. Ich drehte sie herum und stieß sie in die Richtung unseres Hauptlagers, in dem Kisu und die anderen auf uns warteten.

Dann folgte ich ihr.

»Har-ta, Kajira!« rief ich. »Schneller, Sklavin!« trieb ich sie an.

»Ja, Herr«, sagte sie.

-35-

»Bitte fessele mich heute abend nicht, Herr!« flehte Tende.

»Sei still!« rief Kisu und band ihr die Hände.

Es war eine Woche her, seit wir von der Höhe des Wasserfalls aus die Flottille Bila Hurumas weit hinter uns ausgemacht hatten.

»Janice«, flüsterte Tende.

Janice, die nicht angebunden war, kroch zu der anderen Sklavin, die sich in eine sitzende Position hochgemüht hatte. »Herrin?« fragte Janice.

»Wie kann ich Kisu noch mehr gefallen?« fragte das Erste Mädchen in unserer Gruppe.

»Fühlst du tief in deinem Herzen, daß du Sklavin bist?« fragte Janice.

»Ja.«

»Dann diene ihm auch als Sklavin, und zwar rückhaltlos«, sagte Janice.

»Das werde ich tun.«

Die beiden Mädchen unterhielten sich auf Goreanisch. Kisu hatte mich gebeten, Janice und Alice zu befehlen, Tende Unterricht zu geben. Ich war einverstanden. In den Wochen unserer Flußfahrt hatte sie sich gute Kenntnisse angeeignet, so daß sie das Goreanische schon einigermaßen fließend beherrschte. Tende war eine intelligente Frau. Natürlich profitierte auch Kisu von diesen Lektionen. Vielleicht hatte er sich den Unterricht zum Teil auch im eigenen Interesse erbeten. Auch ich fand es gut, daß sich Kisu und Tende in der Sprache besser auskannten - angesichts der Zusammensetzung unserer Gruppe war Goreanisch wirklich das beste Verständigungsmittel.

Janice kehrte an meine Seite zurück.

»Mich hat er gefesselt, und dich nicht«, klagte Alice, die einige Fuß entfernt von mir niederkniete.

»Ach, halt den Mund!« sagte Janice.

»Binde mich los, ich will dir dienen«, flehte Alice.

»Nein, ich werde ihm dienen.«

»Herr!«

»Sei still, oder ich kratze dir die Augen aus!«

Einer der unschöneren Aspekte der Sklavenhaltung ist zuweilen die Konkurrenz unter den Mädchen. Solche Rivalitäten können einem auf die Nerven gehen, sind aber wohl nicht zu vermeiden.

»Geht schlafen, ihr beide!« befahl ich, ehe es zu weiteren Auseinandersetzungen kommen konnte.

»Ja, Herr«, sagte Alice.

»Ja, Herr«, antwortete Janice.

»Dort«, sagte Ayari und deutete mit ausgestrecktem Arm. Wir setzten das Kanu ab, das wir an dem rauschenden Katarakt vorbeitragten.

Inmitten der Felsen erblickten wir die Überreste des Hecks einer Flußgaleere. Gebrochene Planken, trocken und heiß, ragten ins Sonnenlicht, während das eigentliche Heck weiter unten feucht und schwarz zwischen den Steinen festgeklemmt war, umschäumt von den tobenden Fluten.

Das Steuerruder hing zerbrochen zur Seite herab.

Ich watete zu dem Wrack hinaus. Es gab dort aber nichts zu finden, was das Bergen lohnte.

»Das Ding kann viele Pasang weit den Fluß herabgespült worden sein«, sagte Ayari.

Ich nickte. Vor langer Zeit hatten wir schon einmal ein Stück aus dem Fluß gefischt, welches vielleicht Zeugnis von einem Unglück auf dem Fluß ablegte - eine Truhe mit Tauschware, die wir anschließend zu unserem Vorteil hatten verwenden können. Wrackteile hatten wir jedoch nicht gesehen. Vielleicht war die Truhe also nur nicht richtig festgezurrert gewesen und über Bord gespült worden. Andererseits mochte ein Boot gekentert sein. Allerdings hatten wir keine Überreste gefunden. Soweit wir wußten, war dies also das erste Boot, das Shaba verloren hatte.

Ich stemmte die Schulter gegen das Holz. Dann drückte ich mit dem Rücken dagegen. Ich preßte die Stücke los und sorgte dafür, daß die Strömung das Holz mitriß, wirbelnd, nach Westen.

Anschließend kehrte ich ans Ufer zurück. Shaba verfügte nur noch über zwei Galeeren.

»Klug von dir, das Wrack loszumachen«, sagte Kisu und sah sich um. »Je weniger Hinweise es gibt auf Fremde am Fluß, desto sicherer werden wir alle sein.«

Ich schaute mich ebenfalls zum Dschungel um. Es schien alles ruhig zu sein. »Ja«, erwiderte ich. »Aber ich hätte das Stück sowieso freigemacht.«

»Warum?« erkundigte sich Kisu.

»Es sind die Überreste eines Schiffes. Sie sollten frei sein.« Wie konnte ich Kisu, einem Binnenländer, die Gefühle von Männern nahebringen, die die Wogen des Thassa erlebt hatten?

»Mich wirst du nicht befreien, Herr, nicht wahr?« fragte Janice.

»Nein«, sagte ich, »denn du bist eine Frau.«  
Und wir hoben das Kanu an und setzten unseren beschwerlichen Weg fort.

-37-

Der Häuptling, der auf seinem niedrigen Schemel saß, deutete auf Tende. Kisu hielt ihm Perlenketten aus purpurnem Glas hin. Der Häuptling schüttelte energisch den Kopf und deutete erneut auf Tende.

Tende kniete neben Kisu. In den Wochen, die seit ihrer Unterhaltung mit Janice vergangen war, hatte sie sich zur hervorragenden Liebessklavin entwickelt. So etwas läßt sich schwerlich verbergen. Die Augen des Häuptlings, die das Mädchen musterten, funkelten.

Kisu schüttelte ablehnend den Kopf.

Obwohl Tende ihrem Herrn die große Zuneigung mehr als einmal bewiesen hatte, achtete er strengstens auf Sicherheit, damit ihm seine Sklavin nicht entflohe.

»Wir sollten von hier verschwinden«, sagte Ayari nervös.

»Ja«, stimmte ich ihm zu.

Wir standen auf und schoben uns durch die Gruppe der Dorfbewohner. Der Häuptling rief etwas hinter uns her, doch wir gingen weiter. Ich stieß einen Mann zur Seite. Wir hasteten zum Kanu und schoben es überstürzt auf den Fluß hinaus.



Ayari kehrte ans Lagerfeuer zurück.

Plötzlich fuhr er erstaunt zusammen. »Janice ist ja hier!« rief er.

»Ja«, sagte ich. Janice und Alice blickten zu ihm empor.

»Was ist?« wollte Kisu wissen.

»Ich dachte, ich hätte sie eben noch im Wald gesehen«, sagte er. »Hat sie nicht Holz gesammelt?«

»Nein«, sagte ich und sprang auf. »Führ mich an die Stelle, an der du sie gesehen haben willst.«

»Dort«, sagte Ayari kurze Zeit später und deutete auf eine Stelle zwischen einigen Bäumen.

Wir untersuchten die Fläche. Ich hockte mich nieder und betrachtete den Boden im Mondlicht. »Ich sehe keine Spuren«, bemerkte ich.

»Zweifellos eine Täuschung, die durch Licht und Schatten hervorgerufen wurde«, sagte Ayari.

»Zweifellos«, sagte ich.

»Kehren wir ins Lager zurück«, sagte er.

»Dort rechts liegt ein Dorf«, sagte Ayari.

In den letzten sechs Tagen waren wir an zwei Dörfern vorbeigefahren. Bei unserer Annäherung waren Männer mit Schilden und Speeren ans Ufer geeilt und hatten uns mit drohenden Bewegungen abgewehrt. Wir waren in der Mitte des Flusses geblieben und weitergefahren.

»Am Ufer sind Frauen und Kinder«, stellte Ayari fest. »Sie winken uns heran.«

»Wie angenehm, mal ein friedliches Dorf zu erleben«, sagte Alice.

»Gehen wir an Land«, sagte Ayari. »Vielleicht können wir Obst und Gemüse eintauschen und Informationen sammeln über den Mann, den du suchst, den Mann, der da Shaba genannt wird.«

»Es muß sehr angenehm sein, mal wieder in einer Hütte zu schlafen«, sagte Janice. Nachts regnet es oft im Dschungel, meistens vor der zwanzigsten Ahn.

Wir steuerten das Kanu auf das Ufer zu.

»Wo sind die Männer?« fragte ich.

»Ja«, griff Kisu meine Frage auf, »wo sind die Männer?« Unser Kanu war noch etwa vierzig Meter vom Ufer entfernt. »Paddel halt!« sagt Ayari.

»Sie lauern hinter den Frauen!« rief ich.

»Wendet das Kanu!« sagte Kisu heftig. »Beeilt euch! Paddelt!«

Als die Horde der Frauen und Kinder sah, daß wir kehrten, lief sie auseinander. Dahinter wurden Dutzende von Männern sichtbar, die Speere und Schilde, Messer und Pangas schwingend zum Wasser herabstürzten und dabei ein lautes Geschrei anstimmten.

Ringsum klatschten Speere ins Wasser. Die Waffen tauchten kurz unter und wirbelten dann mit der Strömung davon.

Einer der Männer, die uns nachschwammen, erreichte das Boot. Ich stieß ihn mit dem Paddel zurück.

»Paddelt! Schnell!« forderte Kisu.

Wir blickten uns um. Es wurden jedoch keine Kanus ins Wasser geschoben.

»Sie verfolgen uns nicht«, sagte Ayari.

»Vielleicht wollten sie uns nur vertreiben«, meinte Alice.

»Vielleicht«, sagte Ayari, »kennen sie den Fluß besser als wir und möchten ihn in östlicher Richtung nicht befahren.«

»Möglich«, sagte ich.

»Was sollen wir tun?« fragte Ayari.

»Weiterfahren«, sagte Kisu.

Ich blickte zu den Sternen empor.

Ich lauschte auf die Geräusche des Dschungels und das leise Knacken des Holzes in unserem Lagerfeuer.

»Haßt du mich, Herr?« fragte Tende, die neben Kisu kniete.

»Nein«, antwortete er.

»Gefalle ich dir nicht wenigstens ein wenig?«

»Möglich.«

»Ich liebe dich«, sagte sie.

»Möglich«, sagte er.

»Kannst du mir nicht vertrauen - nur ein wenig?« fragte sie.

»Ich will es aber nicht.«

»Es ist seltsam«, sagte sie. »Die anderen Mädchen schlafen unbehindert neben ihrem Herrn, während ich, die ich dir hilflos ergeben bin, stets meine Fesseln trage.«

Er sagte nichts.

»Wie kann ich dich von meiner Liebe überzeugen?« fragte sie. »Wie kann ich dein Vertrauen verdienen?«

»Keine Sorge, kleine Sklavin, du bist weder mehr noch weniger als die beiden. In eurem Sklavendasein seid ihr euch alle gleich.«

»Ich bin aber die einzige gefesselte Sklavin«, sagte sie.

»In der Tat.«

»Könntest du nicht wenigstens meine Fußgelenke losmachen?«

»Ah, du bist eine raffinierte kleine Sklavin, Tende!« sagte er und beugte sich zu ihr.

»Aufpassen!« rief Ayari.

Das Gebilde schien aus dem Wasser zu zischen und sich über den ganzen Fluß zu erstrecken.

Naß und rechteckig erhob es sich vor uns, ein Netz, eine Barriere aus miteinander verknüpften Lianen.

»Durchschneiden!« brüllte Kisu.

Im gleichen Augenblick hörten wir Geschrei hinter uns.

Von beiden Ufern, jeweils etwa zweihundert Meter zurück, wurden Dutzende von Kanus ins Wasser geschoben.

»Durchschneiden!« wiederholte Kisu.

Mit dem Messer hackte Ayari auf die Lianen ein.

Wir steuerten das Kanu quer vor das Netz, damit ich und Kisu mit unseren Pangas ebenfalls die Netzwand bearbeiten konnten, die, vom Ufer her ausgelöst, vor uns emporgeschossen war.

Das Geschrei hinter uns wurde lauter.

Die Falle, mit Gewichten dicht unter der Wasseroberfläche festgehalten, wird von zwei Lianenseilen ausgelöst, die über Baumäste führen und auf die von verborgenen Gerüsten zum Straffspannen ein schwerer Baumstamm gerollt oder geworfen wird. Zweifellos war ein Signal gegeben worden, das wir irgendwie übersehen hatten.

Der scharfe Stahl unserer Pangas trennte die dicken Lianen. Die aus den Strünken geschlagene Feuchtigkeit regnete auf uns nieder.

»Bringt das Kanu hindurch!« rief Kisu.

Wir drehten das kleine Boot. Dicht neben uns fauchte ein Speer ins Wasser. Ayari hob Lianen zur Seite. Das Kanu zwängte sich durch die Barriere.

»Paddelt!« rief Kisu. »Paddelt um euer Leben!«

»Tarl«, flüsterte Ayari.

»Ja?«

»Wir müssen dieses Dorf verlassen«, sagte er.

Vier Monate waren vergangen, seit wir von der Höhe der gewaltigen Wasserfälle die zahlreichen Schiffe und Kanus Bila Hurumas weit hinter uns entdeckt hatten. Wir wußten gar nicht, ob sie uns noch immer verfolgten oder nicht. Auch hatten sich keine neuen Hinweise auf Shaba gezeigt, der den Fluß vor uns befuhr. Vor einem Monat waren wir dem Lianennetz entkommen und anschließend unseren Verfolgern, wobei uns die Dunkelheit zu Hilfe kam. Nachts war für diese Menschen der Fluß nicht der richtige Ort. Mit knappen Worten ist es leider nicht möglich, die Pracht und Länge des Flusses zu schildern und seine vielen hundert geographischen Besonderheiten, die Vielfalt des pflanzlichen und tierischen Lebens, die hier anzutreffen ist. Der Fluß selbst scheint eine ganz eigene Welt zu sein, gar nicht zu reden von den Wundern, die sich in den angrenzenden Territorien finden. Der Strom war wie eine Straße in das Staunen, ein leuchtender, gefährlicher, verzauberter Weg, der in den Kern reicher, bisher unbekannter Länder führte. In seiner Rauheit, Weite, Ruhe und Erregung war der Strom wie ein Schloß, das wir öffnen wollten, das Schloß zu einer neuen, frischen Welt, grün, geheimnisvoll, grenzenlos. Da ich kein Geograph war, vermochte ich die Reichtümer und Möglichkeiten, die mich umgaben, nicht recht zu beurteilen. Ich hatte an einigen Klippen Spuren von Kupfer und Gold ausgemacht. Im Fluß und in den Wäldern wimmelte es von Leben. Allein die Vorräte an Holz, Heilpflanzen und Fasermaterialien waren unvorstellbar. Der Fluß erschloß eine neue Welt, wunderschön, unerforscht, gefährlich. Es war sicher unmöglich, seine Bedeutung richtig einzuschätzen.

»Was ist los?« fragte ich.

»Ich habe mich bei Dunkelheit im Dorf umgesehen«, flüsterte Ayari.

»Ja und?«

»Dabei habe ich die Abfallgrube gefunden«, sagte er.

»Innerhalb der Mauern?« fragte ich.

»Ja.«

»Das ist seltsam«, stellte ich fest. Normalerweise brachte ein Dorf seine Abfälle außerhalb des Dorfbereichs unter.

»Ich hielt das auch für seltsam«, sagte Ayari, »bis ich mir die Freiheit herausnahm, die Abfälle zu untersuchen.«

»Ja?«

»Es befinden sich menschliche Knochen darunter.«

»Das ist zweifellos der Grund, warum sich die Grube innerhalb der Mauern befindet«, sagte ich.

»Ich nehme es auch an«, stimmte mir Ayari zu. »So können ahnungslose Fremde nicht gewarnt werden, ehe sie das Dorf betreten.«

»Die Leute schienen ganz nett zu sein«, sagte ich. Ich mußte jedoch zugeben, daß sie nicht gerade die attraktivsten Menschen waren, die ich je gesehen hatte. Ihre Zähne waren spitz zugefeilt.

»Ich traue niemandem, ehe ich weiß, was er ißt«, sagte Ayari.

»Wo sind die Männer des Dorfes?« fragte ich.

»Sie schlafen nicht«, sagte Ayari. »Sie haben sich in einer der Hütten versammelt.«

»Ich wecke Janice und Alice«, sagte ich. »Sag du Kisu und Tende Bescheid.«

»Ja«, flüsterte er.

Wenige Ahn später schlichen wir uns mitsamt unserer Habe aus dem Dorf. Als wir die Dorfbewohner zornig losschreien hörten und am Ufer Fackeln ausmachten, waren wir bereits auf dem Fluß in Sicherheit.

»Seht doch, wie groß es ist!« sagte Ayari.

»Ich glaube nicht, daß es ein Kanu angreift«, sagte Kisu.

Ayari schob das Wesen mit seinem Paddel fort. Mit einem Schwanzschlag verschwand es unter Wasser.

»Ich habe so etwas schon einmal gesehen«, sagte ich,

»allerdings waren die Wesen da nur etwa sechs Zoll lang.«

Die Kreatur, die neben uns aufgetaucht war, war etwa zehn Fuß lang und tausend Pfund schwer und besaß Schuppen und große, vorspringende Augen. Außerdem verfügte es über Kiemen, atmete aber hörbar Luft, während es uns betrachtete. Es ähnelte den winzigen Lugenfischen, die ich zuvor am Fluß bemerkt hatte, den Geschöpfen, die sich an den Wurzeln der Uferbäume festklammerten und sich oft auch auf dem Rücken von Tharlarion sonnten - in der kleinen Form wurden sie Gint genannt.

»Ach, ihr Männer!« rief eine Stimme. »Ihr Männer! bitte helft mir! Habt Mitleid mit mir! Helft mir!«

»Sieh doch, Herr!« rief Alice. »Dort, dicht am Ufer. Ein weißes Mädchen!«

Sie besaß schlanke Beine und dunkle Haare. Sie trug ein kurzes Fell. Sie lief zum Wasser herab. Ihre Hände waren nicht gefesselt, doch von jedem Arm hing ein festgeknotetes Stück Seil herab. Es sah aus, als wäre sie gefesselt gewesen und hätte sich irgendwie befreien können.

»Bitte rettet mich!« rief sie. »Helft mir!«

Ich schaute mir das Fellstück an, das sie trug. Ich bemerkte, daß an ihrem Arm ein goldener Reifen funkelte und um ihren Hals eine Kette aus Klauen lag. Um ihre Hüfte führte ein Gürtel mit einer Dolchscheide, die jetzt aber leer war.

»Rettet mich bitte, ihr edlen Herren!« rief sie. Sie watete einige Fuß ins Wasser heraus. In einer unterwürfigen Geste streckte sie die Arme aus. Sie war sehr schön.

Ich betrachtete den Wald hinter ihr. Die Bäume bildeten eine dichte Mauer, das Unterholz am Fluß war undurchdringlich.

Kisu und ich tauchten die Paddel ein.

»Herr!« rief Janice. »Du kannst sie doch nicht hier zurücklassen!«

»Still, Sklavin!« sagte ich zu ihr.

»Ja, Herr«, antwortete sie und unterdrückte ein Schluchzen. Gehorsam paddelte sie weiter.

»Bitte, bitte, helft mir doch!« hörten wir das Mädchen rufen.

Dann waren wir an ihr vorbei.

»Seht!« rief Alice. »Dort ist ein anderes Mädchen!«

Am Ufer stand ein zweites Mädchen an einem Pfosten.

Schwere Ketten hielten sie fest. »Bitte helft mir!« rief auch sie und versuchte sich von den Ketten zu befreien. Wie das erste Mädchen trug sie ein knappes Fell und ein Arm- und Halsband.

Wir nahmen die Paddel aus dem Wasser.

»Ein hübsches Mädchen«, stellte Kisu fest.

Ich stimmte ihm zu.

»Bitte helft mir!« rief das Mädchen. »Rettet mich! Habt Mitleid mit mir: Man hat mich hier ausgesetzt, damit ich sterbe. Habt Mitleid! Helft!«

»Bitte habt Mitleid mit ihr, ihr Herren!« flehte Janice. »Ihr könnt sie hier doch nicht einfach sterben lassen!«

»Ich glaube, wir haben uns hier schon lange genug aufgehalten«, sagte Kisu und sah sich um. »Dies ist ein gefährlicher Ort.«

»Ich bin ganz deiner Meinung«, sagte ich.

»Bitte fahrt nicht ohne sie weiter«, flehte Alice, und Janice tat es ihr nach. »Bitte, Herr!« bat auch Tende für das Mädchen am Ufer.

»Wie dumm ihr doch seid!« rief Kisu. »Merkt ihr nicht, daß das eine Falle ist?«

»Herr?« fragte Tende verständnislos.

»Sie sprechen Goreanisch«, erklärte ich. »Folglich sind sie nicht hier im Dschungel geboren worden. Das müßtest du allein an ihrer weißen Hautfarbe sehen. Denkt an das erste Mädchen zurück. Allein die Länge der Fesseln war ungewöhnlich. So wird eine Sklavin niemals gebunden. Außerdem waren die Enden des Seils nicht abgerissen, sondern



sauber geschnitten worden. Wie soll das wohl zugegangen sein?«

»Das weiß ich nicht, Herr«, sagte Janice.

»Außerdem war auffallend, daß sie noch den Gürtel und die Dolchscheide hatte. Bei jeder richtigen Gefangennahme wäre sie so etwas auf der Stelle losgeworden, ganz zu schweigen von ihrer Kleidung. Wozu braucht eine gefangene Frau so etwas?«

»Außerdem zeigte ihre Haut keine Spuren der Gefangennahme«, sagte Kisu.

»Es gibt weitere Hinweise, daß diese Mädchen nicht das sind, was sie zu sein vorgeben«, fuhr ich fort. »Zum Beispiel die Art der Fesselung des Mädchens am Pfosten. Woher haben Waldbewohner Ketten?«

»Helft mir!« rief das Mädchen.

»Wie lange stehst du schon am Pfosten?« rief ich ihr zu.

»Zwei Tage!« schluchzte sie. »Bitte hab Mitleid mit mir!«

»Zweifelt du noch?« fragte ich Janice. »Sie ist bei bester Verfassung. Sie kann unmöglich schon zwei Tage hier stehen.«

»Nein, Herr«, sagte Janice leise.

»Und wenn sie über Nacht hier gestanden hätte, wären sicher die Tharlarion längst über sie hergefallen. Mir bereitet die ganze Szene Unbehagen. Der Dschungel zu beiden Seiten ist so dicht, daß sich ohne weiteres gefährliche Horden darin verbergen können.«

»Vielleicht sollten wir uns beeilen«, sagte Tende und blickte sich um.

»Nimm deine Paddel«, sagte Kisu. »Paddele weiter.«

»Bitte haltet an!« rief das Mädchen am Pfosten.

Als wir langsam weiterglitten, schauten wir zurück. »Ihnen nach!« rief das Mädchen plötzlich. Ihre Ketten glitten zu Boden. Sie beugte sich ins Gras und ergriff einen leichten Speer. Im Unterholz ringsum erschienen zahlreiche ähnlich gekleidete und bewaffnete Mädchen. Kanus wurden ins Wasser geschoben.

»Vielleicht wirst du jetzt etwas lebhafter paddeln«, sagte ich.

»Ja, Herr!« rief Janice.

Acht Kanus nahmen die Verfolgung auf. In jedem Kanu saßen fünf bis sechs Mädchen. Im Bug des ersten Fahrzeugs hockte das blonde Mädchen, das die Angekettete gespielt hatte. Das zweite Boot wurde von der dunkelhaarigen Schönheit kommandiert, die wir zuerst gesehen hatten. Noch immer baumelten ihr die Seilenden an den Armen.

»Können sie uns einholen?« rief Alice nervös.

»Vermutlich nicht«, sagte ich. »In keinem Kanu sitzen mehr als sechs Paddlerinnen. Wir sind ebenfalls zu sechst, und drei davon sind Männer.«

In weniger als einer Viertel-Ahn hatten wir den Vorsprung vor unseren Verfolgerinnen erheblich ausgebaut.

»Erinnerst du dich, Janice?« fragte ich. »In einem der Dörfer, die wir vor langer Zeit besuchten, erkundigte sich ein Mann, ob du eine Taluna wärst.«

»Ja«, sagte sie.

»Die Mädchen hinter uns«, erklärte ich, »sind Talunas.«

Nach einer halben Ahn waren die Kanus der Verfolgerinnen weit zurückgefallen. Nach wenigen weiteren Ehn gaben sie die Verfolgung auf.

»Ich habe keine Kraft mehr, Herr«, sagte Alice.

Janice und Tende konnten den Rhythmus ebenfalls nicht mehr durchhalten. Sie atmeten schwer und vermochten kaum noch die Arme zu heben. »Das Paddel fühlt sich wie Eisen an«, seufzte Janice. Tende schluchzte. »Verzeih mir, Herr«, wandte sie sich an Kisu. Ihr Paddel prallte gegen die Bordwand und wäre ihr beinahe aus der Hand gefallen. Sie senkte den Kopf.

»Ruh dich aus«, sagte Kisu.

»Ruht euch aus«, sagte ich zu Janice und Alice.

Die Mädchen legten die Paddel ins Kanu. Alice und Janice mußten sich erbrechen. Zitternd und keuchend legten sie sich nieder.

Ayari, Kisu und ich paddelten weiter.

»Mach mit!« rief sie lachend und planschte im Wasser herum.

Wir befanden uns in einer Lagune, die vom Fluß abging und sich über eine Weite von etwa hundert Metern erstreckte. Ich stand am Ufer und hielt einen Eingeborenenspeer in der Hand. Es sah nicht so aus, als drohte Gefahr von Tharlions oder sonstigen Dschungelbewohnern, trotzdem konnte es nicht schaden aufzupassen.

Sie bot einen lieblichen Anblick, wie sie da im Wasser badete.

Wir hatten uns von der Hauptgruppe getrennt, um zu jagen, wie wir es zuweilen taten. Außerdem fand ich es recht angenehm, mit einer hübschen Sklavin allein zu sein.

»Wasch dich gut, Sklavin!« rief ich ihr zu. Im gleichen Augenblick glaubte ich im Dschungel hinter mir ein Rascheln wahrzunehmen. Es hörte sich nicht an, als sei dort ein Mann oder ein Tier gegangen. Es klang eher wie ein Wind, der sich zwischen Blättern bewegt. Dabei war es windstill.

Ich machte kehrt und begab mich einige Schritte weit in den Wald. Das Geräusch war nicht mehr zu hören. Vermutlich war es durch einen ungewöhnlichen Luftzug ausgelöst worden.

Plötzlich stieß das Mädchen in der Lagune einen Schrei aus. Sofort fuhr ich herum und rannte zum Waldrand zurück.

»Komm ans Ufer!« rief ich ihr zu.

Am anderen Ende der Lagune, wo ein kleiner Kanal zum Fluß führt, erblickte ich die Erscheinung, die das Mädchen erschreckt hatte. Es war ein großer Fisch. Sein schimmernder Rücken ragte mitsamt einer hohen Flosse halb aus dem Wasser, denn er stand im Begriff, sich über die Erdbarriere zu wälzen, die die Lagune vom Fluß trennte.

»Komm an Land!« wiederholte ich. »Schnell!«

Mit hektischen Bewegungen schwamm sie in meine Richtung. Einmal blickte sie zurück und schrie erneut. Jetzt war

nur noch die vierteilige Flosse auszumachen, die deutlich werden ließ, daß der Fisch sich ihr schnell näherte.

»Beeilung!« rief ich.

Schluchzend und keuchend mühte sie sich durch das flache Wasser und erstieg das mit Gras bewachsene Ufer.

»Wie schrecklich das war!« rief sie.

Und schrie schrill auf. Der Fisch hatte sich auf seine kräftigen, fleischigen Seitenflossen gestemmt und folgte ihr an Land. Sie machte kehrt und floh schreiend in den Dschungel. Mit dem Speerschaft stieß ich dem Fischwesen gegen die Schnauze. Die vorspringenden Augen richteten sich auf mich. Das große Maul schnappte nach Luft. Behäbig kletterte das Wesen ans Ufer. Ich trat einen Schritt zurück und sah zu, wie sich das Geschöpf auf Seiten- und Schwanzflosse stützte und das Wasser verließ, um sich mir zu nähern. Wieder brachte ich den Speergriff zum Einsatz, und das Fischtier versuchte, nach dem Holz zu schnappen. Die vorstehenden Augen betrachteten mich. Ich trat zurück.

Zuschnappend rückte das Geschöpf vor, doch ich wehrte es ab. Rückwärtsgehend zog ich mich zwischen die Bäume zurück, woraufhin das Tier innehielt. Ich nahm nicht an, daß es sich zu weit vom Wasser entfernen wollte. Nach kurzer Zeit kehrte es zur Lagune zurück und ließ sich mit dem Schwanz zuerst wieder ins Wasser gleiten. Ich kehrte ans Ufer zurück und erblickte das Wesen unter Wasser. Deutlich öffneten und schlossen sich die Kiemen. Es machte kehrt und entfernte sich mit langsamer Schwanzbewegung. Ayari und Kisu nannten solche Fische Gints. Ich war mit dieser Identifizierung einverstanden, denn eine Verwechslung mit ihren winzigen Artgenossen des Westens war auf keinen Fall möglich.

»Hilfe!« gellte eine Stimme - es war Janice. Eiligen Schrittes folgte ich dem Laut. Etwa fünfzig Meter vom Waldrand entfernt blieb ich stehen, denn ich hatte gut ein Dutzend kleiner Männer entdeckt, die eine kleine Senke säumten. Sie trugen Lendenschurze mit Lianengürteln, daran hingen in Schlingen Messer und kleine Werkzeuge. Bewaffnet waren sie mit Speeren und Netzen. Ich schätzte, daß von den

Gestalten keine größer als fünf Fuß war und mehr als achtzig Pfund wog. Die Gesichter hatten einen negroiden Einschlag, während die Haut eher kupferfarben als dunkelbraun oder schwarz war. Sie schienen nicht zu den üblichen schwarzen Rassen zu gehören, die großgewachsen und geschmeidig sind und lange Gliedmaßen besitzen, trotzdem schienen sie dieser Rassengruppe näher verwandt als jeder anderen, die ich kannte.

»Hilfe!« wiederholte sich Janices Flehen.

Ich betrachtete die kleinen Männer. Sie machten keinen bedrohlichen Eindruck. »Tal«, sagte einer von ihnen.

»Tal«, erwiderte ich. »Ihr sprecht Goreanisch?«

»Herr!« rief Janice.

Ich trat an den Rand der Senke. Wenige Fuß unter mir hing Janice in einem riesigen Netz. Mit einem Arm und einem Bein war sie durch das Gewebe gebrochen. Sie wurde nicht nur durch die Klebrigkeit der Netzsträhnen am Aufstehen gehindert, sondern auch von der Nachgiebigkeit des Materials - die Fasern dehnten sich elastisch, sobald das Mädchen daran Halt zu finden versuchte.

Ich wandte mich zu den kleinen Männern um. Sie wirkten durchaus friedlich. Aber keiner machte Anstalten, Janice zu helfen.

»Herr!« rief das Mädchen.

Ich sah mir die Sache genauer an. Das Netz geriet ins Zittern. Eine riesige Felsspinne näherte sich mit schnellen Bewegungen über das Netz. Ihr Körper war rundlich, haarig, braun und schwarz und hatte einen Durchmesser von etwa acht Fuß. Das Wesen hatte Knopfaugen und schwarze Kiefer, deren Gelenke sich außerhalb des Kopfes befanden.

Janice legte den Kopf in den Nacken und schrie angstvoll auf. Ich ließ mich den kleinen Erdhang hinabgleiten und erreichte den Netzrand. Ich zog meinen Speer und schleuderte ihn der Spinne von vorn entgegen. Die Spitze durchdrang den Körper und trat am anderen Ende beinahe wieder heraus. Das Geschöpf hob die beiden Vorderbeine und streckte sie aus. Dann wandte es sich in meine Richtung.

Kaum hatte es sich umgedreht, fort von dem Mädchen, begannen die kleinen Männer zu brüllen und zu kreischen und bohrten dem Geschöpf ihre Speere in den Körper. Verwirrt verharrte es auf dem Netz. Ich bewegte mich mit unsicheren Schritten am Rand der Senke entlang, wobei ich einmal ausglitt, und brachte meinen Speer wieder an mich. Er war benetzt von den klebrigen Körperflüssigkeiten des Arachniden. Ich drehte mich wieder um, hieb mit der Speerklinge zu und trennte ein Stück eines Spinnenbeins ab. Die Spinne griff an, und ich stieß ihr die Speerschneide ins Gesicht. Einige kleine Männer liefen um die Senke herum und schlugen zur Ablenkung mit Palmwedeln darauf ein. Die Spinne begann sich zu ereifern. Als sie sich den kleinen Gestalten zuwandte, schnitt ich ihr ein Stück eines Hinterbeines ab, woraufhin sie sich unsicher wieder in meine Richtung drehte. Ich wich zur Seite aus und hieb nach der Verbindung zwischen Hauptkörper und Unterleib. Die Flüssigkeit quoll hervor. Seitlich wich mir die Spinne aus. Ruckhaft wandte sie sich hierhin und dorthin. Die Kiefer öffneten und schlossen sich. Unkontrolliert trat ein Spinnenfaden aus einer der Unterleibsdrüsen. Die Spinne zog sich über das Netz zurück, und ich nahm mir den Kopf vor. Die kleinen Männer strömten an mir vorbei, erstiegen das eigentliche Netz und überfielen das Ungeheuer mit ihren Messern. Sie schnitten es in kleine Stücke. Ich kehrte zum oberen Rand der Senke zurück, den Speer in der Hand, der bereits zu trocknen begann. Janice lag nackt und zitternd im Netz. Das Rieseninsekt war auf den Rücken gerollt worden, und die kleinen Männer krabbelten darüber hin. Einige standen bis zu den Knien in dem toten Körper. Ich reinigte Griff und Klinge meines Speers. Als ich an den Schauplatz zurückkehrte, hatten die kleinen Männer das tote Ungeheuer zur Seite gerollt und waren an den Rand der Vertiefung zurückgekehrt. »Tal«, sagte der Anführer grinsend zu mir.

»Tal«, antwortete ich.

Ich blickte zu dem Mädchen hinab. Sie konnte keinen Halt finden.

Ich machte Anstalten, ihr den Speerschaft hinzuhalten, damit sie sich daran hochziehen konnte.

Sofort eilten die kleinen Leute auf mich zu und schüttelten die Köpfe. Sie versuchten mich zurückzuziehen.

»Nein«, sagte der Anführer. »Nein! Nein!«

Dieses Verhalten verwirrte mich. Ich erinnerte mich, daß die kleinen Männer ursprünglich um die Senke herumgestanden und sich Janices Not gelassen angeschaut hatten.

Sie waren offensichtlich nicht gewillt gewesen, ihr zu helfen, auch als das achtbeinige Ungeheuer in Erscheinung trat, um sein Opfer zu verschlingen. Doch als ich dann gegen das Ungeheuer kämpfte, hatten sie mich nach besten Kräften unterstützt. Während sie mir also freundlich gesonnen waren, schienen sie nicht die Absicht zu haben, die Sklavin Janice zu befreien. Aus irgendeinem Grunde wollten sie, daß ich sie hilflos dort liegen ließ, gnadenlos dem Dschungel ausgeliefert, unfähig, sich selbst zu befreien. Ich schob die kleinen Männer zurück. »Zurück!« forderte ich sie auf. Sie gehorchten. Sie waren nicht erfreut, aber ich hatte nicht den Eindruck, daß sie mich behindern wollten. Ich hielt Janice den Speerschaft hin, sie griff mit der freien Hand danach und wurde dann mit einer energischen Bewegung aus dem Netz in die Sicherheit des Dschungelbodens gehoben.

Als sie dann neben mir stand, begannen die kleinen Männer zu meiner Überraschung zu zittern, umringten sie, knieten verschüchtert nieder und verbeugten sich bis zum Boden.

»Was soll das?« fragte sie.

»Sie erweisen dir ihren Respekt«, sagte ich.

»Das verstehe ich nicht«, sagte sie erschrocken.

»Natürlich!« rief ich. »Jetzt weiß ich Bescheid!«

»Was ist denn?« fragte sie nervös.

»Richtet euch auf!« rief ich den kleinen Gestalten zu.

»Los, macht schon!«

Zögernd kamen die kleinen Männer meiner Aufforderung nach.

ich blickte Janice streng an. »Bist du nicht eine Sklavin in der Gegenwart freier Männer?« fragte ich.

»Verzeih mir, Herr!« rief sie und kniete hastig nieder. Die kleinen Gestalten musterten sie verblüfft und erschrocken.

»Neige den Kopf vor ihnen«, sagte ich.

Janice gehorchte. »Verzeiht mir, ihr Herren«, sagte sie.

Staunend starrten die kleinen Männer das Mädchen an.

»Steh auf«, sagte ich zu dem Mädchen und wandte mich an mein kleinwüchsiges Publikum.

»Dies ist eine Sklavin«, erklärte ich.

Sie berieten sich leise untereinander. Dabei benutzten sie nicht die goreanische Sprache.

»Wir sind die Sklaven der Talunas«, sagte einer der Männer, der Anführer.

Ich nickte. So etwas hatte ich, nach ihrem Verhalten zu urteilen, schon vermutet. Zweifellos hatten sie von den Talunas auch Goreanisch gelernt.

»Wir fischen und jagen für sie, wir weben Stoff und dienen ihnen«, sagte einer der Männer.

»Männer sollten nicht Sklaven von Frauen sein«, sagte ich. »Umgekehrt ist es richtig!«

»Wir sind klein«, sagte ein Mann. »Die Talunas sind zu groß und kräftig für uns.«

»Man kann sie einfangen und versklaven - wie jede Frau«, antwortete ich.

»Hilf uns, die Talunas loszuwerden«, sagte der Anführer.

»Ich habe weiter oben am Fluß etwas Wichtiges zu erledigen.«

Der Anführer nickte.

Dann machte ich kehrt und kehrte, gefolgt von meiner Sklavin, zur Lagune zurück. Zu meiner Überraschung folgten mir die kleinen Männer im Gänsemarsch. Am Wasser nahm ich den Rindentuch-Rock des Mädchens und ihre Perlen auf, die sie zum Baden abgelegt hatte, und gab ihr die Sachen zurück. Dann blickte ich auf den Wald und zur Sonne empor. Ich schätzte, daß es heute zum Jagen schon zu spät war. Schließlich drehte ich mich um und machte mich mit Janice auf den Rückweg zu unserem Lager. Und wieder folgten uns die kleinen Männer.



»Kisu!« rief ich besorgt. »Ayari! Tende! Alice!«

Das kleine Lager war verwüstet. Hier mußte gekämpft worden sein. Auf dem Boden schimmerte Blut.

»Sie sind fort«, sagte der Anführer der kleinen Menschen.

»Sie sind vom Mamba-Volk überfallen worden, das sich die Zähne spitz zufeilt.«

Das Wort »Mamba« bezeichnet in den Flußdialekten keine Giftschlange, wie man annehmen könnte, wenn man das entsprechende irdische Wort kennt - es wird vielmehr interessanterweise sehr allgemein auf die meisten Arten der gefährlichen Fluß-Tharlarion verwendet. Das Mamba-Volk war somit das Tharlarion-Volk. Die Angehörigen des Mamba-Volkes aßen Menschenfleisch. Das trifft auch auf den Tharlarion zu - und daher bezieht dieses Volk zweifellos seinen Namen.

»Woher weißt du, daß es das Mamba-Volk war?« fragte ich.

»Sie sind zu Fuß durch den Dschungel gekommen«, sagte der Anführer der kleinen Menschen. »Zweifellos haben sie euch verfolgt. Bestimmt wollten sie euch überraschen.«

»Woher weißt du, daß sie es waren?«

»Wir haben sie gesehen.«

»Dies ist unser Land«, bemerkte ein anderer. »Wir wissen viel von dem, was sich hier abspielt.«

»Habt ihr den Angriff gesehen?« wollte ich wissen.

»Wir wagten uns nicht zu nahe heran«, sagte ein anderer.

»Wir sind nur klein«, sagte jemand. »Es waren viele, und sie sind groß.«

»Wir sahen, wie die Angehörigen deiner Gruppe fortgeführt wurden«, sagte ein Mann.

»Sie lebten also noch«, stellte ich fest.

»Ja«, bestätigte jemand.

»Warum habt ihr mir nicht früher davon erzählt?«

»Wir dachten, du wüßtest von dem Angriff«, sagte einer der Männer, »und wärest geflohen, um dein Leben zu retten.«

»Nein«, sagte ich. »Ich war auf der Jagd.«

»Wir geben dir Fleisch, wenn du welches möchtest«, sagte

einer der kleinen Männer. »Wir haben vorhin ebenfalls gejagt - und mit Erfolg.«

»Ich muß versuchen, die anderen aus meiner Gruppe zu retten«, sagte ich.

»Das Mamba-Volk ist zahlreich«, sagte einer der Kleinschwachen. »Sie haben Speere und Messer.«

»Ich muß es zumindest versuchen«, beharrte ich.

Die kleinen Männer blickten sich an. Sie unterhielten sich kurz in einer Sprache, der ich nicht zu folgen vermochte. Nur wenige Worte waren ungefähr zu verstehen. Es besteht eine linguistische Verwandtschaft zwischen den meisten See- und Flußdialekten. Die Sprache, die hier erklang, wies jedoch kaum noch Ähnlichkeit auf mit Ushindi oder Ukungu.

Gleich darauf wandten sich die kleinen Menschen wieder zu mir um. »Tauschen wir Geschenke aus«, schlug der Häuptling vor. »Befreie uns von den Talunas, dann helfen wir dir.«

»Ihr müßt sehr mutig sein«, sagte ich.

»Wir können mutig sein«, antwortete einer der Männer.

»Ihr versteht euch auf die Jagd mit Speeren und Netzen«, sagte ich. »So sieht mein Plan aus.«

-45-

Leichtfüßig sprang ich in das Innere der Palisade der Talunas, in der mehrere kleine, strohgedeckte Hütten standen. Im Licht der drei Monde konnte man sich gut orientieren.

Leise, gelegentlich zum Lauschen innehaltend, kroch ich durch das Lager auf die mehr in der Mitte gelegenen Hütten zu. In einer hörte ich plötzlich das Klappern einer Kette; diese Hütte besaß einen Eingang, der von außerhalb verschnürt worden war.

Ich suchte mir die größte und schönste Hütte in der Mitte der Anlage aus.

Auf dem Bauch kriechend drang ich ein. Mondschein schimmerte durch das Strohdach und zwischen den Ästen

hindurch, die die Hüttenwände bildeten. Sie lag am Boden und schlief in ihren kurzen Fellen. Die Waffen lagen an der Außenwand. Das blonde Haar wallte lose um den Kopf. Es war das Mädchen, das sich, um uns zu täuschen, in Ketten an den Pfahl gestellt hatte. Bestimmt war sie die Anführerin der Talunas. Sie hatte während unserer Verfolgung die Kommandos gegeben. Außerdem teilte sie die Hütte nicht mit anderen Mädchen. Unruhig warf sie den Arm über den Kopf. Ich sah, wie sich ihre Hüften bewegten. Ich lächelte. Sie sehnte sich nach etwas! Während des Tages sind solche Frauen oft angespannt und unruhig, vielfach auch gereizt und ungerecht und Männern feindlich gesonnen. Sie war wunderschön. Im Sklavenkragen würde sie sich bestimmt gut machen.

Ohne weitere Umstände kniete ich mich über sie und hielt ihre Arme fest. Erschrocken wachte sie auf und wollte los-schreien - und darauf hatte ich gewartet: als sich ihr Mund öffnete, stopfte ich ihr den vorbereiteten Knebel hinein und band ihn fest. Ich drehte sie herum und fesselte sie. Dann warf ich sie mir über die Schulter und trat ins Freie. Die Pali-sade verließ ich ganz ungezwungen durch das Tor. Ich wollte eine deutliche Spur hinterlassen.

-46-

»Da sind sie! Jetzt haben wir sie!« rief das dunkelhaarige Mädchen mit den hübschen schlanken Beinen.

Ich hastete durch das Unterholz und zerrte das gefesselte Mädchen, das sich kaum auf den Beinen halten konnte, hinter mir her.

Die Talunas, gut vierzig Mädchen, hasteten schreiend hinter uns her und schwenkten ihre Waffen.

Als ich das schrille Überraschungsgeschrei hörte, gefolgt von zornigen und dann angstvollen Ausrufen, drehte ich mich um.

Ich band das blonde Mädchen an einer Palme fest und schlenderte zu den Netzen zurück.

Einige Talunas hatten sich in dem Gewebe verfangen und wurden von den kleinen Männern in Schach gehalten, die die Speere auf sie richteten. Etwa zwanzig kämpften einen sinnlosen Kampf gegen ein langes Lianengeflecht, das sie völlig einhüllte. Bei ihren Bemühungen behinderten sie sich gegenseitig.

Das erste Mädchen, das ich aus dem Netz zog, war das dunkelhaarige Mädchen - und in schneller Folge kamen die anderen, so daß wir schließlich eine Reihe säuberlich gefesselter Gefangener vor uns liegen hatten.

»Laß uns frei!« forderte das dunkelhaarige Mädchen und wand sich in den Fesseln.

»Da hätten wir also die mächtigen Talunas«, sagte ich. Einige kleine Männer schwenkten ihre Speere und tanzten singend auf und ab.

»In der Palisade der Talunas«, sagte ich, »habe ich eine Gefängnishütte bemerkt. Darin bewegten sich schwere Ketten. Vermutlich befindet sich ein männlicher Gefangener dort. Ich würde ihn erst losbinden, wenn genau bekannt ist, wer er ist. Vielleicht ist er ein Brigand. An eurer Stelle würde ich die Palisadensiedlung anschließend nach weiteren Wertsachen absuchen und dann niederbrennen.«

»Das tun wir!« sagte der Anführer der kleinen Menschen grinsend.

»Jetzt muß ich mich aber darum kümmern, meine Reisebegleiter zu befreien«, sagte ich.

»Ja, wir müssen uns beeilen«, sagte der Anführer. »Es wird nämlich am Fluß einen großen Kampf geben.«

»Einen Kampf?« fragte ich.

»Ja«, sagte er, »eine große Streitmacht kommt den Fluß herauf. Die Flußvölker schließen sich zusammen, um sie aufzuhalten.« Er blickte zu mir auf. »Es wird eine große Schlacht geben - wie nie zuvor am Fluß.«

Ich nickte. Ich hatte mir schon gedacht, daß es nur eine Frage der Zeit war, bis sich die Anwohner des Flusses zusammentaten, um Bila Hurumas Vormarsch zu beenden. Anscheinend war es jetzt bald soweit.

»Wie viele Männer bekomme ich mit?« fragte ich.

»Zwei oder drei würden ausreichen«, sagte der Anführer der kleinen Menschen, »aber weil wir dich so sehr mögen, werde ich dich mit neun Kämpfern begleiten.«

»Das mag großzügig gedacht sein«, erwiderte ich, »aber wie wollen wir das Lager des Mamba-Volkes mit so wenigen Männern stürmen?«

»Wir werden uns Verbündete suchen«, entgegnete er.

»Sie sind bereits ganz in der Nähe.«

»Wie viele werden das wohl sein?« fragte ich.

»So viele, daß ich sie nicht zählen kann«, antwortete er.

»Kannst du mir nicht einen Anhalt geben?« wollte ich wissen. Ich wußte, daß diese Menschen, die keine geschriebenen Traditionen, keine komplexe Anhäufung detaillierter Auflistungen und abstrakter Erfindungen kannten, sich natürlich nicht in mathematischen Begriffen ausdrücken konnten.

»Es werden so viele sein wie die Blätter an den Bäumen, wie die Sandstücke am Ufer«, antwortete er.

»Viele?« fragte ich.

»Ja.«

»Erlaubst du dir einen Scherz mit mir?« fragte ich.

»Nein«, gab er zurück. »Jetzt ist die Zeit der Wanderer.«

»Das verstehe ich nicht«, sagte ich.

»Komm mit.«

-47-

Das Innere der Palisadenmauern des Mamba-Volkes war hell erleuchtet. Ich hörte Musik und das Dröhnen von Trommeln wie auch den Gesang von Menschen und das Gegeneinanderschlagen von Stöcken beim Tanz. Ich kannte dieses Palisadendorf, denn von hier waren wir kürzlich bei Nacht geflohen.

Vor zwei Tagen hatte mich der Anführer der kleinen Menschen in den Dschungel geführt, fort von der Lichtung, auf der wir die hübschen Talunas bewachten.

Wir waren erst ein kurzes Stück durch den Dschungel

gezogen, als der Anführer der Kleinwüchsigen stilleheischend die Hand hob. Daraufhin hörte ich ein Geräusch, das ich schon einmal wahrgenommen hatte - ein Seufzen wie von einem schwachen Wind, der sich zwischen Blättern bewegt. Am Ufer der Lagune hatte ich diese Wahrnehmung gemacht, ohne sie zu verstehen.

Wir rückten weiter vor, und das Geräusch wurde deutlicher. Es war nun unverwechselbar als Rascheln oder Knistern auszumachen. Allerdings bewegte sich die Luft nicht. »Die Wanderer«, sagte der Anführer der kleinen Menschen und streckte den Arm aus.

Meine Nackenhaare begannen sich zu sträuben.

Ich erkannte, daß das Geräusch von unzähligen Millionen winziger Füße ausging, die über das herabgefallene Laub und die sonstigen Ablagerungen des Dschungelbodens schritten. In dieses Rascheln mischte sich vermutlich auch das beinahe unhörbare Knacken winziger Beingelenke und das Aneinanderreihen winziger schwarzer Exoskelette - Laute, die nur in der ungeheuren Anhäufung von Lebewesen Bedeutung gewannen.

»Geh nicht zu dicht heran«, sagte der Anführer.

Die Kolonne der Wanderer war etwa einen Meter breit.

Wie lang sie war, wußte ich nicht. Die Erscheinung erstreckte sich zu beiden Seiten durch den Dschungel, und zwar weiter, als ich von hier zu schauen vermochte. Solche Wandererkolonnen können viele Pasang lang sein. Die Anzahl der Einzelwesen, die eine solche Formation bilden, läßt sich schwer ermitteln. Vorsichtig geschätzt mögen es Dutzende von Millionen sein. Die Formation erweitert sich nur dann, wenn etwas Freßbares gefunden wird, dann kann sich eine Ausdehnung bis zu fünfhundert Fuß ergeben.

Niemand möge versuchen, eine solche Flut zu durchwatzen. Die Strömung der dahineilenden Fresser läßt kaum mehr als Knochen zurück.

»Suchen wir die Spitze der Kolonne«, sagte der kleine Mann.

Wir marschierten mehrere Stunden lang parallel zu den Geschöpfen durch den Dschungel. Einmal überquerten wir

einen Bach. Die Wanderer, die aus sich selbst lebendige Brücken bildeten und übereinanderkletterten, hatten mit diesem Hindernis keine Probleme. Als schwarz-raschelnde Masse zogen sie über umgestürzte Bäume und um Felsen und Palmen herum. Sie schienen nicht zu ermüden, sie wirkten unerschöpflich. Flankierende Wachen begleiteten die Kolonne. So bewegte sich die Masse wie eine gut gelenkte, endlose, flüsternde schwarze Schlange durch den grünen Regenwald.

»Marschieren diese Wesen auch bei Nacht?« fragte ich.

»Oft«, antwortete der kleine Mann. »Man muß sich vorsehen, wo man schläft.«

Inzwischen hatten wir die Spitzengruppe der Kolonne überholt und waren etwa vierhundert Meter vorausgeeilt.

»Es wird gleich regnen«, sagte ich. »Lassen sie sich dadurch aufhalten?«

»Ein Weilchen schon«, erwiderte er. »Sie laufen auseinander und suchen Unterschlupf unter Blättern und Ästen, unter den Überresten des Waldes. Wenn die Anführer aber rufen, kehren sie in die Formation zurück und marschieren weiter.«

Kaum hatte er zu Ende gesprochen, da öffnete sich auch schon der Himmel und ließ aus düsteren, dahinwirbelnden Wolken den dunkelsilbernen tropischen Regen auf uns herniederprasseln, während Blitze durch den Himmel zuckten und Äste sich heftig im Wind bewegten.

»Gehen sie auf Jagd?« rief ich dem kleinen Mann zu.

»Eigentlich nicht«, antwortete er. »Sie suchen sich lediglich ihr Futter.«

»Läßt sich die Kolonne lenken?« wollte ich wissen.

»Ja«, sagte er grinsend und rieb sich die Nasenwurzel.

Anschließend legte er sich mit seinen Begleitern schlafen.

Ich blickte zum Himmel auf, in den Regen. Selten hatte es mich so gefreut, einem solchen Unwetter ausgesetzt zu sein. Im Innern der Palisade des Mamba-Volkes herrschte lebhaftes Treiben.

Die Kolonne der Wanderer wird weniger gelenkt als angelockt.

Heute, am frühen Morgen, hatten die kleinen Menschen mit Netzen und Speeren einen Tarsk getötet.

»Schau«, hatte der Anführer der kleinen Männer zu mir gesagt, »dort siehst du Kundschafter.«

Er hatte ein Stück des getöteten Tarsk auf den Waldboden geworfen. Ich hatte verfolgt, wie fünfzehn oder zwanzig Ameisen, die der Hauptarmee zweihundert Meter voraus waren, auf das Fleisch stießen. Sie hatten die Antennen gehoben und wirkten angespannt, aufgeregt. Sie waren etwa zwei Zoll lang. Wenn sie zubeißen, ist das äußerst schmerzhaft, aber nicht giftig. Wer der Kolonne nicht entkommt, hat keinen schnellen Tod zu erwarten. Mehrere Vorausameisen bildeten nun einen Kreis, steckten die Köpfe zusammen und führten die bebenden Antennen gegeneinander. Wie auf ein geheimes Signal brach der Kreis sodann auseinander, und die Ameisen eilten zur Kolonne zurück.

»Jetzt paß auf«, sagte der kleine Mann.

Entsetzt hatte ich anschließend verfolgen können, wie sich die Masse der Ameisen in Richtung auf das Stück Tarskfleisch in Marsch setzten.

Im weiteren Verlauf des Tages hatten wir die Kolonne mit weiteren Blut- und Fleischgaben auf den richtigen Weg gelockt.

Ich blickte zur Palisadenmauer empor. Mit langsamen Bewegungen rieb ich Tarskblut auf das Holz der Barriere. Hinter mir war, nur noch wenige Meter entfernt, ein Rascheln zu hören.

»Wir erwarten dich im Dschungel«, sagte der Anführer der kleinen Menschen.

»Gut«, erwiderte ich.

Das leise Rascheln war nähergekommen. Die Menschen im Dorf hörten dieses Geräusch natürlich nicht, dazu sangen und tanzten sie zu laut. Ich trat zurück. Ich verfolgte, wie die Kolonne der Ameisen, die im Dunkeln wie ein schwarzer Vorhang wirkte, an der Palisadenmauer emporwogte.



Ich wartete ab.

Drinne würde sich die Kolonne ausbreiten, würde mit unzähligen Millionen von Einzelwesen schließlich jeden Quadratzoll abdecken, jeden Stock, jeden Strohalm, auf der Suche nach dem kleinsten Fetttropfen, nach dem winzigsten Fleischbrocken, auch wenn es sich um die Flocken handelte, die am angeworfenen Fell einer Hütten-Urt kleben.

Als ich den ersten Schrei vernahm, schleuderte ich mein Seil zur Palisadenmauer empor und schaffte es, daß die Schlinge sich um das Ende eines Baumstamms legte.

Ein Mann schrie vor Schmerzen auf.

Ich wälzte mich über die Palisadenbarriere. Eine Frau, die mich gar nicht zu sehen schien, so sehr war sie auf ihren Schmerz konzentriert, hastete an mir vorbei. Sie hielt ein Kind in den Armen.

Im Lager wurde entsetztes Geschrei laut. Fackeln wurden zu Boden geworfen. Unvernünftigerweise hieben Männer mit ihren Speeren auf den Boden ein. Andere rissen Palmblätter von Hüttendächern und schlugen damit um sich.

Ich hoffte, daß es im Lager keine angebundenen Tiere gab. Zwischen zwei Hütten rollte ein Mann mit schmerzverzerrtem Gesicht auf dem Boden herum.

Irgend etwas biß mich unangenehm am Fuß. Immer mehr Ameisen ergossen sich über die Palisadenmauer. Unweit der hinteren Mauer, zur Mitte des Dorfes vorrückend, schien ein immer länger und breiter werdender lebendiger Insektenteppich zu liegen. Ich schlug mir gegen den Arm und lief auf die Hütte zu, in der unsere Gruppe beim ersten Besuch untergebracht gewesen war. Mit dem Fuß stieß ich von hinten durch die Astwand.

»Tar!« rief Kisu, der gefesselt am Boden lag. Ich durchschnitt die Seile. Ebenso befreite ich auch Ayari, Alice und Tende.

Männer, Frauen und Kinder liefen an der Tür der Hütte vorbei. Überall wurde geschrien.

»Ameisen!« rief Ayari.

Alice stieß einen Schmerzensschrei aus.

Wir hörten sie an der Unterseite des Strohdachs. Ein Tier fiel mir auf die Schulter, und ich streifte es ab.

Tende schrie auf. Sie war gebissen worden.

»Hier entlang!« rief ich. »Beeilt euch!«

Wir traten weitere Äste aus der Rückwand der Hütte und hasteten in die raschelnde Dunkelheit hinaus.

Menschen flohen aus dem Dorf. Das Tor war weit geöffnet worden. Eine Hütte brannte.

»Warte, Kisu!« rief ich.

Wie ein Wahnsinniger lief Kisu auf das große Lagerfeuer in der Mitte des Dorfes zu. Dort stürmte er zwischen Leute, die ihn nicht einmal zu bemerken schienen, und stürzte zwei Kessel mit kochendem Wasser um. Dorfbewohner schrien auf, von dem heißen Wasser verbrüht. Das Wasser versickerte in der Erde. Kisis Beine waren von Ameisen bedeckt. Er stieß einen Mann zur Seite und entriß ihm einen Speer.

»Kisu!« rief ich. »Komm zurück!« Und ich lief hinter ihm her. Quiekend galoppierte ein zahmer Tarsk an mir vorbei.

Kisu ergriff plötzlich einen Mann, zerrte ihn herum und spießte ihn mit seinem Speer auf. Von oben bis unten von Ameisen zugedeckt, schreiend, außer sich vor Wut, konnte er nicht von dem Toten lassen, der offenbar der Häuptling des Dorfes gewesen war. »Beeil dich, Kisu!« rief ich. Endlich schien er etwas zu sich zu kommen und folgte mir in die Dunkelheit. Wir blickten nicht zurück.

-48-

»Ich nehme die hier«, sagte ich.

Der Anführer der kleinen Menschen zerrte daraufhin das blonde Mädchen hoch. »Steh auf!« befahl er.

Vor mir stand die Anführerin der Talunas, einen Lianenkragen am Hals, die Hände auf dem Rücken gefesselt.

Anschließend trat ich vor den weißhäutigen Mann hin, der bei den Talunas gefangen gewesen und von den kleinen

Menschen befreit worden war, ehe sie das Taluna-Dorf niederbrannten.

Noch immer trug er die Ketten der Talunas und kniete mitten auf der Lichtung.

»Du hast zu Shabas Expedition gehört«, stellte ich fest.

»Ja«, erwiderte er. »Als Ruderer.«

»Kenne ich dich?« fragte ich.

»Ja«, erwiderte er. »Ich bin Turgus, und Port Kar war einmal meine Heimat. Deinetwegen wurde ich aus der Stadt verbannt.«

Ich lächelte. »Die Schuld dafür dürfte eher bei dir liegen, denn soweit ich mich erinnere, wolltest du mich berauben.«

Er war der Mann, der mich mit seiner Komplizin Sasi am Hafenkanal in Port Kar hatte ausrauben wollen.

Er zuckte die Achseln. »Ich wußte nicht, daß du Angehöriger der Kriegerkaste bist.«

»Wie kommst du auf den Fluß?« fragte ich.

»Nachdem ich aus Port Kar verbannt worden war«, berichtete er, »mußte ich die Stadt vor Sonnenuntergang verlassen. Ich verdingte mich als Ruderer an Bord eines Schiffes, das nach Bazi fuhr. Von Bazi reiste ich nach Schendi. Dort setzte sich ein Agent Shabas mit mir in Verbindung, der insgeheim Ruderer für eine Expedition ins Landesinnere anwarb. Die Bezahlung sah gut aus, also machte ich mit.«

»Wo ist Shaba jetzt?« wollte ich wissen.

»Zweifellos ist er inzwischen vernichtet worden«, sagte er. »Unsere Schiffe wurden laufend überfallen und angegriffen. Es gab Unfälle, ein Schiff ging verloren, und mehrmals kenterten wir. Wir verloren Vorräte. Wir wurden aus dem Dschungel angegriffen. Männer erkrankten.«

»Trotzdem ist Shaba nicht umgekehrt?«

»Er läßt sich nicht entmutigen«, antwortete der Mann. »Er ist ein großer Führer.«

Ich nickte. Diesem Urteil mußte man beipflichten.

»Wie kommt es, daß du von ihm getrennt wurdest?« fragte ich dann.

»Shaba, der in einem Lager krank darniederlag, stellte

sämtlichen Begleitern frei, ihn zu verlassen oder zu bleiben.«

»Und du hast dich losgesagt?«

»Natürlich«, sagte er. »Es wäre Wahnsinn gewesen, den Fluß noch weiter zu befahren. Ich und einige andere bauten Flöße und wollten zum Ngao-See zurückkehren.«

»Und?«

»Schon in der ersten Nacht wurden wir angegriffen«, fuhr er fort. »Die Männer meiner Gruppe wurden umgebracht, nur ich kam mit dem Leben davon. Ich wanderte in Richtung Westen durch den Dschungel, parallel zum Fluß.« Er blickte auf die Talunas, die mit gesenkten Köpfen auf der Lichtung knieten. »Ich fiel diesen Frauen in die Hände«, sagte er und hob die gefesselten Hände. »Sie machten mich zu ihrem Arbeitssklaven.«

»Sicher haben sie dich auch gezwungen, ihrem Vergnügen zu dienen«, sagte ich.

»Manchmal schlugen und bestiegen sie mich«, antwortete er.

»Bindet ihn los«, sagte ich.

Ayari hob einen Schlüssel, den er in der Hütte der Taluna-Führerin gefunden hatte, und öffnete die Ketten Turgus', der in Port Kar geboren war.

»Du befreist mich?« fragte er.

»Ja, du kannst gehen, wohin du willst.«

»Ich möchte aber lieber bei dir bleiben«, sagte er.

»Kämpfe!« forderte ich ihn auf.

»Was?« fragte er.

»Greif mich an«, sagte ich.

»Aber du hast mich eben befreit«, sagte er.

»Schlag zu!«

Er versuchte mich zu treffen, aber ich blockte den Hieb ab und traf ihn mit der Faust in den Magen und anschließend an der Schläfe. Ächzend ging er zu Boden.

Zornig sprang er wieder auf, und ich schlug ihn erneut nieder. Er war kräftig. Noch viermal stand er auf, um zu kämpfen, aber dann schaffte er es nicht mehr. Er gab sich Mühe, sank aber wieder zurück.

Anschließend zog ich ihn hoch. »Wir haben die Absicht, flußaufwärts zu fahren«, sagte ich.

»Das ist Wahnsinn!«

»Du kannst gehen, wohin du willst«, sagte ich.

»Ich bleibe.«

»Kisu und ich«, sagte ich und deutete auf den ehemaligen Mfalme von Ukungu, »stehen im Rang über dir. Du akzeptierst unsere Befehle. Du tust, was wir dir sagen, und zwar schnell und gründlich.«

Kisu hob seinen Speer und schüttelte ihn.

Turgus rieb sich das Kinn und grinste. »Ihr steht im Rang über mir, ihr beide«, sagte er. »Seid unbesorgt. Ich gehorche schnell und gut.«

»Ungehorsam wird mit Tod bestraft«, sagte ich.

»Verstanden«, verwiderte Turgus.

»Wir sind keine sanften Herren wie Shaba«, fügte ich hinzu.

Turgus lächelte. »Auf dem Fluß ist Shaba auch kein sanfter Herr.« Auf dem Fluß, das wußten wir alle, mußte eiserne Disziplin herrschen.

»Wir verstehen einander ganz gut, nicht wahr?« fragte ich.

»In der Tat«, sagte er, »... Kapitän.«

»Schau dir diese Gefangenen an«, sagte ich und deutete auf die knienden Talunas. »Welches dieser Mädchen gefllt dir am besten?«

»Die dort«, antwortete er und deutete auf das dunkelhaarige Mädchen mit den schlanken Beinen, die nach unseren Feststellungen die stellvertretende Anführerin der Talunas gewesen war.

»Du erinnerst dich an sie aus der Zeit deiner Gefangenschaft?« fragte ich.

»Und ob«, antwortete er.

Das Mädchen erschauderte. »Nein!« flehte sie, »bitte gib mich nicht an ihn!«

»Du gehörst ihm«, sagte ich.

»Er wird mich umbringen!« rief sie.

»Wenn er will«, sagte ich.

»Bitte töte mich nicht!« wandte sie sich an Turgus. »Ich will dir auch dienen, wie du willst.«

Wortlos zerrte er sie zum Ufer, während ich mich an den Anführer der kleinen Menschen wandte. »Ich wünsche dir alles Gute«, sagte ich.

»Ich wünsche dir alles Gute«, antwortete er.

Dann verließen Kisu und ich die Lichtung, gefolgt von Turgus und Janice, Alice und Tende. Ich führte das blonde Mädchen mit, das bei den Talunas das Kommando geführt hatte. Unser Ziel war das Kanu, das wir zusammen mit ausreichenden frischen Vorräten in Flußnähe versteckt hatten.

»Was sollen wir mit denen tun?« rief der Anführer der Kleinwüchsigen hinter uns her. Wir drehten uns um und betrachteten die gefesselten Talunas.

»Was ihr wollt!« rief ich.

Ich zerrte das blonde Mädchen ins Kanu und hieß sie vor mir niederknien. Turgus folgte mit der dunkelhaarigen Taluna meinem Beispiel.

»Woher kommt ihr?« fragte ich die blonde Anführerin.

»Ich und Fina«, sagte sie und deutete mit einer Kopfbewegung auf das dunkelhaarige Mädchen, »kommen aus Turia. Die anderen Mädchen stammen aus verschiedenen Städten des Südens.«

»Hast du uns weiter unten am Fluß einmal bespitzelt?« fragte ich.

»Ja«, antwortete sie. »Das war ich. Wir waren entschlossen, euch zu Sklaven zu machen.« Ayari hatte also, wie ich schon vermutet hatte, im Wald eine Taluna gesehen, die er für Janice hielt.

»Wie kommt ihr in die Regenwälder?« fragte ich.

»Ich und Fina und die anderen sind vor unerwünschten Gefährtschaften geflohen«, antwortete sie.

»Jetzt aber werdet ihr als Sklavinnen euer Dasein fristen«, sagte ich.

»Ja, Herr.«

»Und eure Bande wird sicher kein besseres Schicksal erleiden«, fuhr ich fort.

Das Kanu glitt in die Flußmitte hinaus. »Ich weiß nicht, wie man eine gute Sklavin ist«, sagte sie bedrückt und senkte den Kopf. '

»Du wirst es bald lernen«, sagte ich.

Sie nickte, und wir setzten unsere Flußreise fort.

-49-

»Kannst du die Botschaft der Trommeln entziffern?« fragte ich. »Ayari? Kisu?«

»Nein«, antwortete Ayari.

»Nein«, sagte auch Kisu.

»Der Rhythmus der Trommeln weist weder auf die Ushindi- noch auf die Ukungu-Sprache hin«, sagte Ayari.

Vor zwei Tagen hatten wir das Land der kleinen Menschen verlassen, in dem wir Turgus wiedergefunden und zwei neue Sklavinnen in unserer Gruppe aufgenommen hatten.

Eine Ahn später waren die Trommeln noch immer zu hören, vor uns wie auch hinter dem Boot.

»Weiterpaddeln«, sagte ich zu Janice.

»Ja, Herr«, antwortete sie.

Wir hatten neue Paddel geschnitzt, damit jedes Mitglied unserer Gruppe mit zupacken konnte. Sollte es erforderlich sein, schnell davonzuziehen, sollte jeder, der im Boot saß, mit seinen Körperkräften zur Arbeit beitragen können.

Normalerweise jedoch paddelten jeweils nur vier oder fünf von uns, zwei Männer und zwei oder drei Sklavinnen. Auf diese Weise hatten wir nicht nur stets eine frische Mannschaft in der Hinterhand, sondern konnten auch eine längere Zeit des Tages auf dem Fluß verbringen. Neben den neuen Paddeln für Turgus und die beiden neuen Sklavinnen hatte Kisu ein Ersatzpaddel geschnitzt, so daß wir insgesamt zwei Paddel in Reserve hatten - eine durchaus übliche Vorsichtsmaßnahme auf dem Fluß.

Ayari sah sich um und lauschte auf die Trommeln. »Der Dschungel lebt«, sagte er.

Plötzlich schrie Alice auf: »Seht doch!« rief sie und streckte den Arm aus. Über dem Wasser baumelte, am Hals aufgehängt, ein Mann. Er war mit blauen Fetzen bekleidet, die darauf hinwiesen, daß er einmal der Kaste der Schriftgelehrten angehört hatte.

»Ist es Shaba?« fragte Kisu.

»Nein«, erwiderte ich.

»Es ist einer seiner Männer«, sagte Turgus ernst.

»Dort ist noch einer!« rief Alice. Etwa hundert Meter hinter dem ersten Gehängten erblickten wir auf der gleichen Flußseite einen zweiten Toten. Er baumelte ebenfalls an einem Ast. Er trug zerfetzte braungüne Kleidung.

»Der gehörte ebenfalls zu Shabas Leuten«, stellte Turgus fest. »Ich halte es für ratsam umzukehren.«

Aus dem Dschungel dröhnten die Trommeln. Ihr Klang schien aus allen Richtungen zu kommen.

»Weiter«, sagte ich.

Innerhalb weniger Ehn kamen wir an sechs weiteren Toten vorbei.

»Schaut, dort am Ufer!« rief Ayari.

Wir lenkten das Kanu zum Ufer und zogen es zwischen Wurzeln und Unterholz an Land.

»Das ist eine von Shabas Galeeren, oder?« wandte ich mich an Turgus.

»Ja«, antwortete er. Das Holz war zum Teil verbrannt. Die Schiffswandung wies Einkerbungen auf, die von Waffen stammen mußten. In den Kiel waren mit Pangas oder Äxten große Löcher geschlagen worden. Überall lagen zerbrochene Ruder.

»Ich glaube nicht, daß Shaba seine Expedition von hier aus noch fortgesetzt hat«, meinte Turgus.

Die beiden neuen Sklavinnen, das blonde und das dunkelhaarige Mädchen, blieben im Kanu. Sie hatten die Paddel quer über die Bordwände gelegt und beugten sich erschöpft darüber.

»Es waren ursprünglich drei Galeeren«, sagte ich.

»Der Klang der Trommeln gefällt mir gar nicht«, warf Ayari ein.



»Ja, es waren drei Galeeren«, sagte Turgus nachdenklich.  
»Wir haben weiter unten am Fluß Wrackteile der ersten Galeere gefunden, dies wäre also die zweite.«  
»Ich kann mir aber nicht vorstellen, daß Shaba weiter flußaufwärts gezogen ist«, meinte Turgus. »Hör dir doch die Trommeln an.«  
»Es gab eine dritte Galeere«, stellte ich fest.  
»Ja«, sagte Turgus.  
»Meinst du, Shaba würde umkehren?« fragte ich.  
»Er war krank«, erwiderte Turgus. »Zweifellos hat er viele Männer verloren. Welche Hoffnung wäre ihm noch geblieben?«  
»Glaubst du, er würde umkehren?« wiederholte ich.  
»Nein.«  
»Dann fahren wir weiter«, bestimmte ich.  
Wir kehrten zum Kanu zurück und schoben es in das bewegte Wasser des breiten Ua-Flusses.  
Im Laufe der nächsten Ahn kamen wir an über sechzig Gehängten vorbei, die am Flußufer einen grausigen Anblick boten. Shaba aber war nicht darunter. Um einige Leichen kreisten Aasvögel, manchen Toten hatten sich bereits die kleinen gelbflügeligen Jards auf die Schultern gesetzt. Ein Mann wurde sogar von Zads angegriffen, die sich mit ihren langen gelben Schnäbeln daran zu schaffen machten. Es waren Dschungel-Zads, die weniger gefährlich sind als die Wüsten-Zads, da sie im allgemeinen weniger aggressiv auftreten.  
»Vielleicht geht es in der Botschaft der Trommeln gar nicht um uns«, meinte ich.  
»Warum sagst du das?« fragte Ayari.  
»Als wir sie zuerst hörten, kamen sie aus der Ferne, von oben am Fluß. Die Botschaft, worum es sich dabei auch handeln mochte, wurde dann flußabwärts weitergegeben.«  
»Und wie sähe diese Botschaft aus?« fragte Ayari.  
»Ich fürchte«, warf Turgus ein, »sie betrifft die Vernichtung Shabas.«  
»Was meinst du, Kisu?« fragte ich.  
»Ich finde, du hast recht - der Ruf der Trommeln betrifft

nicht uns«, antwortete Kisu, »und zwar aus den von dir genannten Gründen. Ich meine aber, wenn es dabei um die Vernichtung Shabas ginge, dann hätten wir auch schon gestern und vorgestern Getrommel hören müssen, als vermutlich die zweite Galeere zerstört wurde. Warum sollten die Trommeln erst jetzt zu sprechen beginnen?«

»Dann lebt Shaba vielleicht noch«, sagte ich.

»Wer weiß?« fragte Kisu.

»Was bedeutet also das Getrommel?« ließ Ayari nicht locker.

»Ich glaube, ich weiß es«, sagte ich.

»Ich ahne es ebenfalls«, sagte Kisu mit ernstem Gesicht.

»Hört doch!« rief Ayari. Wir hörten auf zu paddeln.

»Ja«, sagte ich.

»Ja«, sagte auch Kisu.

Von vorn war leiser Gesang zu hören, der über das Wasser herangeweht wurde.

»Schnell!« sagte ich. »Führen wir das Kanu nach links, die Flußinsel dort bietet uns Deckung!«

Wir lenkten das Kanu mit schnellen Paddelschlägen zu einer länglichen Flußinsel, einem schmalen, bewaldeten Streifen, an dem zu beiden Seiten in ruhigem Tempo der breite Ua entlangströmte.

Kaum hatten wir das Kanu angelandet und ins Unterholz gezogen, als die ersten von vielen Kanus um die Südspitze der Insel kamen.

»Unglaublich!« flüsterte Ayari.

»Runter, ihr Sklavinnen«, befahl ich den beiden neuen Mädchen, die sich prompt im Boot niederkauerten. Wir übrigen lagen im Gras der Insel und betrachteten das Schauspiel.

»Wie viele sind das wohl?« fragte Ayari.

»Unzählige«, antwortete ich.

»Das hatte ich gehofft«, sagte Kisu.

Hunderte von Kanus kamen an der kleinen Insel vorbei. Es handelte sich um lange Kriegskanus, die fünfzehn bis zwanzig Mann Platz boten. Sie paddelten im exakten Takt und sangen dabei. Die Männer hatten sich mit bunten

Federn geschmückt. Ihre Körper waren mit wilden Zeichen in weißer und gelber Farbe bedeckt.

»Der Anführer der kleinen Menschen erzählte mir davon«, sagte ich. »Dies ist die Streitmacht der Flußvölker, die sich zum Kampf zusammengefunden hat.«

Noch immer glitten die Kanus an uns vorbei. Wir hörten im Hintergrund die Trommeln, die weiter ihre Botschaft verbreiteten. Sie vermochten das Singen nicht mehr zu übertönen.

Nach etwa einer halben Ahn waren die letzten Kanus den Fluß hinab verschwunden.

Kisu und ich standen auf. Tende folgte unserem Beispiel.

»Nun also«, sagte ich zu Kisu, »es sieht so aus, als hättest du Bila Huruma in sein Verhängnis gelockt. Er ist dieser Armada mindestens zehn zu eins unterlegen. Diesen Zusammenstoß kann er nicht überleben. Dein Plan scheint sich zu erfüllen. In deiner Auseinandersetzung mit dem Ubar scheinst du nun doch den Sieg davonzutragen.«

Kisu blickte den Fluß hinab. Dann legte er Tende den Arm um die Schulter. »Heute nacht werde ich dich nicht mehr fesseln, Tende«, sagte er.

-50-

»Er ist so riesig«, sagte Ayari.

»Er muß größer sein als der Ushindi- oder Ngao-See«, meinte Turgus.

Wir lenkten unser Kanu über die schimmernde Fläche eines weiten Sees.

»Hier muß der Quell des Ua liegen«, sagte ich.

»Tausend Ströme müssen sich in diesen See ergießen«, sagte Kisu.

Vor zwei Wochen hatten wir einen weiteren Wasserfall erreicht, der sogar noch höher war als der, von dem wir vor langer Zeit die nachfolgenden Streitkräfte Bila Hurumas entdeckt hatten. Angesichts der Länge des Flusses, der zahlreichen steilen Katarakte und der vielen Plateaus und

Anhöhen, die wir erklommen hatten, mußten wir uns viele tausend goreanische Fuß über der Meeresoberfläche befinden, oberhalb der Mündungen des Kambas und des Nyoka in das grüne Wasser des Thassa. Von den Wasserfällen am Rand dieses namenlosen Sees aus hatten wir weit ins Land hinter uns blicken können, ohne auf dem Fluß etwas auszumachen.

Hier und dort ragten riesige Steinfiguren aus dem See, die Körper und Köpfe von Männern, die Schilde an den Armen trugen und Speere in den Händen. Die Gestalten waren verwittert, bedeckt mit den roten und grünen Ablagerungen der Zeit. Flechten und Moose bildeten Kolonien auf dem Gestein; Lianen rankten sich darum. Vögel saßen auf den Köpfen und Schultern der eindrucksvollen Gestalten. Auf Felserrhebungen dicht am Wasser sonnten sich Schildkröten und Tharlarion.

»Wie alt sind diese Gebilde?« fragte Janice.

»Keine Ahnung«, antwortete ich.

Ich betrachtete die riesigen Statuen. Sie ragten dreißig bis vierzig Fuß hoch aus dem Wasser. Im Vergleich dazu wirkte unser Kanu winzig. Ich schaute mir die Gesichter näher an.

»Dies waren Männer deiner Rasse - oder einer Rasse, die mit der deinen eng verwandt ist, Kisu«, sagte ich.

»Möglich«, sagte Kisu. »Es gibt sehr viele schwarze Völker.«

»Wohin sind die Erbauer dieser Denkmäler verschwunden?« fragte Ayari.

»Ich weiß es nicht«, antwortete ich.

»Fahren wir weiter«, sagte Kisu und tauchte sein Paddel in das stille Wasser.

»Was für ein schöner Anblick!« rief Janice.

»Dort an der Pier ist eine Flußgaleere festgemacht«, sagte Ayari.

»Es ist die dritte Galeere«, stellte Turgus fest, »die letzte Galeere Shabas.«

Vor uns, am Ostufer des Sees, erstreckte sich eine gut vierhundert Meter breite und hundert Meter tiefe befestigte

Kaimauer. Riesige Poller erhoben sich darauf, daran Eisenringe, an denen Schiffe festgemacht werden konnten. An den hinteren Teil der Kai-Fläche schlossen sich auf voller Breite Treppenfluchten an, die in zahlreichen Etappen nach oben führten. Am Ende dieser Treppen, ein gutes Stück vom Seeufer entfernt, ragten die Ruinen eines mächtigen Bauwerks empor, umgeben von Treppen und weißen Säulen. Dahinter erstreckte sich eine Ruinenstadt, angefüllt mit verwitterten Mauerresten. Von unserer Position aus vermochten wir die Ausdehnung dieser Anlage nicht abzuschätzen. Ein Tharlarion ließ sich von der Kaimauer ins Wasser klatschen. Lianen und andere Gewächse bedeckten das Pflaster.

Hier und dort, besonders links und rechts des großen Gebäudes oben an der Treppe, ragten weitere Kriegerstatuen mit Schilden und Speeren auf.

»Shaba muß hier sein«, stellte Turgus fest.

»Er hat den Quell des Ua als erster erreicht«, sagte Kisu. Ich wickelte den Schutz von einer Panga und lockerte einen der Speere, die wir vor langer Zeit den Eingeborenen abgenommen hatten.

»Lenken wir das Kanu näher dorthin«, sagte ich. »Wir machen es nahe der Galeere fest.«

»Mein Freund Tarl«, sagte Kisu, »deine lange Reise ist nun endlich zu Ende.«

Ich trat auf den Kai hinaus. Ich steckte mir die Panga in den Hüftgurt. Den Speer hielt ich in der Hand.

»Warum suchst du Shaba?« fragte Turgus. »Deine Augen verraten, daß du das Anliegen eines Kriegers hast.«

»Kümmere dich nicht darum«, antwortete ich.

»Du willst doch Shaba nichts antun, oder?« fragte er weiter.

»Vermutlich wird es erforderlich sein, ihn zu töten.«

»Das kann ich nicht zulassen«, gab Turgus zurück. »Ich stand in Shabas Diensten.«

»Dein Dienst gilt jetzt Kisu und mir«, erwiderte ich.

»Shaba hat mich gut behandelt«, sagte er. »Mir und anderen stellte er frei, ihn zu verlassen.«

»Besitzt du eine Ehre, obwohl du ein Brigand bist?«  
fragte ich.

»Nenn es, wie du willst«, erwiderte er zornig.

Kisu versetzte Turgus mit dem Speerschaft einen Hieb zwischen die Schulterblätter. Anschließend zerrten wir den halb Betäubten auf den Kai. Dort warf Kisu ihn auf den Bauch und fesselte ihm die Hände hinter dem Rücken. Anschließend steckte er ihm einen Knebel in den Mund.

Ich wandte mich zu den Sklavinnen um, die wir aneinanderfesselten. So begann schließlich unser Marsch. Kisu folgte mir, dicht hinter ihm Ayari, der Turgus an der Fessel mitführte. Ihm schlossen sich die fünf gefesselten Sklavinnen an.

-51-

Ich schaute mich in dem großen Raum um. Er maß etwa zweihundert Fuß im Quadrat und war gestützt von hohen Säulen. Überall lagen riesige Steinblöcke herum, die wohl früher einmal das Dach gebildet hatten. Die Seitenmauern waren alles in allem intakt. Dort, wo man den Fußboden ausmachen konnte, zeigte er sich als glatte Fläche, abgesehen von Öffnungen, durch die man Ketten führen konnte. Hier und dort lagen noch die Überbleibsel von Ketten, zerbrechliche Rostreste, die bei der geringsten Berührung zu Staub zerfielen. Man erreichte diesen Raum über eine breite Treppe. Im hinteren Bereich führte eine weitere Treppe zu einem höherliegenden Treppenabsatz und Gang. An den Wänden waren noch vage Mosaike auszumachen, die davon zeugten, daß hier früher Mädchen zu Sklavinnen gemacht wurden.

Wir hatten diesen Raum wegen der Mädchen gewählt, die sich von den Mosaiken beeindruckt zeigten, und hatten hier ausgiebig gerastet.

Ich sah Tende in Kisis Armen liegen. Seit wir die Streitmacht der Flußvölker hatten vorbeiziehen sehen, denen Bila Huruma zweifellos zum Opfer gefallen war, hatte er das Mädchen nicht mehr gefesselt.

Neben mir lag Janice auf den Fellen. Sie war eine ausgezeichnete Sklavin, die zweifellos noch viele liebevolle Herren finden würde, bis sie eines Tages in die Gewalt eines Mannes geriet, von dem sie sich nie erträumt hatte, daß er existierte, ein Mann, der für sie nach der sehr persönlichen und komplizierten Anziehung zwischen Menschen der ideale Liebespartner sein würde, stark und rücksichtslos, doch zugleich liebevoll und zärtlich - der vollkommene Liebesherr. Dann würde sie vermutlich nicht mehr verkauft werden.

»Die Stadt ist groß«, sagte Kisu. »Durchaus möglich, daß wir Shaba hier nie finden.«

»Wir müssen die Suche fortsetzen«, sagte ich. »Er muß hier irgendwo sein, davon bin ich überzeugt.«

Plötzlich schrie Janice auf, und wir sprangen hoch. Askaris waren in den Raum eingedrungen - etwa zweihundert Mann, die voll bewaffnet waren. Msaliti war bei ihnen. Und an ihrer Spitze stand eine bekannte riesige Gestalt in schwarzer Kleidung, bewaffnet mit Schild und Speer.

»Bila Huruma!« rief Kisu.

-52-

Tende verließ Kisis Lager und eilte zu Bila Huruma. Weinend kniete sie vor ihm nieder. »Ich begleite dich!« rief sie. »Tut ihnen nichts! Tötet sie nicht! Ich komme ja freiwillig mit! Du hast mich gefunden. Ich flehe dich an, laß die anderen gehen. Laß sie frei, großer Ubar!«

»Wer ist diese Frau?« fragte Bila Huruma.

Kisu trat erstaunt zurück. Verblüfft starrte Tende zu Bila Huruma empor.

»Hast du mich nicht gesucht, großer Ubar?« fragte sie.

»Bist du nicht meinetwegen den großen Fluß emporgefahren?«

»Wo ist Shaba?« fragte Bila Huruma.

»Ich weiß es nicht«, antwortete ich.

»Großer Ubar!« rief Tende.

»Wer ist das?« fragte Bila Huruma.

»Keine Ahnung«, erwiderte Msaliti. »Ich habe sie nie zuvor gesehen.«

Bila Huruma blickte auf die halbnackte Sklavin hinab, die ihm zu Füßen lag. »Habe ich dich schon einmal gesehen?« fragte er.

»Nein, Herr«, erwiderte sie.

»Das dachte ich mir«, meinte er. »Zweifelloos hätte ich mich an die Konturen deines Körpers erinnert.«

»Ich war einmal Tende aus Ukungu«, sagte sie.

»Wer ist Tende aus Ukungu?«

»Ah«, sagte Msaliti. »Sie sollte dir von Aibu, dem Häuptling von Ukungu, überlassen werden, um die Allianz zwischen dem Reich und Ukungu zu festigen.«

»Ukungu ist Teil des Reiches«, sagte Bila Huruma.

»Nein!« rief Kisu und ergriff einen Speer.

Bila Huruma beachtete Kisu nicht. Er blickte auf Tende hinab, die zu seinen Füßen kniete und an ihm emporblickte.

»Eine hübsche Sklavin«, stellte Bila Huruma fest, »ein hübsches Symbol für Hochschätzung und guten Willen, doch kaum ausreichend, um etwas so Wichtiges zu untermauern wie eine politische Allianz.«

»Sie war die Tochter Aibus«, erklärte Msaliti. »Sie sollte deine Gefährtin werden.«

»Gefährtin?« fragte Bila Huruma.

»Ja«, sagte Msaliti.

»Diese hübsche Dirne war einmal eine freie Frau?«

»Ja.«

»Stimmt das, meine Liebe?« fragte Bila Huruma.

»Ja, Herr«, antwortete sie.

»Jetzt aber trägst du die Lumpen und Perlen einer Sklavin.«

»Ja, Herr.«

»Sie stehen dir gut.«

»Danke, Herr.«

Es hielten sich etwa zweihundert Askaris im Zimmer auf.

Msaliti und Bila Huruma waren einige Schritte vorgetreten.

Kisu und ich standen ihm gegenüber, Kisu hielt einen Speer



in der Hand. Ayari befand sich links hinter uns. Unsere Mädchen waren nach wie vor gefesselt.

»Kämpfen wir!« rief Kisu Bila Huruma zu.

»Wir hatten nicht damit gerechnet, dich wiederzusehen«, sagte ich.

»Ich habe mich durchgekämpft«, antwortete Bila Huruma. »Zweihundertundzehn Männer, drei Galeeren und vier Kanus sind mir geblieben.«

»Meine Hochachtung - dein militärisches Können und dein unbeugsamer Wille haben unüberwindliche Hindernisse aus dem Weg geräumt«, sagte ich.

»Kämpfen wir!« wiederholte Kisu und hob seinen Speer.

»Was ist das für ein Bursche?« fragte Bila Huruma.

»Kisu, der Rebell aus Ukungu«, antwortete Msaliti. »Du hast ihn einmal an deinem Hofe vor dir knien sehen, in Ketten. Bei demselben Anlaß lerntest du Mwoga, den Hochwesir Aibus, des Häuptlings von Ukungu, kennen. Damals sprach er mit dir, wenn du dich erinnern möchtest, über das Mädchen Tende, die deine Gefährtin werden sollte und dir jetzt als Sklavin zu Füßen liegt.«

»Ah ja, ich erinnere mich«, antwortete Bila Huruma und blickte Kisu an. »Der Mann, mit dem Körperbau und Temperament eines Kailiauk«, sagte er.

»Ja«, antwortete Msaliti.

»Bereite dich auf den Kampf vor«, sagte Kisu zu Bila Huruma.

»Unsere Auseinandersetzung ist vorbei, und du hast verloren«, sagte Bila Huruma.

»Für mich ist der Kampf aber noch nicht vorbei, solange ich noch einen Speer packen kann«, antwortete Kisu ernst.

»Hier stehen mehr als zweihundert Askaris, Kisu«, sagte ich mahnend.

»Stell dich mir zum Zweikampf, wenn du es wagst!« forderte Kisu den Ubar auf.

Ich schaltete mich ein. »Ubars«, sagte ich, »haben selten Veranlassung, sich gegen einfache Soldaten zum Duell zu stellen.«

»Ich bin aber der Mfalme von Ukungu!« sagte Kisu.

»Du wurdest abgesetzt«, sagte ich gelassen. »Bei allem Respekt, Kisu, du bist politisch nicht wichtig genug, um ein Duell mit einem Ubar wert zu sein.«

»Dann ernenn mich wieder zum Mfalme von Ukungu«, forderte Kisu, »wenn es nicht anders geht.«

»Ich bitte dich, Kisu!« sagte Ayari.

»Welche Spuren Shabas habt ihr gefunden?« fragte Bila Huruma.

»Nur seine Galeere - soviel hast du sicher auch schon festgestellt. Auch wir suchen ihn.«

»Ich glaube nicht, daß er weit ist«, meinte Bila Huruma.

»Das hoffe ich auch«, sagte ich.

»Wo ist die goldene Kette, die ich dir an meinem Hofe schenkte?« wollte Bila Huruma wissen.

»Bei unseren Vorräten im Boot«, antwortete ich.

»Das ist ein Irrtum«, sagte er und winkte einen Askari herbei, der mir die Kette zuwarf.

»Ich dachte mir, daß ich dich hier finden würde«, sagte Bila Huruma. »Ich erkannte die Kette wieder.«

»Vielen Dank, Ubar«, sagte ich und legte mir die Kette wieder um den Hals.

»Kämpfe!« rief Kisu.

»Ich suche Shaba«, sagte Bila Huruma. »Ich habe keine Lust, mich von diesem heißspornigen Unzufriedenen ablenken zu lassen.«

»Kämpfe!« schrie Kisu und schwenkte seinen Speer.

»Ich könnte diese schwerfällige Waffe im Nu unterlaufen«, sagte Bila Huruma zu Kisu. »Warum hätte ich bei meinen Soldaten sonst den Stoßspeer einführen sollen?«

»Wir haben solche Waffen ebenfalls!« rief Kisu, und das stimmte. Ayari hielt eine in der Hand, während die andere unten im Kanu lag.

»Kannst du sie aber auch bedienen?« fragte Bila Huruma.

»Kennst du all die Tricks, die man im Kampf damit anwenden kann?«

»Nein«, antwortete Kisu. »Trotzdem werde ich gegen dich antreten.«

»Du bist ein kräftiger Mann, ein mutiger, guter Mann,

Kisu«, sagte ich, »aber Bila Huruma und seine Männer sind ausgebildete Kämpfer. Gib deine Verrücktheit auf.«

»Wenn ich Bila Huruma töte«, sagte Kisu, »töte ich damit auch sein Reich.«

»Das ist sehr unwahrscheinlich«, sagte ich. »Das Reich ist wertvoll - wie Gold. Entglitte es dem Griff eines Mannes, würde sehr bald ein anderer danach greifen.«

»Ich gedenke nicht, mich dir im Kampf zu stellen«, sagte Bila Huruma. »Und wenn du mich angreifst, muß ich dich entweder töten oder umbringen lassen.«

»Er ist ein ausgebildeter Kämpfer, Kisu«, sagte ich. »Laß es nicht darauf ankommen.«

»Was soll ich tun?« fragte Kisu.

»Meine Empfehlung wäre es, ihn niederzustechen, wenn er gerade nicht hinschaut, oder seinen Palmenwein zu vergiften.«

»So etwas kann ich nicht tun«, rief Kisu. »Was soll ich machen?«

»Heb den Speer«, forderte ich ihn auf.

Mit einem Wutschrei hämmerte er den Speerschaft gegen den Boden. Alle Anwesenden musterten Kisu.

Er stand starr, den Speer gegen den Boden gestemmt, die Klinge über dem Kopf. Seine Hände umklammerten den Speer unterhalb der Schneide, über seinem Kopf, den er gesenkt hatte. Seine Schultern zuckten. Er weinte. Tende kroch zu ihm und schmiegte sich schluchzend an ihn.

»Warum suchst du Shaba?« fragte Bila Huruma.

»Zweifellos aus demselben Grund wie du«, antwortete ich.

Nervös zuckend stand Msaliti neben dem Ubar. »Wir haben einen weiten Weg zurückgelegt, großer Ubar«, sagte er.

»Wir konnten viele Hindernisse und Gefahren überwinden. Diese wenigen Männer bilden ein letztes Hemmnis für uns. Wir sind beträchtlich in der Überzahl und sollten sie auslöschen. Befiehl deinen Askaris, sie zu vernichten.«

Bila Huruma sah mich an. Er schien in Gedanken versunken zu sein.

»Bila Huruma«, ertönte da eine Stimme von der Höhe der

Treppe schräg hinter uns, einer Treppe, die zu einem höhergelegenen Hof führte.

Wir alle blickten zur obersten Stufe hinauf.

Dort stand in stolzer Pose ein Schriftgelehrter, der nur noch blaue Fetzen am Leibe trug.

»Ich bin Bila Huruma«, sagte der Ubar.

»Das ist mir bekannt«, erwiderte der Schriftgelehrte und schaute sich in unserem Kreise um. »Ist unter euch ein Mann, der Tarl Cabot heißt?« fuhr er fort.

»Das bin ich«, meldete ich mich.

Msaliti fuhr zusammen. Anscheinend war das ein Name, der ihm nicht unbekannt war. Seine Hand zuckte zur Hüfte an seinen Dolch, doch er zog die Waffe nicht.

»Ich bringe euch zu Shaba«, sagte der Schriftgelehrte.

-53-

»Ich hatte gehofft, daß du mir folgen würdest«, sagte Shaba.

»Als du an die Gaunkette gelegt wurdest, fürchtete ich schon, es könne mit dir zu Ende sein. Ich kann dir nicht sagen, wie sehr ich mich freue, dich hier zu sehen.«

Shaba, der einen sehr mitgenommenen Eindruck machte, lag, von Kissen gestützt, auf einem Lager. Er schien den linken Arm nicht mehr benutzen zu können. Die Krankheit hatte ihn ausgezehrt.

»Dann nimm mir die Handfesseln ab, die mir angelegt wurden«, forderte ich. Der Schriftgelehrte hatte uns durch die alte Stadt geführt, Straßen hinauf und hinab, durch zahlreiche Gebäude schreitend, verschiedenen uralten Gassen folgend, links und rechts Ruinen, die von untergegangener Pracht zeugten. Bila Huruma und ich waren dem Schriftgelehrten als erste gefolgt, dahinter erst waren die Angehörigen unserer Gruppe gekommen. Kisu hatte die Mädchen in ihren Fesseln gelassen. Schließlich hatten wir alle, die wir über zweihundert zählten, eine festungsähnliche Umfriedung erreicht, die etwas höher stand als der Rest der Stadt. Wir hatten im Bereich des alten Eingangs warten müssen.

Shabas Männer hatten die Ruine notdürftig wieder befestigt, indem sie auf der Schwelle Felsbrocken stapelten, die den Zugang nur im Gänsemarsch möglich machten. Über der Eingangsöffnung hatten sie ein Gerüst aus zusammengebundenen Stämmen angebracht, das jederzeit herabgelassen werden konnte. Shaba hatte noch etwa fünfzig Mann bei sich. Während der Rest unserer Gruppen am Eingang wartete - auch Bila Huruma mußte zurückbleiben -, wurde ich über den breiten gepflasterten Hof in die Mitte geführt, wo Shaba auf einer uralten Lagerstatt aus Stein ruhte. Ehe ich ihm nähertreten durfte, hatten mich Shabas Männer mit Speeren umringt und mir Handfesseln angelegt. So stand ich nun vor dem Geographen aus Anango.

»Shaba stirbt«, hatte der Schriftgelehrte gesagt, der uns hierherführte. »Sprich nicht zu lange mit ihm.«

Ich betrachtete Shaba.

»Bitte, mein Freund«, sagte Shaba zu mir, »verzeih mir die Handschellen. Du verstehst aber sicher, daß sie aus meiner Sicht eine recht logische Vorsichtsmaßnahme sind.«

Um Shabas Hals hing an einer dünnen goldenen Kette ein Ring. Er schimmerte golden und schien schwer zu sein, viel zu groß für den Finger eines Menschen. In den Ring war eine silberne Platte eingelassen. Gegenüber der Fassung befand sich an der Außenseite des Rings ein eingelassener runder Hebel.

»Du stellst das Stück kühn zur Schau«, sagte ich.

Shaba berührte den Ring. An seiner rechten Hand trug er einen anderen Ring, den Zahnring voller Kanda-Gift, den ich schon in Schendi gesehen hatte. Ein winziger Kratzer dieses Rings konnte innerhalb von Sekunden sogar einen Kailiauk töten. »Hast du eine schlechte Meinung von mir, Tarl Cabot?« fragte er.

»Du hast die Priesterkönige verraten«, sagte ich. »Und den Tahari-Ring gestohlen.«

»Ich bin Schriftgelehrter, ein Mann der Wissenschaft, der weisen Schriften«, sagte Shaba. »Du kannst sicher verstehen, wie wichtig mir der Ring war.«

»Er vermag Reichtum und Macht zu bringen«, sagte ich.

»Solche Dinge interessieren mich nicht«, sagte Shaba. Die dunklen Stammestätowierungen auf seinem Gesicht verzogen sich zu einem Lächeln. »Aber das wirst du sicher nicht glauben«, fuhr er fort.

»Tue ich auch nicht«, sagte ich.

»Wie schwierig ist es doch für zwei Menschen, die nicht derselben Kaste angehören, einander zu verstehen«, sagte er.

»Möglich«, sagte ich.

»Ich habe den Ring aus zwei Gründen behalten«, sagte er.

»Erstens ermöglichte er mir die Befahrung des Ua-Flusses. Ohne den Ring wären wir nicht so weit gekommen. In vielen Dörfern und bei feindlich gesinnten Elementen ermöglichte uns die Demonstration der Eigenschaften des Ringes die Weiterfahrt - wie ich erhofft hatte. Am Fluß gelte ich wohl leider als eine Art Zauberer. Ohne den Ring wären ich und meine Männer umgebracht worden.« Er lächelte mich an. »Meine Erforschung des Ua wäre ohne den Ring nicht möglich gewesen.«

»Du weißt doch aber sicher, daß es gefährlich ist, den Ring zu besitzen«, sagte ich.

»Dessen bin ich mir bewußt«, erwiderte er und machte mit der rechten Hand eine ausholende Bewegung. Er deutete auf die festungsähnliche Umfriedung, in der er und seine Männer Zuflucht gesucht hatten. Die Anlage war von einem breiten, flachen Schutzgraben umgeben, der aus dem See gespeist wurde. Mit einem Tarskschinken hatte man uns demonstriert, daß in dem Graben Tausende von blauen Grünt ihrer Laichzeit entgegengingen. Dieser Fisch ist normalerweise nicht sonderlich gefährlich. Doch vor dem Vollmond, wenn die Fische zu Schwärmen zusammenkommen, wird er äußerst aggressiv. Der Tarskschinken war in wenigen Ihn aufgefressen worden. Rings um das Fleisch hatte das Wasser gebrodelt, und schon konnte man das Seil, an dem der Köder gehangen hatte, abgebissen aus dem Wasser ziehen. Der Graben war mit Hilfe einer kleinen Holzbrücke überquert worden, die von Shabas Männern errichtet worden war. Der Graben würde an Wirksamkeit ver-

lieren, sobald der Mond seine volle Phase erreicht hatte. Sobald sich der Fortpflanzungszyklus des Grünt mit dem Vollmond abgeschlossen hatte, kehrten die Fische in den See zurück. Sicher war dieser Graben ein überlieferter Laichgrund für sie, denn die Gruntschwärme pflegten an angestammte Orte zurückzukehren, wo immer sie sich befinden mochten. So bildeten die Grünt im Burggraben für eine gewisse Zeit eine wirksame Barriere - Shaba und seinen Männern mußte aber klar sein, daß das nicht lange anhalten konnte. Plötzlich sträubten sich mir die Nackenhaare. Ich hatte etwas von der Situation dieser Männer begriffen.

»Ihr habt auf uns gewartet«, stellte ich fest.

»Natürlich«, antwortete Shaba. »Und wärt ihr nicht heute gekommen, weiß ich nicht, was wir getan hätten.«

»Die Gefräßigkeit der Grünt schützt euch seit drei bis vier Tagen.«

»Sie erwies sich als ausreichend«, sagte Shaba. »Sie gab euch Zeit, diesen Ort zu erreichen.«

»Kurii haben dich verfolgt«, sagte ich.

»Ja«, bestätigte Shaba meine Vermutung. »Das nehmen wir jedenfalls an, denn bisher haben wir nur Spuren gesehen. Doch muß ich befürchten, daß sie sich in diesem Augenblick bereits sammeln. Sie müssen sich irgendwo in der Stadt aufhalten.«

»Es war sehr mutig von deinem Manne, uns zu holen«, sagte ich.

»Er heißt Ngumi«, sagte Shaba. »In der Tat, er ist ein mutiger Mann. Wir wußten nicht, ob er durchkommen würde.«

»Ich wußte nicht, daß ein Schriftgelehrter so mutig sein kann«, äußerte ich.

»Mutige Männer gibt es in allen Kasten«, sagte Shaba.

»Es muß uns jedoch gestattet worden sein, zu dir zu kommen«, meinte ich.

»Ist Msaliti ebenfalls in der Festung?« fragte Shaba.

»Natürlich«, sagte ich.

»Dann magst du recht haben«, sagte er.

»Du sagtest eben, du hättest den Ring aus zwei Gründen

behalten - aber bisher hast du erst einen genannt, nämlich daß er deine Forschungen am Ua erleichtert.«

»Schau dort«, sagte Shaba und deutete auf einen seitlich stehenden Tisch, auf dem sich ein zylindrisches Lederbehältnis und vier ledergebundene Notizbücher befanden.

»Ich verstehe«, sagte ich.

»Das ist ein Kartenbehältnis«, sagte er, »und die Schriftstücke enthalten meine Notizen. Im Verlauf meiner Reise habe ich den Ua vermessen und seinen Lauf verzeichnet und im übrigen meine Beobachtungen festgehalten. Diese Dinge sind von unschätzbarem Wert, auch wenn du dir das als Krieger vielleicht nicht vorstellen kannst.«

»Deine Unterlagen wären für einen Geographen sicher wertvoll«, sagte ich.

»Sie sind für alle zivilisierten Menschen von unschätzbarem Wert.«

»Mag sein«, sagte ich.

»Die Landkarten und meine Aufzeichnungen erschließen eine gänzlich neue Welt«, sagte Shaba. »Das darfst du nicht nur in bezug auf den Profit sehen, den Jäger und Fallensteller, Kaufleute oder Siedler, Pflanze und Ärzte hier machen könnten - sondern in bezug auf alle Menschen, die gern etwas lernen, die gern Bescheid wissen, die verborgene Geheimnisse offenbart sehen und bisher unergründeten Rätseln auf die Spur gehen wollen. In diesen Karten und Aufzeichnungen liegt für alle, die damit etwas anzufangen wissen, der Schlüssel zu neuen und endlosen Ländern, zu Schätzen und Wundern.« Er richtete seinen intensiven Blick auf mich. »Und das ist der zweite Grund, warum ich den Ring mitnahm.«

»Ich verstehe nicht, was du damit meinst«, sagte ich.

»Ich habe nicht damit gerechnet, daß ich diese Expedition überleben würde, so daß ich in die anderen Länder zurückkehren könnte«, sagte er. »Es freut mich, daß ich es bis hierher geschafft habe, daß ich die Quelle des Uas finden durfte.«

»Ja?«

»Ich nahm den Ring nicht nur an mich«, erklärte er, »um



mir damit die Reise zu erleichtern, sondern um zu erreichen, daß du oder ein anderer mir folgte - und daß es somit jemanden gab, der meine Landkarten und Aufzeichnungen in die Zivilisation zurückbringen konnte.«

»Du bist geflohen«, sagte ich, »aus Angst vor mir.«

Shaba lächelte. »Der Ua will mir als seltsamer Fluchtweg erscheinen. Nein, mein Freund, ich bin nicht geflohen. Vielmehr begann ich meine Forschungsreise in das Landesinnere.«

»Was ist mit den gewaltigen Geldsummen, die den Kurii abgeluchst wurden, jenen Kreditbriefen, die in Schendi ausgezahlt wurden?«

»Die dienten dazu, die Kosten der Ausstattung der Expedition zu mindern«, antwortete er. »Du hast doch sicher nichts dagegen, daß ich Mittel der Kurii für diesen Zweck ausgegeben habe. Sie sollten froh sein, zu einem so guten Projekt beigetragen zu haben.«

»Du verteilst deine Verrätereien immerhin gerecht«, sagte ich. »Das spricht zweifellos für dich.«

»Du darfst nicht zu schlecht von mir denken, Tarl«, sagte Shaba. »Für mich war das eine Gelegenheit, wie sie sich im Leben nicht ein zweitesmal bietet. Wenn ich etwas falsch gemacht habe, dann im Bestreben, für meine Kaste etwas zu erreichen und, noch allgemeiner gesprochen, für die ganze Menschheit.« Er warf mir einen bedrückten Blick zu. »Was würden die Priesterkönige deiner Meinung nach mit dem Ring anstellen?« fragte er. »Ihnen wäre er nicht wichtig. Für mich, für die Menschen, hat er aber eine ungeheure Bedeutung. Ich bezweifle sogar, ob die Priesterkönige dem Menschen die Benutzung des Rings gestatten würden. Es erscheint mir denkbar, daß sie darin einen Bruch ihrer Vorstellungen zur menschlichen Technologie sehen würden.«

»Vielleicht hast du recht«, erwiderte ich. »Ich weiß ehrlich nicht, wie sie die Sache sehen würden.«

»Also nahm ich den Ring«, fuhr Shaba fort. »Mit seiner Hilfe habe ich den Ua-Fluß erforscht, dessen Quelle ich fand. Mit Hilfe des Ringes habe ich dich außerdem hinter mir hergelockt, so daß nun meine Landkarten und

Aufzeichnungen in die Zivilisation zurückgebracht werden können.«

Ich betrachtete den Kartenhalter und die Notizbücher.

»Ja«, sagte Shaba, »jene Dinge habe ich mit dem Diebstahl des Ringes und mit meinem Leben erreicht.« Plötzlich spannten sich seine Muskeln. Er schien Schmerzen zu leiden. »Bewache sie gut, mein Freund!«

»Warum bist du aus Bila Hurumas Palast geflohen?« fragte ich. Shaba war mit drei Galeeren abgefahren, während Bila Huruma ihm mit dem Rest der Schiffe und Vorräte gefolgt war.

»Ihm habe ich womöglich das größte Unrecht zugefügt«, sagte Shaba niedergeschlagen, »und doch meine ich, daß ich ihm durch meine Flucht aus dem Palast das Leben gerettet habe.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Bila Huruma, mein Gönner und Beschützer«, sagte Shaba, »stand zwischen Msaliti und mir. Msaliti hatte bereits einen Anschlag auf sein Leben versucht, jener Anschlag, bei dem der Mörder Jambia durch die Osts ums Leben kam, der Anschlag, mit dem er dich zu belasten versuchte.«

»Ja«, sagte ich.

»Solange ich im Palast war, befand sich Bila Huruma in Gefahr«, fuhr Shaba fort. »Wenn ich aber die Flucht ergriff, gab es keinen Grund mehr für Msaliti, seinen Tod zu planen. Und doch wußte ich von Anfang an, daß Bila Huruma mir folgen würde.«

»Natürlich«, sagte ich, »blieb Msaliti dann keine andere Wahl, als Bila Huruma von dem Ring zu erzählen und bei dem Versuch mitzumachen, den Ring zurückzuholen, in der Hoffnung, das kostbare Stück dann anschließend in die Hände zu bekommen.«

»Ich glaube nicht, daß Bila Huruma mir wegen des Rings gefolgt ist«, sagte Shaba lächelnd.

»Weshalb denn sonst?« fragte ich.

Shaba schwieg.

»Kein anderer Grund würde ihn an diesen Ort führen«, sagte ich, »als für den Ring morden zu wollen. Seine Eigen-

schaffen würden Bila Hurumas Position unanfechtbar machen.«

»Mag sein«, sagte Shaba lächelnd.

»Wie kommt es dann, daß du besorgt bist, Bila Huruma ein Unrecht zugefügt zu haben?« fragte ich. Das schien mir so unwahrscheinlich wie die Sorge eines Mannes, dem sich ein Larl auf die Spur gesetzt hat.

»Indem ich ihn für meine Zwecke benutzt habe.«

»Welche Zwecke?«

Shaba verharrte einen Augenblick lang reglos auf seinen Decken. Von Schmerzen gepackt, schloß er die Augen. Ich blickte starr auf den Ring, der ihm um den Hals hing. Erschöpft öffnete Shaba die Augen und sah mich an.

»Ich habe kein Interesse an deinen Landkarten und Notizen«, sagte ich. »Ich bin wegen des Ringes gekommen. Nimm mir die Handschellen ab. Gib mir den Ring.«

Von weiter oben gellte plötzlich ein Schrei herab. Ich fuhr herum und sah einen von Shabas Männern, der herumwirbelnd von der Höhe der Mauer stürzte und blutüberströmt auf dem Steinboden landete. Im nächsten Augenblick entdeckte ich als dunkle Silhouette vor dem blauen Tropenhimmel die riesigzottelige Gestalt eines Kur, der die Arme erhoben hatte und in der rechten Pfote eine blutrote Panga hielt. Auch von unten wurde Geschrei laut. Und schon brüllten wilde Kurii auf allen Seiten - sie schienen unsere Festung eingekreist zu haben. Plötzlich tauchte der Wipfel eines schmalen Baumes vor dem Himmel auf; er war von außen gegen die Wehrmauer gelehnt worden. Ein Kur stieg am Stamm empor und sprang über die Mauerkrone. An anderen Stellen erschienen ebenfalls die breiten, reißzahnbewehrten Kurii-Köpfe mit lodernden Augen.

Einer der Kurii schrie auf: ein Stoßspeer ragte ihm aus der Brust. Mit knappen Befehlen schickte Bila Huruma seine Askaris in den Kampf. Ich sah Kisu, der mit beiden Händen einen Eingeborenenspeer über den Kopf gehoben hatte und auf einen geduckten Kur zustürmte, der eben in den Hof gesprungen war.

»Nimm mir die Handschellen ab!« rief ich Ngumi zu, dem

Schriftgelehrten neben Shaba, der uns an diesen Ort geführt hatte.

Acht oder neun weitere Kurii landeten innerhalb der Mauer und verweilten einen Moment in Kauerstellung, Pangas im Maul, die Knöchel der Klauen auf den Boden gestützt. Trotz ihrer Größe bewegten sie sich leichtfüßig. Ich bemerkte, wie Msaliti ein Messer zog und seitlich davonschlich.

Askaris eilten die Steintreppen zur Mauer empor, an Stellen, wo die Wehrgänge noch nicht eingestürzt waren. Einer stieß einen eben angelegten Baumstamm zurück. Im nächsten Augenblick wurden vier Kämpfer von einem angreifenden Kur mit einer Riesenpanga von der Mauer gefegt. Andere Kurii schoben die Arme durch das Baumstammgeflecht am Eingang. Ayari, der kleine Ayari, gesellte sich zu den dort kämpfenden Askaris.

»Mach mich los!« forderte ich drängend. Ich bäumte mich in den Fesseln auf. Weitere Kurii kletterten über die Mauer. Der Schriftgelehrte warf Shaba einen verzweifelten Blick zu. »Binde ihn los«, sagte Shaba.

Zwei Kurii, die noch auf allen vieren hockten, blickten in unsere Richtung.

Am Eingang war Geschrei zu hören. Pangas zerfetzten das schützende Holzgitter.

Irgendwo kreischte eine Sklavin. Eine meiner Handfesseln sprang auf. Von den Kurii waren sicher viele goreanischer Abstammung, wilde degenerierte Kurii, Nachkommen gestrandeter Kurii oder Überlebende vernichteter Schiffe. Andere, so fürchtete ich, waren Schiffs-Kurii. »Beeil dich!« herrschte ich den Schriftgelehrten an. Einer der beiden Kurii, die in unsere Richtung blickten, hob plötzlich den Arm und deutete auf uns. Auf allen vieren, mit einer Wendigkeit und Geschwindigkeit, die bei einem so großen Wesen erschreckend anmuteten, griffen die beiden Geschöpfe an. Die andere Handfessel schnappte auf. Ich sah, wie sich eines der Ungeheuer, die Panga noch im Maul, auf Shaba stürzen wollte und dabei nach dem Ring an der Kette griff. Ich schleuderte dem anderen Kur die geöffneten Hand-

schellen ins Gesicht. Das Biest, das Shaba angreifen wollte, fuhr plötzlich verblüfft zurück. Verwirrt starrte es auf seine Pfote, an der frisches Blut zu sehen war. Die Panga fiel ihm aus den Reißzähnen. Das Ungeheuer, das mir an den Kragen wollte, zerrte sich brüllend die Handschellen aus dem verwundeten Auge. Sein Maul blutete, denn es hatte zu fest auf die Panga gebissen. Halb kriechend, halb laufend versuchte ich die Stelle zu erreichen, wo Ngumi nach meiner Fesselung den Gurt mit Dolch und Scheide abgelegt hatte. Verzweifelt ließ ich mich zur Seite rollen. Die Panga des Ungeheuers, das es auf mich abgesehen hatte, schepperte funkensprühend gegen die Pflastersteine. Der Kur, der Shaba angegriffen hatte, verendete vor seinem Lager. Shaba hustete und spuckte Blut. Die vergiftete Klinge seines Zahnringes war geöffnet und wies Blutspuren auf. Wieder warf ich mich zur Seite, und erneut raste die Panga auf mich zu. Der Tisch, auf dem Shabas Kartenbehältnis und Notizbücher lagen, schien in zwei Hälften zu explodieren, Gegenstände und Splitter flogen in alle Richtungen. Fauchend und brüllend sah sich der Kur um. Vorübergehend hatte er mich aus dem Auge verloren. Ich hielt mich auf seiner blinden Seite. Dann stieß ich den Kriegsschrei von Ko-ro-ba aus, sprang ihm auf den Rücken, krallte ihm einen Arm um die Kehle und versenkte den Dolch in sein Herz. Ich spürte den mächtigen Körper unter mir erbeben und sprang zur Seite davon. Ich fuhr herum. Ein zweiter Kur wollte sich auf Shaba stürzen. Wieder brachte Shaba den Zahnring zum Einsatz. Ich sah, wie sich die sechs Glieder der Klaue um die Halskette schlossen, dann sah ich, wie sich die Krallen öffneten und das Ungeheuer schlaff zurückglitt. Es verweilte einen Augenblick lang in sitzender Haltung und fiel dann haltlos zur Seite. Ich schob mir den blutigen Dolch zwischen die Zähne. Ich schmeckte das Blut eines Kur. Mit der Hand ergriff ich die Panga, die der von mir getötete Kur besessen hatte. Die Waffe war schwer. Ich konnte sie nur mit beiden Händen führen.

Kurz blickte ich zu Shaba zurück, der sich mit gesenktem Kopf in die Decken verkrallt hatte. Sie waren blutdurchtränkt. Ngumi eilte zu ihm. Shaba hob den Kopf. »Kämpfe!« sagte er. »Rettet euch!«

»Ich werde dich nie verlassen!« rief Ngumi. Dann schrie er auf, denn ein mächtiger Pangahieb hatte seinen Körper förmlich in zwei Teile gespalten. Ich sprang los und stach von vorn auf den Kur ein, der Ngumi getötet hatte. Der breite Kopf hielt meinem Streich nicht stand. Ich warf einen letzten Blick auf Ngumi und bemerkte, daß seine Tätowierungen, die bei einem Schriftgelehrten, einem Mann der Zivilisation, so erstaunlich wirkten, identisch waren mit den Zeichnungen auf Shabas Gesicht.

»Hilfe!« gellte eine Stimme. »Sie brechen durch!«

Ich lief zum Eingang, sprang brüllend auf die Steine und hieb gegen Arme und Pfoten, die das primitive Holzgitter anzuheben versuchten. Hastig wurden die Arme zurückgezogen. Heulend wichen Kurii zurück.

»Andere kommen über die Mauern!« rief eine Stimme.

»Bindet mich los!« vernahm ich eine Stimme. Ich eilte zu Turgus und trennte seine Fesseln durch. Er ergriff den Stoßspeer eines gefallenen Askari und stürzte sich in den Kampf. Anschließend öffnete ich mit schnellen Schritten die Fesseln der erschrocken dahockenden Sklavinnen. »Herr!« rief Janice. Vielleicht konnten die Mädchen fliehen. Allerdings waren sie innerhalb der Mauern eingeschlossen. Ich fuhr herum und begegnete dem Angriff eines anderen Kur. Ich blockierte seinen Hieb mit der Panga und wurde von dem Aufprall ein Dutzend Fuß zurückgeschleudert. Die Hand tat mir weh. Wieder griff das Ungeheuer an, und Steinsplitter sprühten aus der Wand rechts neben meinem Kopf. Ich wich zur Seite aus und erwischte ihn mit der Panga. Ächzend trat er zurück und hielt sich den Unterleib.

»Kisu, paß auf!« rief ich.

Kisu machte kehrt, doch schon warf sich eine Gestalt zwischen ihn und den Angreifer. Ein Stoßspeer wurde dem Kur in den Leib gerammt, wieder herausgerissen und noch mehrmals zum Einsatz gebracht, bis das erzürnte, erstaunte

Ungeheuer zurücktaumelte und sogleich von hinten durch einen Askari erlegt wurde.

Kisu blickte auf den Mann, der den Angreifer zurückgetrieben hatte »Dank, mein Ubar«, sagte er. Und dann standen Kisu, der Rebell, und Bila Huruma, der Ubar des Äquatorreiches, Seite an Seite und machten sich daran, die Angriffe weiterer Kurii abzuwehren. Ich hielt meine Panga mit beiden Händen. Mir bluteten die Lippen, da ich mich an dem Dolch geschnitten hatte, den ich zwischen den Zähnen hielt. Ich blickte mich um. Dann schob ich den Dolch in meine Tunika und wischte mir das Blut aus dem Gesicht, ehe ich mich wieder in den Kampf stürzte. Von hinten attackierte ich einen Kur, der sich über einen gefallenen Askari beugte, und erlegte ihn mit einem Hieb. Einen anderen schaltete ich ebenfalls von hinten aus, indem ich seine Wirbelsäule traf. Immer neue Kurii kletterten über die Mauer. Der Druck auf das Torgitter hatte ebenfalls nicht nachgelassen, und ich lief hinüber und trieb die Kurii mit heftigen Klingenstreichen zurück. Ein Anführer fauchte und gestikulierte. Andere brachten zwei der schlanken Baumstämme nach vorn, mit deren Hilfe die Kurii zuvor die Mauern erklimmen hatten. Ich legte den Kopf in den Nacken und atmete durch. Ich griff nach dem Dolch in meiner Tunika und sicherte ihn noch etwas besser im Stoff.

»Wie war es möglich, daß wir überrascht wurden?« fragte ich Ayari, der am Eingang kämpfte.

»Die Wächter an der kleinen Brücke wurden überfallen und getötet«, antwortete er. »Die Ungeheuer nahmen die Brücke ein und überquerten den Graben.«

»Ein wahres Gemetzel«, stellte ich fest.

Ich sah mich um. Die ovalen Lederschilder und die Stoßspeere der Askaris mochten bei Stammesfehden unbesiegbar sein, doch gegen die schweren und scharfen Pangas der Kurii konnten sie wenig ausrichten. Sie waren nicht mit den klobigen Äxten und schweren Schilden aus Torvaldsland zu vergleichen.

Bila Huruma schrie seinen Männern etwas zu. Er hatte seinen Schild fortgeworfen - vielleicht war er ihm auch vom

Arm geschlagen worden. »Nehmt sie euch einzeln vor!« brüllte er. »Greift zu fünft an, einer lenkt ab, die vier anderen attackieren!«

»Er verbessert unsere Taktik«, sagte Ayari.

»Er ist ein Ubar«, stellte ich fest.

Ein Askari mochte sich heftiger Pangastreiche mit der Klinge seines Speers erwehren, während vier andere das Ungeheuer umschwärmten und ihre Waffen zum Einsatz brachten. Wie schon angedeutet, mußte es sich bei den Kurii im großen und ganzen um wilde Kurii handeln, die es gewöhnt waren, allein zu kämpfen. Sie mochten einander nahe sein, doch sie kämpften letztlich allein, wie sie es aus den Wäldern gewöhnt waren. Sie waren furchteinflößend und überaus stark - doch sie hatten keine Kampfausbildung.

»Es sind zu viele«, sagte ich.

»Es stimmt schon, daß wir verloren sind«, sagte Ayari,

»aber wir werden einen gutem Kampf liefern.«

»Brav gesprochen, kleiner Bursche!« sagte ich.

Ich sah Bila Huruma auf ein Knie niedergehen. Ein riesiger Kur stand neben ihm, die Panga über den Kopf erhoben. Hinter Bila Huruma gellte plötzlich ein lauter Ukungu-Schrei auf, und ein Eingeborenenenspeer wurde am Ubar vorbeigestoßen und bohrte sich dem Kur ins Herz.

»Danke, Rebell«, sagte Bila Huruma und stand wieder auf. Kisu zog die Waffe heraus und grinste. »Jetzt schulde ich dir nichts mehr«, sagte er.

»Stimmt«, antwortete Bila Huruma, und wieder kämpften die beiden Seite an Seite, Rebell und Ubar.

Nun rief einer der Kur-Anführer seine Streitkräfte zur Ordnung und formierte sie zu losen Reihen, um zu verhindern, daß seine Kämpfer weiterhin einzeln angegriffen wurden. Ich bezweifelte nicht, daß er ein Schiffs-Kur war. Ich bewunderte sein Vermögen, die degenerierten Kurii unter sein Kommando zu zwingen. Vielleicht hatte sich in ihnen noch ein Rest von Erinnerung an die Disziplin und Würde ihrer Vergangenheit gehalten, sicher aber an die Zwänge der Schiffs-Treue.



»Es ist aus mit uns«, sagte ich. »Jetzt kämpfen sie zusammen.«

Bila Huruma sammelte seine Männer um sich. Viele waren verwundet. Es waren wohl nicht mehr als hundert am Leben.

Weitere Kurii sprangen über die Mauern.

Plötzlich erönte hinter uns ein Knacken und Splittern.

Immer wieder wurden die Baumstämme gegen das schwache Holzgeflecht gerammt, das den Eingang versperrte.

»Wir müssen sie aufhalten!« rief Ayari.

»Unmöglich«, sagte ich. Plötzlich brach die Barriere, und Kurii schwärmten herein, einige mit Pangas bewaffnet, andere mit Knüppeln und angespitzten Stöcken. Wir wurden förmlich aus unserer Position im Innenhof geschwemmt. Und schon wurde mir die Panga aus der Hand gerissen, tief vergraben im Leib des Kur, den ich damit angegriffen hatte.

»Formiert euch!« schrie ich. »Mit dem Rücken zur Mauer!«

Männer strömten an mir vorbei, um an der Mauer Position zu beziehen. Ich sprang einem Kur auf die Brust und krallte mich mit einer Hand in seinem langen Nackenfell fest. Mit der anderen trieb ich den Dolch, den ich aus meiner Tunika gerissen hatte, immer wieder in seine Brust. Der Kur trug Goldringe in den Ohren, und ich war sicher, daß es sich um einen Schiffs-Kur handelte. Ich sprang zu Boden, als das Ungeheuer aufschrie, herumwirbelte und dann zu Boden ging-

Turgus bohrte einen Speer in die Brust eines wie wahnsinnig angreifenden Kur.

Und schon hatte ich das Gefühl, ringsum von Kurii umgeben zu sein, Wesen, die sich allerdings kaum um mich zu kümmern schienen, weil sie es auf die Männer vor der Mauer abgesehen hatte. Ich attackierte ein Ungeheuer, das sich an mir vorbeidrängte, und wurde förmlich mitgerissen, mich an Pelz und Dolch festhaltend. Ich bekam den Dolch frei, als ich soeben von einem anderen Kur entdeckt wurde. Schon raste die Klinge empor. Es ist schwierig, mit einer so

kleinen Waffe das Gehirn eines Kur zu erreichen. Möglich ist es jedoch, wenn man den richtigen Winkel trifft und durch die Augenhöhle zustößt. Auch durch das Ohr ist es denkbar, wo der Schädel ein wenig dünner ist. Der Kur stieß einen Schmerzensschrei aus, und ich verlor meinen Dolch, als sich das Wesen die Klauen vors Gesicht riß. Brüllend zerrte es sich die Waffe heraus und versuchte dann mich zu packen. Ich wich zurück. Das Wesen starb, ehe es mich erreichte. Ich schob mich weiter zurück und befand mich dann inmitten von Menschen. Waffen prallten aufeinander. Die goldene Kette, die Bila Huruma mir geschenkt hatte, war blutig. Ich bemerkte, daß ein Kur hinter unseren Männern über die Mauer langte. Ich sprang die ausgetretene Treppe empor, die an dieser Stelle zur Mauerkrone führte. Ich nahm die goldene Kette ab und hieb sie dem Ungeheuer ins Gesicht, das rückwärts in die Tiefe stürzte. Auf der Mauer entlanglaufend, stieß ich einen Baumstamm zurück, der dagegen gelehnt wurde. Zwei Kurii sprangen von dem stürzenden Baum. Im nächsten Augenblick entdeckte ich innerhalb der Mauern einen Kur. Er befand sich hinter unseren Männern. Er hob die Panga. Ich sprang dem Wesen von der Mauer aus auf die Schultern und legte ihm die goldene Kette um den Hals. Das Geschöpf griff nach mir, konnte mich aber nicht abschütteln. Ich behielt den Kopf unten und wich immer wieder der zustoßenden Panga aus. Dann zog ich die Kette an. Der Kur warf sich gegen die Mauer und zerdrückte mich beinahe. Mein Rücken fühlte sich feucht an, und der raue Stein verursachte Schmerzen. Ich ließ nicht locker. Ich spürte die Klauen des Kur, die mich zu erreichen versuchten. Dann knackte etwas in seinem Hals. Die Panga fiel zu Boden. Der Kur begann zu schwan-  
ken. Zitternd hielten meine Hände die goldene Kette, die sich tief in den Hals des Kur gegraben hatten. Und dann stürzte das Ungeheuer. Ich sprang zu Boden, riß die Kette los und legte sie mir wieder um den Hals. Dann griff ich nach der zu Boden gefallenen Panga. Zu meinem Entsetzen langte das Ungeheuer nach mir. Ich sah, wie sich seine mächtigen Lungen füllten und die Augen mich anstarrten.

Es atmete Luft in den Körper, Blut strömte ihm aus dem Mund. Es ist nicht leicht, einen Kur zu töten. Ich hieb mit der Panga zu. »Verzeih mir, mein Freund«, sagte ich, denn ich griff nicht mit den Streichen eines Kriegers an, sondern mit denen eines Schlächters. Ich torkelte und fühlte mich schwach, und meine Hände zitterten.

Ich hörte, wie Bila Huruma seine Männer an der Mauer zusammenrief. Dann brüllte er: »Attacke!«

Seine Kühnheit überraschte die Kurii. Doch schon wenige Momente später waren Bila Huruma, Kisu, Turgus, Ayari und die Askaris wieder zurückgetrieben worden.

Die Lage war hoffnungslos, und doch meine ich, daß die Kurii vor den Menschen Respekt zu empfinden begannen.

Ein Anführer der Kurii formierte entschlossen seine Ungeheuer neu. Ich war sicher, daß für den Sieg der anderen nur noch eine massierte Attacke der Ungeheuer erforderlich sein würde. Zu meiner Überraschung aber sah ich, wie der Kur-Anführer, ein riesiger brauner Kur, der zweifellos aus den fernen Schiffen stammte, vor dem schwarzen Ubar grüßend die Pfote hob. Daraufhin hob Bila Huruma schweratmend seinen Stoßspeer mit blutiger Faust. »Askari hodari!« rief er. Ich bebte vor Erregung. Große Ehre hatte er dem Ungeheuer erwiesen, das nicht einmal ein Mensch war. Der Salut des Kur-Befehlshabers war bestätigt und erwidert worden. Die Worte, die Bila Huruma gesprochen hatte, entstammten der Ushindi-Sprache und ließen sich etwa als »Mutiger Soldat« übersetzen.

»Ich habe ihn!« vernahmen wir einen Schrei. Wir blickten zum aufgebrochenen Eingang. Dort stand Msaliti, einen blutigen Dolch in der Hand haltend, während er in der anderen eine Kette mit einem daran baumelnden Ring schwenkte.

»Er hat den Ring!« rief ich.

Ich blickte zum Lager des Shaba. Es war von toten Kurii und niedergestreckten Askaris umgeben. Hustend hielt sich Shaba die Brust. Der Zahnring, der vergiftete Ring, war geleert. Msaliti hatte seine Chance abgewartet und war dann

über Shaba hergefallen. Nach den Wunden zu urteilen, war Shaba vier- oder fünfmal getroffen worden. Anschließend hatte Msaliti Kette und Ring ergriffen und war zum Eingang geeilt. Die Kurii standen zwischen uns und Msaliti. Der Befehlshaber der Kurii hob die Pfote und entblößte die mächtigen Reißzähne. Es war ein Zeichen seines Triumphs, ein Ausdruck seiner Freude. Eilig gab er seinen Ungeheuern neue Befehle. Msaliti sprang von der Steinschwelle und verließ die festungsähnliche Einfriedung. Die Kurii musterten uns fauchend und ließen uns nicht aus den Augen, als sie sich nun Schritt für Schritt zurückzuziehen begannen - offensichtlich war es bei den Befehlen ihres Kommandanten darum gegangen. Er hatte gesiegt und wollte keines seiner Ungeheuer mehr riskieren. Außerdem brauchte er sie, um den sicheren Transport des Ringes zum vorbereiteten Treffpunkt zu garantieren, von wo er später auf die Stahlwelten zurückgebracht oder auf dieser Welt vernichtend gegen die Menschen und Priesterkönige eingesetzt werden würde.

Meine Panga mit beiden Händen haltend, wollte ich die Ungeheuer verfolgen. Doch Kisu packte mich und hielt mich zurück. Bila Huruma stellte sich ebenfalls zwischen mich und unsere zottigen Feinde.

»Nein!« rief Kisu.

»Nein!« rief auch Bila Huruma. »Es wäre Wahnsinn, ihnen zu folgen.«

»Bleib bei uns, Tar!« rief Ayari.

Auch Turgus faßte nach meinem Arm. Ich kam nicht mehr frei.

»Laßt mich los!« forderte ich.

»Du kannst nichts mehr ändern«, sagte Kisu.

Im Griff meiner Freunde sah ich zu, wie die Kurii sich zurückzogen. Gehorsam verließen die zottigen Ungeheuer die Festungsanlage. Ich bewunderte den Befehlshaber der Kurii, der seinen wilden Kämpfern eine solche Disziplin aufzuerlegen vermochte.

Bila Huruma eilte zu Shaba.

Ich schüttelte Turgus und Kisu ab und rannte zum

Eingang der Festung. Als ich die Höhe der Steinschwelle erreichte, sah ich, daß die schwimmende Brücke an unserem Ende losgeschnitten worden war und jetzt auf der anderen Seite an Land gezogen wurde. Zwischen mir und den Ungeheuern erstreckte sich der gefährliche Graben, etwa vierzig Fuß breit, in dem sich die tödlichen Fische tummelten.

Ich stieg von den Steinen, die von Shabas Leuten im Eingang aufgetürmt worden waren.

Ich blickte über den Graben zu den Kurii hinüber. Kisu, Turgus und Ayari standen hinter mir.

Auf der anderen Seite des Grabens hob Msaliti Kette und Ring über den Kopf. »Ich habe gesiegt!« rief er.

Der Befehlshaber der Kurii entriß ihm die Kette und legte sie sich um den Kopf.

»Ich habe gesiegt!« rief Msaliti.

Nun gab der Befehlshaber der Kurii einem seiner Ungeheuer einen Befehl. Msaliti schrie entsetzt auf, als das Monster ihn hoch über den Kopf hob und in den Graben schleuderte.

Augenblicklich sprang Msaliti auf und begann zu kreischen. Er stürzte erneut, kam wieder hoch und sank wieder um. Ringsum brodelte das Wasser, das sich rot zu färben begann. Msaliti bewegte sich wie durch einen zähen Morast und kam schreiend auf uns zu. Ich entriß Kisu den Eingeborenenspeer und hielt ihn Msaliti hin, der schreiend danach griff. Wir zogen ihn aus dem Wasser. Füße und Beine waren nicht wiederzuerkennen. Wir rissen die gierigen Fische aus seinem Fleisch. Dann lag er vor uns, und wir versuchten mit Stoffstreifen die Blutung zu stillen.

Auf der anderen Seite zogen die Kurii im Gänsemarsch ab.

Wir gaben uns größte Mühe, Msalitis Leben zu retten.

Schließlich gelang es uns, die Wunden wirksam abzubinden.

In diesem Augenblick tauchte Bila Huruma neben mir auf.

»Shaba ist tot«, sagte er.

Msaliti hob die Hand vor dem Ubar. »Mein Ubar«, sagte er.

Bila Huruma betrachtete Msaliti voller Trauer. Dann sagte er zu seinen Askaris: »Werft ihn den Fischen zum Fraße vor!«

»Mein Ubar!« kreischte Msaliti, aber schon ging er im Graben unter, umschwärmt von Fischen.

-54-

»Ich habe die Karten und Notizbücher untersucht«, sagte ich zu Bila Huruma.

»Sind die Unterlagen vollständig?« fragte er.

»Ja, es wurde alles gefunden.«

Wir standen auf einer weitläufigen Steinfläche, zu der verschiedene breite Treppen hinaufführten, ausgehend von dem eindrucksvollen Marmorkai am Westrand der uralten Stadt, dem Kai, an dem wir vor Tagen gelandet waren, nachdem wir den See überquert hatten. Hinter uns lag das riesige Gebäude mit seinen mächtigen Säulen, von denen einige in die Ruinen gestürzt waren. Links und rechts erhoben sich die überlebensgroßen Gestalten der Steinkrieger, die strengen Blickes nach Westen starrten. Shabas Galeere und die drei Galeeren und Kanus Bila Hurumas, daneben unser kleines Kanu, das uns lange und treu gedient hatte, waren tief unter uns festgemacht.

Wir schauten auf den ruhig daliegenden See hinaus.

Links von uns befanden sich die Überreste eines großen Scheiterhaufens. Bila Huruma hatte eigenhändig die Asche Shabas in die Luft hinaufgeschleudert, damit der Wind sie packe und über die Stadt und den dahinterliegenden Dschungel wehe. So würde ein Teil von Shaba die Reisen fortsetzen, die er als Geograph begonnen hatte, Flocken weißer Asche im Wind, zerbrechlich, aber beständig, schnell verweht, aber ewig, etwas, das mit den Realitäten von Geschichte und auch Ewigkeit unwiderruflich verbunden war.

»Dieser See, der die Quelle des Ua-Flusses ist«, sagte ich, »hat den Namen Bila-Huruma-See erhalten.«

»Das streichst du wieder«, befahl Bila Huruma. »Statt dessen schreibst du Shaba-See hin.«

»Es soll geschehen«, sagte ich.

Eine Zeitlang verfolgten Bila Huruma und ich, wie die Galeeren und Kanus zur Abfahrt vorbereitet wurden. Man hatte gejagt und Vorräte angelegt. Etwa neunzig Askaris waren Bila Huruma geblieben. Von Shabas Leuten hatten siebzehn überlebt.

»Ich bin ein einsamer Mann«, sagte Bila Huruma. »Shaba war mein Freund.«

»Und doch hast du ihn verfolgt«, sagte ich, »um ihn einzuholen und zu töten, um ihn zu berauben.«

Bila Huruma musterte mich verwirrt. »Nein«, antwortete er, »ich bin ihm gefolgt, um ihn zu schützen. Er war mein Freund. Nach unseren Plänen sollte er hundert Galeeren und fünftausend Mann den Fluß hinaufführen. Er jedoch floh mit drei Galeeren und nicht einmal zweihundert Gefolgsleuten, so möchte ich schätzen. Ich wollte ihm mit der Zahl meiner Schiffe und Männer Unterstützung gewähren.«

»Auf der ursprünglich vorgesehenen Expedition solltest du ihn nicht begleiten«, stellte ich fest.

»Natürlich nicht«, gab er zurück. »Ich bin ein Ubar.«

»Warum bist du ihm dann gefolgt?« wollte ich wissen.

»Ich wollte, daß die Flotte durchkam«, sagte er. »Shaba hätte sie ans Ziel bringen können, und dasselbe traute ich mir zu. Ob auch andere dazu in der Lage sein würden, wußte ich nicht.«

»Du bist doch aber ein Ubar«, sagte ich.

»Gleichzeitig war ich sein Freund«, sagte Bila Huruma.

»Für einen Ubar ist jeder Freund kostbar. Wir haben so wenige.«

»Shaba sagte mir, er habe dir Unrecht getan«, sagte ich.

Bila Huruma lächelte. »Er hat es bedauert, mich durch Täuschung auf den Fluß gelockt zu haben«, sagte er. »Doch vielleicht hat er mir sogar das Leben gerettet, indem er aus

meinem Palast floh. Ein Anschlag war bereits auf mein Leben verübt worden. Er war der Ansicht, daß ich nach seiner Flucht nicht mehr unmittelbar in Gefahr sein würde.«

Ich nickte. Msaliti, der am Fluß den Schutz des Ubars und seiner Männer brauchte, hatte seine Mordpläne daraufhin sicher aufgegeben, zumindest vorübergehend. Eine solche Tat war nur sinnvoll, soweit sie dazu beitrug, Hindernisse auf dem Weg zur Erlangung des Tahari-Ringes zu beseitigen.

»Hat Msaliti dir nicht zugeraten, Shaba zu verfolgen?« fragte ich. »Hat er dir nicht mitgeteilt, daß Shaba im Besitz einer außerordentlich wertvollen Sache sei?«

»Nein«, erwiderte Bila Huruma. »Ein solcher Vorstoß war seinerseits gar nicht erforderlich, denn ich hatte mich von allein zu der Expedition entschlossen. Er bat lediglich, mich begleiten zu dürfen, was ich ihm natürlich gestattete.«

»Es will mir scheinen, als habe Shaba damit gerechnet, daß ich oder ein anderer ihm den Fluß herauf folgen würde«, sagte ich.

»Ja«, meinte Bila Huruma. »Aus irgendeinem Grund hat er nicht erwartet, den Vorstoß zu überleben. Vielleicht solltest du oder ein anderer ihm folgen, um seine Karten und Notizbücher sicher in die Zivilisation zurückzubringen.«

»Es sieht so aus«, sagte ich.

»Warum hat er nicht damit gerechnet zu überleben?« fragte Bila Huruma.

»Der Fluß, die Gefahren, die Krankheit«, mutmaßte ich.

»Ganz bestimmt auch wegen der Ungeheuer«, meinte Bila Huruma.

»Ja, auch wegen der Ungeheuer.«

»Und wohl auch deinetwegen«, fuhr Bila Huruma fort.

»Gewiß hättest du ihn umgebracht wegen der Sache, auf die es dir ankam.«

»Ja«, sagte ich. »Wäre es nötig gewesen, hätte ich ihn deswegen getötet.«

»Es muß eine sehr kostbare Sache sein«, sagte Bila Huruma.

»Das war sie«, erwiderte ich nickend.



»War?« fragte er.

»Die Kurii haben sie jetzt«, erwiderte ich, »die Ungeheuer, die uns angegriffen haben.«

»Ich verstehe«, sagte er.

»Shaba«, fuhr ich fort, »sagte mir, er habe dich für seine Zwecke eingespannt. Ich glaube, seiner Meinung nach hat er dir in diesem Sinne ein Unrecht angetan und weniger dadurch, daß er dich den Fluß heraufgelockt hat.«

»Darüber sprach er zu mir vor seinem Tode«, sagte Bila Huruma.

»Ich kann nicht verstehen, inwiefern du für seine Zwecke leingespannt worden bist.«

»Liegt das nicht auf der Hand?« fragte er lächelnd.

»Nein«, sagte ich.

»Ich sollte dich bei deiner Fahrt flußabwärts beschützen«, sagte er. »Die Landkarten und Notizbücher sollten heil in die Zivilisation zurückkehren.«

Wie betäubt stand ich auf der Plattform. Kisu erstieg die Treppe zu uns. »Die Galeeren, die Kanus sind bereit«, meldete er.

»Gut«, sagte Bila Huruma.

»Wir kommen gleich«, sagte ich.

Kisu nickte und machte auf der Treppe kehrt, um zu den Schiffen zurückzukehren.

»Wir sind beide getäuscht worden«, sagte Bila Huruma.

»Du scheinst deswegen nicht verbittert zu sein.«

»Bin ich auch nicht«, sagte er.

»Wir könnten die Landkarten und Notizbücher verbrennen«, sagte ich.

»Natürlich.«

»Aber ich bringe es nicht fertig.«

»Ich auch nicht«, stimmte mir der Ubar lächelnd zu. »Wir werden sie nach Ushindi bringen, von dort kannst du sie mit angemessener Eskorte den Nyoka hinab nach Schendi bringen. Ramani aus Anango, der Shabas Lehrmeister war, wartet dort auf sie.«

»Shaba hat alles gründlich durchgeplant«, sagte ich.

»Er wird mir sehr fehlen«, sagte Bila Huruma.

»Er war ein Dieb und ein Verräter«, sagte ich.

»Er blieb seiner Kaste treu«, sagte Bila Huruma.

»Ein Dieb und ein Verräter«, sagte ich aufgebracht.

Bila Huruma wandte sich ab und blickte auf die Ruinen des riesigen Gebäudes, auf die verwitterten Denkmäler und die vergessene Stadt, die sich im Osten erstreckte.

»Hier gab es einmal ein großes Reich«, sagte er. »Jetzt ist es verschwunden, und wir wissen nicht einmal, wer diese Steine auftürmte und ausrichtete, wer die Mauern und Tempel entstehen ließ und die Gärten und breiten Straßen anlegte. Wir wissen nicht einmal den Namen dieses Reiches oder wie die Menschen hier sich nannten. Wir wissen nur, daß sie diese Dinge bauten und eine Zeitlang darin lebten. Reiche erblühen und scheinen dann wieder zu vergehen. Trotzdem müssen die Menschen sie erschaffen.«

»Oder vernichten«, sagte ich.

»Oder das«, sagte Bila Huruma und richtete den Blick auf die Galeeren und Kanus. Dort unten erwartete uns Kisu.

»Ja, oder das«, fuhr er fort. »Einige Männer erschaffen Reiche, andere möchten sie vernichten.«

»Und was ist das edlere?« fragte ich.

»Ich finde«, sagte Bila Huruma, »es ist besser zu bauen als zu zerstören.«

»Obwohl auch die eigene Welt einmal zu Staub zerfallen wird?« fragte ich.

»Ja, trotzdem«, entgegnete Bila Huruma.

»Weißt du, was ich und Msaliti bei Shaba gesucht haben?«

»Natürlich. Vor seinem Tode hat mir Shaba alles gesagt.«

»Es war nicht sein rechtmäßiges Eigentum«, sagte ich. »Er war ein Dieb und ein Verräter.«

»Er blieb seiner Kaste treu«, stellte Bila Huruma fest. Ich kehrte dem Ubar den Rücken zu und begann die Stufen hinabzugehen.

»Warte«, sagte Bila Huruma.

Ich wandte mich ihm zu, und er folgte mir, bis wir wieder auf gleicher Höhe standen.

»Shaba hat mich gebeten, dir dies zu geben«, sagte er. »Er

hatte es in seiner Kleidung versteckt.« Er drückte mir einen großen Ring in die Hand, ein Schmuckstück, das für einen menschlichen Finger zu groß war. Er bestand aus Gold und hatte eine eingefaßte silberne Platte. An der Außenseite des Rings, gegenüber der Fassung, befand sich ein eingelassener runder Schalter. Auf dem eigentlichen Ring entdeckte ich einen winzigen Kratzer, den ich sofort wiedererkannte. Meine Hand begann zu zittern.

»Shaba«, fuhr Bila Huruma fort, »hat mich gebeten, dir seinen Dank auszurichten - und seine Entschuldigung. Er brauchte den Ring, weißt du. Am Ua-Fluß hat er ihm gute Dienste geleistet, wie du dir vorstellen kannst.«

»Seinen Dank?« fragte ich. »Seine Entschuldigung?«

»Er hatte den Ring gewissermaßen geliehen«, fuhr Bila Huruma fort. »Er wollte ihn nicht für immer behalten. Er hoffte, daß es dir nichts ausmachen würde.«

Ich brachte kein Wort heraus.

»Er hatte die Absicht, dir den Ring persönlich zurückzugeben«, erklärte Bila Huruma, »aber der überraschende Angriff der Ungeheuer kam ihm dazwischen.«

Ich schloß die Hand um den Ring. »Weißt du, was du mir da gibst?« fragte ich.

»Ein Ring von großer Macht«, sagte Bila Huruma, »ein Schmuckstück, das seinem Besitzer den Mantel der Unsichtbarkeit umlegen kann.«

»Mit einem solchen Ring könntest auch du selbst unsichtbar sein«, sagte ich.

»Mag sein«, sagte Bila Huruma lächelnd.

»Warum gibst du ihn mir?«

»Es war Shabas Wunsch«, antwortete Bila Huruma.

»Ich hatte es kaum für möglich gehalten, daß es solche Freundschaften gibt«, sagte ich.

»Ich bin ein Ubar«, sagte Bila Huruma. »In meinem ganzen Leben habe ich nur zwei Freunde gehabt. Jetzt sind beide tot.«

»Shaba war der eine«, sagte ich.

»Natürlich«, sagte Bila Huruma.

»Wer war der andere?« wollte ich wissen.

»Den anderen habe ich töten lassen«, sagte er. '<';  
»Und wie hieß er?« , J»  
»Msaliti«, antwortete er.

-55-

»Fahren wir!« rief Kisu.

Der Ubar und ich stiegen gemeinsam die mächtige Treppe hinab.

In diesem Augenblick gab es die Explosion. Sie ereignete sich in mehreren Pasang Entfernung. Ein greller Lichtblitz zuckte auf. Eine gewaltige Feuersäule stürmte vor dem tropischen Himmel empor. Eine riesige Staub- und Blätterwolke breitete sich aus. Die Erde bebte, das Wasser des Shaba-Sees geriet in Bewegung. Männer schrien auf, Mädchen kreischten. Wir spürten eine heiße Luftwelle und sahen Bäume umstürzen. Felsbrocken, Äste und andere Bruchstücke regneten hernieder.

Dann war es wieder still, bis auf die Wellen, die gegen die Kaimauern und die hölzernen Schiffsflanken klatschten. Im Südwesten breitete sich am Himmel ein dunkler Fleck aus. Hier und dort brannten die Wipfel noch stehender Bäume. Dann verschwanden die Brände einer nach dem anderen, denn sie kamen gegen die lebendige Frische des Holzes nicht lange an.

»Was war das?« fragte Kisu.

»So etwas wird Explosion genannt«, erklärte ich.

»Und was hat das zu bedeuten?« fragte Bila Huruma.

»Es bedeutet, glaube ich, daß wir nun wohl auf der Fahrt flußabwärts nichts mehr zu befürchten haben«, sagte ich. Ich lächelte vor mich hin. Der falsche Ring würde nicht mehr im Sardargebirge abgeliefert werden.

»Dann wollen wir ablegen«, sagte Bila Huruma.

»Leinen loswerfen!« rief ich den Männern zu.

Nach kurzer Zeit standen die vier Galeeren und die Kanus, zu denen auch unser Boot zählte, wieder auf dem See.

Ich band mir den Tahari-Ring um den Hals, wo er der goldenen Kette Bila Hurumas Gesellschaft leistete. Dicht neben mir, in wasserdichte Ölfelle eingewickelt, an ein schwimmfähiges Floß gebunden, ruhten das Kartenbehältnis und die Notizen Shabas.

Ich blickte zur Stadt zurück und auch auf die dunkle Stelle am südwestlichen Himmel.

Dann tauchte ich das Paddel ins Wasser und trieb unser Kanu an.

-56-

»Wo ist Aibu?« rief Kisu.

Wir standen auf dem großen Platz Nyundus, des Hauptdorfes der Ukungu-Region.

Mwoga, einen Speer in der Hand, einen Schild am Arm, kam ins Freie, um uns zu begrüßen. »Er ist tot«, sagte Mwoga-

Tende, die hinter Kisu stand, schrie bekümmert auf.

»Wie ist er gestorben?« fragte Kisu.

»Durch Gift«, antwortete Mwoga. »Ich bin jetzt der Häuptling von Ukungu.«

»Mein Speer behauptet, daß das nicht stimmt«, sagte Kisu.

»Mein Speer behauptet, daß es die Wahrheit ist«, gab Mwoga zurück.

»Dann sollen die Waffen entscheiden«, sagte Kisu.

Normalerweise werden die Schneiden der Ukungu-Speere durch kleine Lederstreifen geschützt. Mwoga und Kisu hatten diese Binden von den Waffen genommen. Die Schneiden der Lanzen schimmerten. Beide Männer trugen Schilde. Der Ukungu-Schild ist gewöhnlich mit einem Federbüschel verziert.

»Ich würde einen besseren Mfalme abgeben als Aibu«, sagte Mwoga. »Deswegen habe ich ihn umbringen lassen.« Der Kampf war kurz, und schon zog Kisu seine blutige Speerspitze aus Mwogas Brust, der vor ihm am Boden lag.

»Du kämpfst gut«, sagte Bila Huruma. »Sorgst du nun dafür, daß jene, die Mwoga unterstützt haben, umgebracht werden?«

»Nein«, antwortete Kisu. »Gegen sie habe ich nichts. Es sind meine Stammesgenossen. Sie dürfen friedlich in den Dörfern von Ukungu weiterleben.«

»Es gab einmal eine Zeit«, sagte Bila Huruma zu Kisa, »da warst du kaum mehr als ein Kailiauk und übtest die Sturheit und Grobheit dieses Tiers, schnell zu erzürnen, gedankenlos in deinen Attacken. Jetzt sehe ich, daß du etwas von der Weisheit gelernt hast, die einen Mfalme auszeichnet.«

Kisu zuckte die Achseln.

»Begleite uns weiter nach Ushindi«, sagte Bila Huruma

»Msaliti ist tot. Ich brauche einen Mann, der in meinen Reich die zweite Position übernimmt.« |

»Es ist besser, in Ukungu an erster Stelle zu stehen«, sagte Kisu, »als im Reich an zweiter.«

»Du stehst in Ukungu an erster Stelle«, sagte Bila Hurumif und gab dem anderen damit seine Macht zurück.

»Ich werde dich von Ukungu aus bekämpfen«, kündigte Kisu an.

»Warum?« fragte Bila Huruma.

»Ich will, daß Ukungu frei ist.«

Bila Huruma lächelte. »Ukungu ist frei«, sagte er.

Ringsum wurden Rufe des Erstaunens laut.

»Säubere jetzt die Klinge deines Speers«, sagte Bila Huruma. »Stecke sie wieder in die schützenden Lederstreifen.

»Das soll geschehen«, sagte Kisu.

Kisu reichte einem der Dorfbewohner seine Waffen. Dann umarmten sich er und Bila Huruma.

So kam Frieden nach Ukungu und in das Reich.

»Sei begrüßt«, sagte Kapitän Ulafi zu mir.

»Sei begrüßt«, antwortete ich.

»Ist das die kleine Unruhestifterin?« fragte er und betrachtete Janice, die am Kai von Schendi kniete.

Janice senkte den Kopf. »Verzeih mir, Herr«, sagte sie, »wenn ich dir einmal mißfallen habe.«

»Wie schön sie geworden ist«, sagte Ulafi. »Man kann sich kaum vorstellen, daß es dasselbe Mädchen ist.« Er betrachtete sie. »Sie ist ein sinnlicher Traum«, sagte er.

»Sie ist Sklavin«, antwortete ich achselzuckend.

»Wie dumm doch Männer sind, die einer Frau die Freiheit schenken«, sagte er.

»Mag sein«, äußerte ich.

»Du möchtest wieder auf der Schendi-Palme fahren?« fragte er. »Zurück nach Port Kar?«

»Mit deiner Erlaubnis, Kapitän«, sagte ich.

»Es ist alles arrangiert«, sagte er, und ich drückte ihm den vereinbarten Betrag in die Hand.

»Wir legen bald ab«, sagte er. »Mit der Flut.«

Als ich nach Schendi zurückkehrte, hatte ich Botschaften vom Hofe Bila Hurumas bei mir. Die Beträge, die ich bei meiner Verhaftung in Schendi verloren hatte, waren mir zurückerstattet worden. Außerdem hatte ich meinen Seesack samt Inhalt zurückerhalten, und zwar von der Frau, die mir an der Straße der Gewerbe das Zimmer vermietet hatte. Der Seesack lag jetzt zu meinen Füßen. Darin befand sich unter anderem eine Goldkette, die ich vor langer Zeit von Bila Huruma zum Geschenk erhalten hatte. Sie hatte mich auf meiner äquatorialen Odyssee ein gutes Stück begleitet. Auf der Brust trug ich unter meiner Tunika den Tahari-Ring, an einer Lederschnur hängend, die um meinen Hals führte.

Ich dachte an Bila Huruma und die Einsamkeit des Ubars. Ich dachte an Shaba und seine Forschungsreisen, an die Erkundung des Ushindi-Sees, die Entdeckung und Ausmessung des Ngao-Sees und die Entdeckung und Erforschung des Ua-Flusses bis hin zu seiner Quelle im stillen Wasser

jenes großen Sees, den er Bila-Huruma-See getauft hatte. Dem Wunsche Bila Hurumas folgend, hatte ich diesen Namen in Shaba-See geändert. Er war wahrhaftig einer der größten, wenn nicht der größte Forscher Gors gewesen. Ich nahm nicht an, daß sein Name in Vergessenheit geraten würde.

»Ich bin dankbar«, hatte Ramani aus Anango gesagt, der Lehrmeister Shabas. Ich hatte ihm und zwei anderen seiner Kaste die Landkarten und Notizbücher Shabas ausgehängt. Ramani und seine Kollegen hatten geweint. Ich hatte sie verlassen und war in meine Unterkunft zurückgekehrt. Sämtliche Unterlagen würden vielfach kopiert werden, um durch Kastenbrüder in den Städten des zivilisierten Gor verbreitet zu werden. Die ersten Kopien waren jedoch bereits durch die Schriftgelehrten Bila Hurumas in Ushindi erstellt worden, eine Tatsache, von der Ramani nichts zu wissen brauchte.

»Wirst du die Arbeit am Kanal fortsetzen?« hatte ich Bila Huruma gefragt.

»Ja«, hatte er gesagt.

Wenn der Kanal später einmal den Ushindi- mit dem Ngao-See verband, gab es eine durchgehende Wasserstraße zwischen dem Thassa und dem Ua-Fluß - von nicht zu unterschätzender wirtschaftlicher und kultureller Bedeutung. Die Bedeutung der Arbeit Bila Hurumas und Shabas, eines Ubar und eines Schriftgelehrten, war nach meinem Dafürhalten nicht zu ermessen.

Ich dachte an den kleinen Ayari, mit dem ich die Gauner- kette und meine Abenteuer am Ua-Fluß geteilt hatte.

Heute trug er die Robe eines Wesirs Bila Hurumas. Es war eine kluge Entscheidung seitens des Ubars, davon war ich überzeugt. Ayari hatte seine Härte und seinen Wert auf den Reisen am Ua mehr als einmal unter Beweis gestellt. Er verstand sich auf Sprachen und hatte Verbindungen in den Nyuki-Dörfern am Nordufer des Ushindi-Sees, der Gegend, in der sein Vater geboren worden war. Außerdem hatte er gute Beziehungen zu Kisu und dessen Ukungu-Region am Ngao-See. Darüber hinaus war er in Schendi geboren und



aufgewachsen und beherrschte das Goreanische fließend. Wenn man dann noch berücksichtigte, daß er intelligent, schlau und human war, schien er mir für seine Aufgabe ideal geeignet zu sein. Ein solcher Mann ließ sich sehr gut von einem Ubar einsetzen, der seine Beziehungen nicht nur zum Landesinneren verbessern wollte, sondern auch mit Schendi, einem der wichtigsten Häfen des zivilisierten Gor. Außerdem war Ayari einer der wenigen Männer, die den Ua hinaufgefahren waren und von diesem Abenteuer berichten konnten. Zweifellos würde er in den langfristigen Plänen Bila Hurumas eine wichtige Rolle spielen. Mit der Zeit würde sich Ayari zu einem der bedeutendsten Männer in der Äquatorzone Görs entwickeln. Ich lächelte vor mich hin. Nur wenige hätten sich vermutlich träumen lassen, daß der kleine Gauner aus Schendi, Sohn eines Jungen, der einmal wegen eines Melonendiebstahls aus seinem Dorf fliehen mußte, eines Tages neben einem Thron stehen würde.

Noch bewegter jedoch dachte ich an Kisu, der nun wieder Mfalme von Ukungu war.

Bis heute ist auf jeder Landkarte klar auszumachen, daß sich das Land Ukungu im Bereich des Imperiums von Bila Huruma als selbständiger Staat behauptet.

Ehe Bila Huruma das Dorf Nyundu, das Hauptdorf der Ukungu-Bezirke, verließ, hatte er sich mit Kisu ausführlich unterhalten. »Wenn du willst«, hatte er gesagt und deutete auf Tende, die neben den beiden Männern kniete, »nehme ich diese Sklavin mit und Sorge für ihren Verkauf in Schendi. Ihren Ertrag lasse ich dir zukommen.« ,

»Vielen Dank, Ubar«, hatte Kisu erwidert, »aber ich werde die Frau in Ukungu behalten.«

»Hast du die Absicht, sie zu befreien?« hatte Bila Huruma gefragt.

»Nein.«

»Ausgezeichnet«, hatte Bila Huruma gesagt. »Dazu ist sie auch viel zu schön.«

Tende hatte zu Kisu aufgeblickt. »Ich werde versuchen, meinem Herrn zu gefallen«, sagte sie.

Jene Nacht hatten wir in Nyundu verbracht. Ich erinnerte mich gern an das große Fest. Abgesehen von seiner politischen Bedeutung war es auch ein Abschiedsfest gewesen. Ich blickte nach links - dort kniete Lana, das blonde Taluna-Mädchen, die ehemalige Anführerin der Schar, die inzwischen nach Schendi in die Sklaverei verkauft worden war. Neben ihr wartete Alice auf die Verladung. In diesem Augenblick kam Ngoma auf mich zu, der zur Mannschaft Ulafis gehörte. Er war in Begleitung zweier Männer.

»Wir legen bald ab«, meldete er. »Die Käfige sind bereit.«

Ich nickte, und er und die beiden Helfer führten meine drei Sklavinnen an Bord der Schendi-Palme.

Vom Heck rief mir Ulafi zu: »Es ist bald Zeit, an Bord zu kommen!« Gudi und Schoka, sein Erster und Zweiter Offizier, standen neben ihm.

»Verstanden!« rief ich zurück.

Ich sah mich um.

Auf dem Deck des Schiffes warteten noch zwei leere Sklavenkäfige, die ich gebucht hatte.

»Ho, da!« rief ich einem Mann entgegen, der in meinem Auftrag in Pembes Taverne gewesen war.

Er erblickte mich und eilte auf mich zu. An einer Leine führte er eine hübsch gebaute Sklavin, die eine Augenbinde trug. Er hieß sie vor mir niederknien und nahm ihr die Binde ab.

»Oh!« rief das Mädchen, das einmal Evelyn Ellis geheißen hatte. Blinzeln blickte sie zu mir auf.

»Du gehörst jetzt mir«, sagte ich. Sie hatte einmal den Kurii in dieser Stadt gedient.

»Ja, Herr«, sagte sie.

Ngoma kam die Planke herab und blieb neben mir stehen.

Ich erinnerte mich gut an sie, die einmal Shaba, Msaliti und mir gedient hatte. Und ich dachte an die Nacht in Pembes Taverne, in der ich ihr ein wenig von dem beigebracht hatte, was der Sklavenkragen bedeutete. Ohne daß sie es wußte, hatte ich sie gestern abend erstanden.

»Oh, Herr!« rief sie freudig, und ich ließ sie auf das Schiff bringen.

»Herr! Herr!« rief Sasi und eilte auf mich zu. Ich nahm sie in die Arme. »Du siehst gut aus, du hübsche kleine Dirne«, sagte ich.

Der Mann aus Filimbis Taverne, in die sie nach meinem Aufbruch aus Schendi verkauft worden war, folgte einige Schritte hinter ihr. Sie trug noch die kurze Tunika mit dem Zeichen ihrer Taverne. Auch sie hatte ich gestern heimlich gekauft.

»Du hast mich nicht vergessen!« rief sie.

»Dazu bist du viel zu hübsch«, sagte ich.

Der Mann aus der Taverne nahm ihr die Fesseln ab. Sie kniete vor mir nieder.

»Es ist Zeit, an Bord zu gehen!« rief Ulafi.

»Sei begrüßt, Turgus!« rief ich dem Mann entgegen, der auf die Pier kam. »Es ist nett, daß du mich verabschieden möchtest.«

»Wer ist denn diese prächtige kleine Sklavin?« fragte er und betrachtete Sasi.

»Du erkennst doch sicher deine frühere Komplizin aus Port Kar?« fragte ich.

»Ach?« fragte er. »Heb doch den Kopf, Mädchen«, befahl er.

»Ja, Herr.«

»Großartig«, sagte er.

Ich griff in meinen Seesack und reichte Turgus einen Brief. »In diesem Brief«, sagte ich, »habe ich eine Petition niedergelegt für deine Begnadigung wegen deiner Verfehlungen in Port Kar. Das Schreiben ist an den Kapitänsrat gerichtet, die herrschende Körperschaft in Port Kar, der ich mit angehöre. Ich gehe davon aus, daß sich der Rat für die Begnadigung entscheiden wird. Sollte das nicht geschehen, hast du noch mindestens zehn Tage Zeit, die Stadt erneut zu verlassen.«

Er nahm den Brief. »Ich bin dir dankbar«, sagte er, »aber warum sollte sich der Rat für mich aussprechen?«

»Wir haben zusammen gekämpft«, entgegnete ich.

»Das stimmt«, sagte er.

»Wirst du nach Port Kar zurückkehren?« fragte ich.

»Ich habe hier in Schendi Geld liegen«, antwortete er, »Kreditbriefe, die ich nach meiner Rückkehr vom Ua anlegen konnte, Gelder, die aus meiner Teilnahme an Shabas Expedition herrühren. Damit komme ich etliche Monate aus.«

»Der Aufenthalt in Schendi ist für einen Fremden weniger gefährlich, seit Ayari Wesir von Bila Huruma geworden ist«, sagte ich.

»Ja«, sagte er lächelnd. Bila Huruma verlangte von Schendi keine Überlassung von Arbeitskräften mehr für den Kanal. Diese Änderung seiner Politik leitete allein schon eine neue Ära in den Beziehungen zwischen Schendi und dem Reich Bila Hurumas ein, sorgte sie doch für ein ganz anderes Klima. Ich bezweifelte nicht, daß Ayari Bila Huruma klargemacht hatte, wie wichtig die Freundschaft zu Schendi war.

»Mit diesem Schreiben«, sagte ich und deutete auf das Dokument, »kannst du zurückkehren, wann du willst. Ich würde dir jedoch raten, sollte die Entscheidung zu deinen Gunsten ausfallen, dir einen ehrlichen Beruf zuzulegen. Wenn die Magistrate dich in Port Kar nicht erwischen, könntest du der Diebeskaste in die Quere kommen. Die wacht eifersüchtig über ihre Pfründe.«

Er lächelte. »Ich glaube, ich werde mir eine neue Stadt suchen, um einen Neuanfang zu machen. Vielleicht reise ich nach Turia oder Ar.«

»Das sind große Städte«, sagte ich. »Die bieten einem klugen und ehrgeizigen Mann viele Möglichkeiten.« Ich blickte ihn an. »Bedauerst du, was dir in den letzten Monaten widerfahren ist?«

»Nein«, sagte er. »Ich hatte die Ehre, Shaba und dir zu dienen. Ich habe den Ua bereist. Ich habe seine Quelle gesehen. Diese Dinge sind von bleibendem Wert. Und ich habe eine großartige Sklavin gefunden.« Damit meinte er das Mädchen, das neben ihm kniete, die dunkelhaarige Schönheit, die einmal die stellvertretende Anführerin der

Talunas gewesen war. »Ich bedaure nichts«, wiederholte er.

»Ich bin zufrieden.«

Wir gaben uns die Hände.

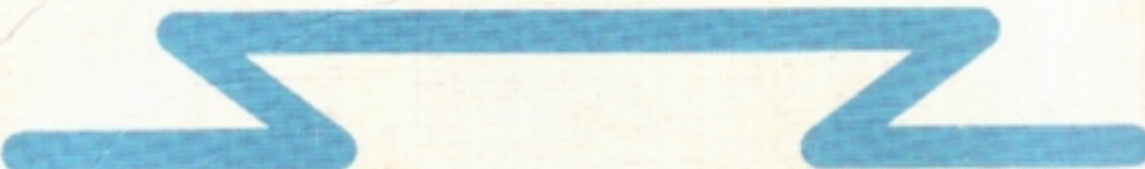
»Ich wünsche dir alles Gute«, sagte ich.

»Ich dir auch«, gab er zurück.

»Alle Mann an Bord!« rief Ulafi.


Ich zog Sasi hoch und warf sie mir über die Schulter. Mit der freien Hand langte ich hinab und ergriff meinen Seesack. Dann schritt ich über die Planke an Bord der Schendi-Palme.

ENDE



In jahrelanger Arbeit hat der amerikanische College-Professor und Autor John Norman einen großen Fantasy-Zyklus geschaffen, der die Abenteuer des Erdenmenschen TARL CABOT auf dem phantastischen Planeten Gor – der Gegenerde – schildert.

Gor, die Zwillingswelt der Erde, umkreist die Sonne auf derselben Bahn, nur befindet sie sich stets auf der anderen Seite, verborgen hinter dem Tagesgestirn. Gor ist eine ungezähmte Welt, bewohnt von wilden Völkern und umkämpft von fremden Mächten.



Tollkühn und lebensgefährlich ist der Auftrag, den Tarl Cabot von den Priesterkönigen entgegennimmt: Er soll den Zauberring der berüchtigten Kurii zurückgewinnen, dieser intelligenten Bestien und Gegner der Priesterkönige.

Tarl Cabots Suche führt durch feuchtheiße Tropendschungel tief im Innern des Kontinents, wo es von Kopfsägern und beutelüsternden Raubtieren wimmelt, in unwegsames Sumpfgelände, das noch nie eines Menschen Fuß betrat. An seiner Seite kämpfen drei reizvolle Gefährtinnen, Sklavinnen, die ihm bis in die Hölle folgen.

Als sich die Abenteuerer schließlich dem Ziel nahe glauben, tapen sie in eine Falle, der noch nie ein lebendes Wesen entrann – und alle Hoffnung scheint am Ende...

ISBN N 3-453-30987-1 DM +007.80

T 3-59-21